Wochenbände für das geistige und materielle Wohl des deutschen Volkes

Bd.: 135/140. 1852

Stuttgart 1852

Cook. — William Penn. (Serie 5.) Columbus. — Burckhardt.

Botanik. — Bauwerke. — Vesuv. — Pompeji u. Herkulanum. — Wunder d. Pflanzen- u. Ameisenwelt. — Schätze des Erdreichs.

Peter der Große. — Louis Philipp. — Washington. — Richard Falconer.

Gesch. d. Sklavenhandels. — Sklavenh. in Amerika. — Jungfrau v. Orleans. — Williamson. — S. Pellico. — Nelson. — Oberlin.

Wochenbände

für das

geistige und materielle Wohl

des

deutschen Volkes.

Herausgegeben

von der

Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher.

Mit einer Menge von Abbildungen.

Nr. 135—140.

enthält:

1) Burckhardt. — 2) Richard Falconer. — 3) Nelson. — 4) Silvio Pellico. — 5) Oberlin. — 6) Louis Philipp.

Neue, durchaus verbesserte Auflage.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1852.

Leben und Reisen J. L. Burckhardts.

Aus dem Englischen

von **Wilhelm Schöttlen.**



Unter den frühern Reisenden, welche entlegene, an historischen Erinnerungen reiche, aber den Nationen des civilisirten Europa's nur durch sparsame Sagen bekannte Länder unter Mühseligkeiten und Gefahren, von denen die heutigen Reisenden glücklich verschont bleiben, durchzogen haben, steht keiner auf einer höheren Stufe als Johann Ludwig Burckhardt. Dieser merkwürdige Mann war ein geborener Schweizer und erblickte das Licht der Welt in Lausanne 1785, wiewohl er aus Basel stammte, wo seine Familie zu den angesehensten gehörte. Sein Vater, der nach dem Namen seines Hauses in Basel den Namen Burckhardt vom Kirschgarten führte, wurde ein Opfer der Revolutionspartei in der Schweiz, als die Franzosen im Jahr 1796 dieses Land überfielen und die bestehende Regierung stürzten. Auf eine vorgebliche Anklage wegen Verrätherei im Kriegsdienste wurde ihm der Prozeß gemacht und er entging der Verurtheilung durch seine zum Voraus gegen ihn eingenommenen Richter nur durch Beibringung eines unzweifelhaften Zeugnisses seiner Unschuld; aber bei Zeiten davor gewarnt, daß er trotz seiner Freisprechung

von Seiten der regierenden Behörden immer noch auf der Liste der Geächteten stehe, fand er es für gerathen, selbst in die Verbannung zu gehen und trat in ein Schweizercorps, das in brittischem Solde stand und damals bei den Oesterreichern am Rheine diente. Hier brachte er es bis zum Oberst; aber seine Gattin und Familie mußte er in Basel zurücklassen, und sein Sohn, der Gegenstand dieser Schrift, der dadurch ein täglicher Zeuge der französischen Zwingherrschaft wurde, sog den tiefsten Groll gegen diese Nation ein und schwur ihr, ein zweiter Hannibal, Feindschaft bis in den Tod. So jung er war, dürstete er darnach, die Waffen unter dem Banner irgend einer Nation zu tragen, die im Kriege mit Frankreich begriffen war; aber zum Unglücke für dieses Verlangen wurde das Festland bald von der wachsenden Ueberlegenheit Bonaparte's zum Frieden gezwungen. Sein Vater schickte ihn deßhalb im Jahre 1800 auf die Universität Leipzig, welche er nach einem Aufenthalte von beinahe vier Jahren gegen Göttingen vertauschte. Auf diesen beiden Sitzen der Gelehrsamkeit zeichnete er sich eben so sehr durch seinen glühenden und erfolgreichen Durst nach Wissen als durch seinen heitern Gleichmuth aus und gewann sich dadurch den Beifall und die Gunst der verschiedenen Professoren, unter denen er studirte, besonders des ausgezeichnetsten von ihnen, des berühmten Blumenbach. Im Jahr 1805 kehrte er in sein väterliches Haus nach Basel zurück, und da auf dem Continent keine Laufbahn für ihn offen war, die ihm Gelegenheit verschaffen konnte, seinen Groll gegen Frankreich durch die That an den Tag zu legen, weil Europa noch bei dem bloßen Gedanken an Marengo zitterte, beschloß er, sein Glück in England zu versuchen, das er früher als diejenige Macht betrachten gelernt hatte, von welcher eine Erlösung von der französischen Tyrannei am ehesten zu hoffen stand. Mit verschiedenen Empfehlungsschreiben, besonders eines von Blumenbach an Sir Joseph Banks, der in der Folge die Bestimmung seines Lebens leitete, versehen, reiste er deßhalb nach dem einzigen Lande ab, das noch mit dem neuen Karl dem Großen im Kriege lag, und kam im Monat Juli 1806 in London an.

Um diese Zeit war die „Gesellschaft zur Beförderung der Entdeckungen im Innern Afrika's" in voller Thätigkeit, und Sir Joseph Banks war eines der eifrigsten Glieder des Ausschusses. Als Burckhardt durch diesen erfuhr, daß die Gesellschaft noch einen Reisenden in das nördliche Afrika senden wollte, um angefangene Entdeckungen fortzusetzen, gab er sogleich einer Vorliebe Gehör, die er schon lange heimlich genährt hatte und die im vollkommenen Einklange mit den Haupteigenschaften seines Charakters stand, worin Wißbegierde und Unternehmungsgeist mit einem unbeugsamen Muthe vereinigt waren, und bot der Gesellschaft angelegentlich seine Dienste an. Aber sein Vorschlag

wurde erst im Mai 1808 förmlich angenommen, und als dies geschehen war, begann Burckhardt sofort seine Vorbereitungen zur Reise, die in einem fleißigen Studium der arabischen Sprache und derjenigen Wissenschaften bestanden, welche ihm in dem Felde der Thätigkeit, das er sich erkoren, besonders von Nutzen sein konnten. Auch ließ er seinen Bart wachsen, nahm die orientalische Tracht an und machte lange Fußreisen, wobei er mit unbedecktem Kopfe in der Sonnenhitze ging, auf dem Boden schlief und von Pflanzen und Wasser lebte. Am 25. Januar 1809 erhielt er seine letzten Verhaltungsregeln von der Gesellschaft und schiffte sich bald darauf nach Malta ein, das er im Anfange Aprils erreichte.

Durch die Erfahrung belehrt, hielt man es für unerläßlich, daß sich der junge Reisende vor dem Antritte seiner gefährlichen Entdeckungsreise mit den Sitten und Gebräuchen der Araber und Moslemin völlig vertaut machte. Deßhalb erhielt er die Weisung, zuerst nach Syrien und nach einem zweijährigen Aufenthalte in diesem Lande nach Kairo in Aegypten zu begeben, von wo aus er in den Fußstapfen Hornemanns nach Murzuk gehen und von diesem Punkte aus soweit als möglich in das Innere von Afrika vordringen sollte. Deßhalb verweilte er bloß kurze Zeit in Malta und eilte so schnell als möglich der Küste von Syrien zu, um seine Wohnung in Aleppo zu nehmen. Bei Ausführung dieses Vorhabens aber stieß er in Folge des Betruges der levantischen Kapitäne, mit denen er segelte, auf zahlreiche Hindernisse und gerieth trotz der Verkleidung, die er angenommen hatte, indem er sich, um der Noth des Augenblickes zu entgehen, für einen mahomedanischen Kaufmann aus Bengalen ausgab, der durch Syrien und Bagdad nach Indien zurückkehrte, in große Gefahr, entdeckt zu werden. Erst Ende September 1809 erreichte er den Ort seiner Bestimmung, Aleppo, wo er von dem brittischen Consul Barker äußerst freundlich aufgenommen wurde. Hier machte er kein Geheimniß aus seiner europäischen Abkunft, behielt aber den Namen Ibrahim Ibn Abdallah, den er angenommen hatte, so wie die türkische Kleidung immer noch bei. So lebte er zurückgezogen und unbekannt seinen Studien der arabischen Sprache, des Korans und des muselmännischen Rechts — Gegenstände, mit denen er innig vertraut sein mußte. Sein Aufenthalt in Syrien wurde beinahe auf dritthalb Jahre verlängert, während deren er verschiedene Ausflüge unter die Beduinen in den umliegenden Wüsten machte und Palmyra, Damaskus, den Libanon und Antilibanon und den damals noch unerforschten Landstrich Hauran besuchte. Nachdem er sich auf diese Art die erforderliche Bekanntschaft mit den Arabern, ihrer Sprache und ihren Gewohnheiten erworben hatte, verließ er endlich Aleppo im Jahre 1812 und trat seine Reise anch Kairo an über Tiberias und Nazareth in Judäa, an dem

östlichen und südlichen Ufer des todten Meeres hinab bis Wady-Musa, wo er die Trümmer des alten Petra, der ehemaligen Hauptstadt von Arabia Peträa, ausgezeichnet durch die außerordentliche Höhlenarchitektur in den Felsen und durch das dort befindliche Grab Aarons, entdeckte, von wo er dann die westliche Richtung einschlug und durch das steinige Thal Araba und die furchtbare Wüste El Tyh nach der Hauptstadt Aegyptens vordrang, die er nach einer mühevollen aber interessanten und nützlichen Reise von sieben Monaten im Monat September erreichte. *

Vor Ausführung des Hauptzweckes seiner Reise hielt es Burckhardt mit der vollen Genehmigung der Gesellschaft für räthlich, sich Zeit zu nehmen, den ägyptischen und afrikanischen Charakter kennen zu lernen, da zu große Eilfertigkeit und Mangel an gehöriger Vorbereitung der Grund sein mochte, aus welchem frühere Reisende ihren Zweck verfehlten. Demgemäß begab er sich nach einem kurzen Aufenthalte in Kairo nach Esne in Oberägypten und machte von dort aus einen Ausflug am Nil hinauf bis zum zweiten Wasserfall bei Tinareh, der seinen Wanderungen ein Ziel setzte, weil die geflohenen Mamelukenflüchtlinge damals das Land Dongola im Besitz hatten. Da die Herrschaft Mehemet Ali's, Pascha's von Aegypten, zu jener Zeit in diesem Theile Nubiens anerkannt wurde, stieß Burckhardt, der mit einem Passe oder Ferman von Ibrahim Pascha, dem Sohne Mehemet Ali's, versehen war, auf seinem Wege auf keine andere Gefahren oder Schwierigkeiten von Bedeutung, als denen, welche eine Reise in barbarischen und unangebauten Gegenden unzertrennlich mit sich führt und kehrte nach einem Zeitraum von fünfunddreißig Tagen wohlbehalten nach Assuan an der nördlichen Grenze von Nubien zurück. Als er sich wieder in Esne aufhielt, sah er sich genöthigt, beinahe ein ganzes Jahr lang auf eine Karavane zu warten, welche durch das östliche Nubien nach Sennaar zog, denn ehe er seine große Reise gegen Westen antrat, hatte er in dieser Richtung vorzudringen beschlossen. Sein Hauptzweck war, mit den Negerarabern an den Grenzen Abyssiniens und der Küste des rothen Meeres bekannt zu werden und Arabien selbst zu bereisen, indem er noch zeitig genug nach Kairo zurückkehrte, um die von Aegypten nach Fezzan reisende Karavane zu treffen; denn dies war das einzige Mittel, um in das südwestliche Afrika vorzudringen. Auf diese Reise begab er sich am 2. März 1814, indem er sich der Karavane zu Darau, ihrem Abgangsorte, in der Verkleidung eines armen mahomedanischen Kaufmannes anschloß, für den er sich seit seiner ersten Ankunft zu Esne ausgegeben hatte. Wegen der langen Verzögerung war er nur

* Die Begegnisse dieser Reise erzählt Burckhard mit seiner gewohnten Genauigkeit in seinen „Reisen in Syrien.“

schlecht mit Geld versehen. Er verkaufte deßhalb sein Kameel, behielt nur einen Esel zum Reiten und schloß einen Contrakt über den Transport seines Gepäckes und seiner Waare. Die gesammte Baarschaft, die er mit sich führte, bestand nur aus fünfzig Thalern in einer Börse und zwei Zechinen, die zu größerer Sicherheit in ein ledernes Amulet eingenäht waren, welches er unter dem Arm trug. Da er keinen Diener oder Sklaven und nur sehr wenig Güter hatte, überdies die groben Kleider trug, welche die ägyptischen Bauern tragen, zog er sich Anfangs die Verachtung der mit ihm reisenden Kaufleute zu und wurde später der Gegenstand ihres Hasses und Argwohnes, erstens, weil sie ihn für einen Türken, und zweitens, weil sie ihn für einen Auflaurer ansahen, der ihnen in ihrem Handel etwas absehen wollte. Er gab zwar zu, daß er von Aleppo sei, suchte aber ihren Argwohn durch die Ausflucht zu beruhigen, er suche einen Vetter auf, der vor einigen Jahren mit einem großen Theile seiner Habe eine Handelsreise nach Darfur und Sennaar angetreten und seitdem nichts mehr von sich habe hören lassen. Dieser Vorwand war zwar sehr geeignet, ihre Besorgnisse zu zerstreuen; aber nichtsdestoweniger fuhren sie fort, ihn die ganze Reise über mit der größten Schmach und oft mit der rohesten Gewalt zu behandeln, indem sie ihn einen gemeinen Bettler, der für die Gesellschaft ihrer Diener zu schlecht sei, nannten, ihm Stockschläge gaben und seine Vorräthe und Habseligkeiten stahlen. Er bedurfte in Wahrheit der ganzen Langmuth und Geduld, womit ihn die Natur begabt hatte, denn sie hatten den Plan, ihn zu Gegenschritten zu reizen, die ihnen dann zum Vorwande dienen sollten, über ihn herzufallen, und sich seiner zu entledigen. Als er endlich ihre Verfolgung nicht mehr ertragen konnte, sah er sich genöthigt, sich in den Schutz der arabischen Führer der Karavanen zu begeben, die selbst einen Streit mit den Aegyptern gehabt hatten und deßwegen um so geneigter waren, ihn vor ihrer Rache sicher zu stellen, die aber von dem armen Reisenden für diesen natürlichen Dienst, den er vertragsmäßig von ihnen zu fordern hatte, besonders belohnt sein wollten.

Die Wüsten des Ostens haben im Allgemeinen denselben Charakter; sie sind alle mit Sand und Felsen bedeckte Einöden, weichen aber im Besondern vielfach von einander ab. Einige derselben, wie die syrische und die Wüste Tyh, sind beinahe ganz ohne Bäume und Süßwasser, während man in andern eine Reihe von grünen Stellen trifft, auf denen sich Beides findet; letztere sind deßhalb weit leichter zu durchreisen. Denn Schatten und Wasser sind die ersten Bedürfnisse in den heißen und dürren Gegenden. Das einzige Mittel, Wasser mitzunehmen, besteht in der Beladung der Kameele mit Schläuchen aus Schaf-, Ziegen- oder Ochsenhäuten, welche aus den verschiedenen Brunnen

gefüllt werden, die man auf der Reise trifft. Allein diese Säcke können zerreißen und das Wasser geräth durch das beständige Schütteln und den Einfluß der brennenden Sonne bald theilweise in Fäulniß und wird dadurch untrinkbar. Dadurch haben die Reisenden, wenn die Brunnen weit von einander entfernt sind, Vieles zu leiden und kommen oft in Gefahr, zu verdursten. Die nubische Wüste von Darau bis Schigre, eine Strecke von ungefähr sechszehn Tagreisen, hat weit mehr Annehmlichkeiten als die meisten ihrer Art, ob sie gleich nicht frei von dem gewöhnlichen Zufalle eines Angriffs von Seiten der räuberischen Stämme ist, die sie bewohnen. Sie ist reich an Thälern, welche Bäume und Brunnen enthalten, die Wasser in Menge liefern, und ist in ihrer ganzen Länge von einem breiten gebahnten Wege durchzogen, von dem man wenig Gefahr läuft, abzukommen. Aber selbst bei diesen Vortheilen ist die Reise durch dieselbe besonders für einen alleinstehenden und verlassenen Wanderer wie Burckhardt war, anstrengend und mühevoll. Unser Freund fühlte den Mangel an einem Diener oder Gefährten schmerzlich; denn von seinen Mitreisenden konnte er keinen Beistand erlangen. Diese freuten sich im Gegenheile, wenn sie seine Noth und Angst sahen und vergrößerten sie. Er selbst schildert seine Lage in den lebendigsten Farben, während er zugleich eine malerische Darstellung von den Eigenthümlichkeiten des Reisens in einer Wüste gibt. „So oft es vorher bekannt wurde," sagt er, „daß die Häuptlinge in einem gewissen Thale Halt zu machen beabsichtigten, stürzten die jungen Männer der Karavane eifrig vorwärts, um sich dort den größten Baum oder eine Stelle unter einem überhangenden Felsen zum Obdache für sich und ihr Mahl auszuwählen. Täglich erhob sich ein Streit darüber, wer zuerst unter einem besonderen Baume angekommen; ich für meine Person wurde oft aus dem kühlsten und behaglichsten Plätzchen in die brennende Sonne getrieben und brachte in der Regel die Mittagsstunden in großer Noth zu; denn abgesehen davon, daß ich der Sonne ausgesetzt war, mußte ich mein Mittagsmahl kochen, ein Dienst, zu dessen Uebernahme ich keinen meiner Begleiter, selbst die ärmsten Diener nicht, bestimmen konnte, ob ich mich gleich erbot, sie an meiner groben Kost Theil nehmen zu lassen. Dieselbe Arbeit begann am Abende wieder, wenn ich ermüdet von der Last und Hitze des Tages, während dessen ich immer vier bis fünf Stunden ging, um meinen Esel zu schonen, der Ruhe im höchsten Grade bedürftig war. Aber der Hunger siegte stets über die Ermüdung, und ich war genöthigt, Holz zu holen und zu hauen, Feuer anzumachen, zu kochen, den Esel zu füttern und endlich noch Kaffee zu bereiten, wornach meine Gefährten aus Darau außerordentlich begierig waren, und womit es mir allein möglich war, sie in erträglicher Stimmung zu erhalten."

Von Schigre südwärts bis Berber, wo der Weg wieder an den Nil führt, ist der Charakter der Wüste ein ganz anderer. Obgleich diese beiden Plätze fünf Tagreisen von einander entfernt sind, liegt doch nur ein Anhaltspunkt dazwischen, an welchem Wasser zu haben ist, und dies findet sich in so geringer Menge, daß sich eine Karavane selten hinreichend damit versehen kann. Deßhalb ist es nothwendig, von Schigre, dessen Brunnen in der ganzen Wüste berühmt sind, so viel als möglich von diesem unentbehrlichen Elemente mitzunehmen; aber selten kann man so viel führen, daß es den ganzen Weg lang dauert. Man verläßt sich deßhalb mehr oder weniger darauf, wenigstens einiges aus den Brunnen von Nedscheym, der einzigen Zwischenstation, zu erhalten; allein diese sind oft ganz mit Triebsand verstopft, und man sagte unsern arabischen Führern voraus, daß dies bei der gegenwärtigen Gelegenheit der Fall sei. Sie beschlossen nichtsdestoweniger, den Zug anzutreten; und alle Wasserschläuche füllend, brach die Karavane von Schigre nach der Wüste auf, in der sich nun alle Spur eines Weges verloren hatte. Zu Nedscheym verschaffte man sich einen kleinen Wasservorrath, indem man die Brunnen mit großer Mühe reinigte; aber die furchtbare Thatsache ward offenbar, daß die Karavane keine Hoffnung hatte, mit ihrem gegenwärtigen Vorrathe Berber zu erreichen.

Indessen blieb nichts übrig, als mit aller Schnelligkeit vorwärts zu eilen; und wie es in solchen Fällen immer geschieht, konnten Viele mit der Hauptmasse nicht Schritt halten, und blieben zurück; der Auftritt, der nun erfolgte, wird am besten mit Burckhardts eigenen Worten geschildert.

„In neun Stunden," sagt er, „erreichten wir das Thal Abu Sellam, welches mit Sellambäumen bedeckt ist. Hier machten wir Halt; denn die Thiere waren sehr ermüdet und noch viele Nachzügler zurück, welche wir verlieren konnten, wenn wir weitergingen. Um meinen Wasservorrath zu sparen, hatte ich, seit wir Schigre verlassen, ganz von Zwieback gelebt, und nie irgend ein Nahrungsmittel gekocht. Jetzt nahm ich ein anderes Mahl derselben Art ein, worauf ich meinen Durst mit einem langen Zug löschte, wobei mir noch so viel blieb, daß ich am andern Tag noch einmal trinken konnte. Wir waren alle höchst muthlos, weil wir voraussahen, daß alle Esel am folgenden Tage umkommen mußten, wenn sie nicht gehörig getränkt würden; und keiner von den Kaufleuten hatte mehr als noch ein paar Züge für sich selbst. Nach langer Berathung kam man endlich zu dem einzigen Beschluß, der uns retten konnte, und den der arabische Führer vor einigen Tagen empfohlen hatte. Zehn bis zwölf der stärksten Kameele wurden auserlesen und von eben so viel Mann bestiegen, welche auf dem kürzesten Wege dem Nil zueilten, um Wasser zu holen. Wir waren

nur fünf bis sechs Stunden von diesem Flusse entfernt; aber da seine Ufer in diesen Gegenden von Arabern bewohnt wurden, welche den Kaufleuten feind sind, konnte es die ganze Karavane nicht wagen, sich denselben zu nähern. Die Kameele brachen gegen 4 Uhr Nachmittags auf und konnten den Fluß mit der Nacht erreichen. Ihre Führer hatten die Weisung, zur Füllung ihrer Schläuche eine unbewohnte Stelle zu wählen und sogleich wieder umzukehren. Wir brachten mittlerweile den Abend in der größten Angst zu; denn wenn die Kameele nicht zurückkehrten, hatten wir wenig Hoffnung, der Verdurstung oder dem Schwerte unserer Feinde zu entgehen, welche, wenn sie einmal die Kameele gesehen hätten, ihre Fußstapfen durch die Wüste verfolgt und uns gewiß entdeckt haben würden. Nach Sonnenuntergang kamen mehre Nachzügler an; aber zwei blieben immer noch zurück; der eine stieß frühe am andern Morgen zu uns, aber von dem andern hörte man nichts mehr. Er war der Diener eines Kaufmanns aus Darau, der sich nicht im geringsten um sein Schicksal zu bekümmern schien. Viele von meinen Reisegefährten kamen im Laufe des Abends, mich um etwas Wasser zu bitten; aber ich hatte meinen Schatz wohl verborgen und zeigte ihnen statt der Antwort meine leeren Schläuche. Wir blieben den größten Theil der Nacht über in düsterer und stummer Erwartung des Ergebnisses unserer verzweifelten Sendung. Endlich, um 3 Uhr Morgens, hörten wir die entfernten Hallorufe unserer Wassermänner, und bald erquickten wir uns mit dem köstlichen Nilwasser in langen Zügen. Die Karavane ging plötzlich von den Zeichen der tiefsten Muthlosigkeit zu den Aeußerungen der ungemessensten Freude und Lust über. Ein reiches Nachtessen ward zugerichtet, und die Araber sangen bis zum Anbruche des Tages, ohne dem Unglücklichen nur einen Gedanken zu schenken, welcher zurückgeblieben war."

Auf diese Art glücklich aus der furchtbarsten Noth erlöst, kam die Karavane zwei Tage nachher in Berber an. Dies ist eine Gruppe von vier Dörfern an den Ufern des Nils, und jedes dieser Dörfer besteht aus etwa einem Dutzend Abtheilungen, die durch kurze Zwischenräume von einander geschieden sind. Sie sind von einem Stamme Araber bewohnt, der sich Meyrefab nennt und unter der Leitung eines Mek steht, der zur Zeit von Burckhardts Besuch den König von Sennaar als Oberherrn anerkannte. Hier blieb die Karavane einen ganzen Monat lang, ehe sie nach Schendy aufbrach, einem Orte von weit größerer Bedeutung, einige Tagreisen weiter gegen Süden und ebenfalls am Ufer des Nils gelegen. Dieser und sein späterer Aufenthalt zu Schendy setzte unsern Burckhardt in den Stand, genaue Beobachtungen über den Charakter und die Sitten und Gebräuche der nubischen Araber anzustellen, die nach seinen Schilderungen

ein sehr entarteter Volksstamm zu sein scheinen. Schendy wird in derselben Weise regiert wie Berber, ist aber von andern Araberstämmen bewohnt, die jedoch sämmtlich Abkömmlinge des arabischen Urstammes sind oder sein wollen, und wirklich in jeder Beziehung die gleichen Unterscheidungsmerkmale an sich tragen. Da die Beschreibung, welche Burckhardt von der Bevölkerung von Berber gibt, sehr genau und lebendig ist, so mag sich ihre Anwendung auf das ganze Land bis Sennaar und Darfur finden.

„Die Farbe der Eingeborenen," sagt er, „scheint ein dunkelrothes Braun zu sein, welches, wenn die Mutter eine Sklavin aus Abyssinien ist, bei den Kindern hellbraun, und wenn sie aus den Negergegenden ist, äußerst dunkel wird. In ihren Zügen unterscheiden sie sich wesentlich von den Negern; das Gesicht ist oval, die Nase oft vollkommen griechisch, und die Backenknochen stehen nicht hervor. Die Oberlippe ist jedoch in der Regel etwas dicker, als man es unter den nördlichen Völkern für schön findet, wiewohl sie der Negerlippe noch lange nicht nahe kommt. Ihre Beine und Füße sind wohlgestaltet, was bei den Negern selten der Fall ist. Sie haben einen kurzen Bart unter dem Kinn, aber selten ein Härchen an den Wangen. Ihr Haupthaar ist buschig und stark, aber nicht wollig. „Wir sind Araber, nicht Neger," sagen sie oft, und in der That können sie nur von Leuten, welche bloß nach der Farbe urtheilen, zu den Letztern gerechnet werden.

„Die Mayrefab, wie die übrigen arabischen Stämme an diesen Theilen von Afrika, sehen außerordentlich auf Erhaltung der Reinheit des Blutes. Ein freigeborener Mayrefab heirathet nie eine Sklavin, weder eine Abyssinerin, noch eine Schwarze, sondern stets ein arabisches Mädchen aus seinem oder einem benachbarten Stamme; und wenn er irgend Kinder von Sklavinnen hat, die seine Beischläferinnen sind, bilden diese bloß für Sklaven oder deren Abkömmlinge passende Heirathen. Dieses Herkommen theilen sie mit allen orientalischen Beduinen, während dagegen die Bewohner der Städte Arabiens und Aegyptens täglich abyssinische sowohl als Negersklavinnen zur Ehe zu nehmen pflegen.

„Wenige Männer haben mehr als eine Frau, aber Jeder, der es vermag, hält eine Sklavin oder Mätresse, entweder in seinem eigenen oder in einem besonderen Hause. Trunkenheit ist die beständige Begleiterin dieser Ausschweifung; und es scheint fast, als ob die Menschen in diesen Ländern keinen andern Lebenszweck hätten. Die berauschende Flüssigkeit, welche sie trinken, wird Buza genannt. Die Wirkungen, welche diese allgemeine Gewohnheit der Ausschweifung im Trunk und in der Liebe auf die Sittlichkeit des Volkes ausübt, lassen sich leicht

begreifen. In Bestrebung nach Gewinn kennen sie keine Grenzen, vergessen jedes göttliche und menschliche Gesetz und verletzen die heiligsten Bande und Pflichten. Betrug, Diebstahl und der schwärzeste Undank finden sich in dem Charakter eines Jeden, und ich bin vollkommen überzeugt, daß es Wenige unter ihnen oder unter meinen Reisegefährten aus Aegypten gab, die es sich hätten einen Thaler kosten lassen, ein Menschenleben zu retten, oder die nicht in den Tod eines Menschen gewilligt hätten, um einen Thaler zu gewinnen.

„Die Weiber von Berber, selbst die vornehmsten, gehen stets unverschleiert, und junge Mädchen sieht man oft ohne alle andere Bedeckung, als einen Gürtel von kurzen ledernen Troddeln um ihre Lenden. Viele, sowohl Männer als Weiber, schwärzen ihre Augenlieder mit Kohel oder Spießglanz, aber diese Gewohnheit ist nicht so allgemein, wie in Aegypten. Die Frauen der höheren Klassen, und die eleganteren unter den öffentlichen Weibern, tragen über ihren Hemden weiße Röcke mit rother Leinwand aus Aegypten. Beide Geschlechter reiben ihre Haut täglich mit frischer Butter ein. Sie behaupten, dies erfrische den Menschen, verhüte Hautkrankheiten und mache die Oberfläche der Haut glätter; die Männer fügen im Hinblicke auf ihre häufigen Streitigkeiten hinzu, die Haut werde dadurch zäher, und das Messer könne nicht so leicht einschneiden. Gewiß ist, daß der in Aegypten so gewöhnliche Ausschlag, die juckende Hitze genannt, hier nie gesehen wird; und ich hatte oft Gelegenheit, selbst bei Männern, welche sehr viel der Sonne ausgesetzt waren, das glatte und zarte Aussehen der Haut zu bewundern. Die Beschaffenheit ihrer Haut ist es, wodurch sich diese Araber von den Negern unterscheiden; obgleich von sehr dunkler Farbe, ist ihre Haut so fein, als diejenige eines Weißen, wogegen die Haut des Negers weit dicker und gröber ist. Aber die Blattern sind sehr häufig und verheerend. Von den damit Befallenen kommt nur etwa der dritte Theil davon, und sie tragen furchtbare Merkmale der Krankheit an Armen und Beinen an sich. Die Impfung ist bekannt, aber nicht sehr gebräuchlich; man erwartet wenig Nutzen von ihr. Die Schnitte werden gewöhnlich in den Schenkel gemacht. Die einzige Behandlung der Blattern besteht darin, daß die Kranken drei oder viermal des Tages am ganzen Leibe mit Butter eingerieben werden, und streng abgeschlossen bleiben. Die Pest ist unbekannt, und nach dem, was ich auf meiner früheren Reise in Nubien gehört, habe ich Grund zu glauben, daß sie nie weiter gegen Süden vordringt, als bis zu dem Nilfalle bei Assuan.

„Die Häuser in den Städten sind in der Regel durch große Höfe von einander getrennt und bilden deßhalb nirgends regelregelmäßige Straßen. Sie sind erträglich gebaut, entweder aus

Lehm oder Backsteinen, die an der Sonne gedörrt sind, und halten wenigstens ebenso gut aus, als die in Oberägypten. Jedes Wohngebäude besteht aus einem großen Hofe, der in einen inneren und äußeren abgetheilt und von den Gemächern der Familie umschlossen ist. Letztere sind sämmtlich zur ebenen Erde; ich habe in keinem dieser Länder ein zweites Stockwerk gesehen. Um das Dach zu bilden, werden Balken über die Mauern gelegt, und mit Matten, und diese mit Schilfrohr bedeckt, und endlich das Ganze mit Lehm überschlagen. Das Dach ist geneigt, um das Regenwasser ablaufen zu lassen, welches bei den meisten Häusern durch einen Kanal in den Hofraum geführt wird und den letztern in der Regenzeit zum Pfuhle macht. Zwei der Gemächer werden in der Regel von der Familie bewohnt, ein drittes dient zur Vorrathskammer, ein viertes zur Aufnahme von Fremden, und ein fünftes wird oft von öffentlichen Weibern bewohnt. Ich habe selten ein anderes Hausgeräthe in den Zimmern gesehen, als ein Sopha oder Bettgestelle — ein längliches hölzernes Gerüste mit vier Beinen, mit einem Sitz aus Rohr oder einem Geflechte von dünnen Riemen aus Ochsenleder."

Die Bewohner der verschiedenen Ortschaften beschäftigen sich mit dem Feldbau, der Viehzucht und dem Handel. Schendy hat einen sehr bedeutenden Sklavenhandel und ist zugleich Mittelpunkt eines beträchtlichen Handelsverkehrs überhaupt zwischen Aegypten, Arabien und dem Innern von Afrika. Burckhardt schätzt, daß jährlich fünftausend Sklaven zu Schendy verkauft werden, die größtentheils auf die ägyptischen und arabischen Märkte kommen, und von den heidnischen Ländern in dem Süden und Südwesten von Darfour gebracht werden. Wenige werden eingeführt, welche über fünfzehn Jahre alt sind, das Alter zwischen elf und fünfzehn ist das gesuchteste; männliche Sklaven kosten fünfzehn bis sechszehn Thaler, wenn sie die Merkmale an sich tragen, daß sie die Blattern gehabt, denn sonst wäre ein Knabe nicht zwei Drittheile dieser Summe werth; für weibliche werden zwanzig bis fünfundzwanzig Thaler bezahlt. Burckhardt selbst kaufte, nachdem er seine Waare losgeschlagen hatte, einen vierzehnjährigen Sklaven um sechszehn Thaler, und mit diesem zugleich ein Kameel, da er nicht weiter nach Süden zu reisen, sondern den zwischen Schendy und der Küste des rothen Meeres gelegenen Landstrich zu durchziehen beabsichtigte. Es wäre ihm vielleicht ein Leichtes gewesen, in das Innere von Abyssinien vorzudringen, da die Wege zur Friedenszeit für sicher angesehen wurden, aber aus zwei Gründen zog er das Letztgenannte vor, erstens, weil die Strecke von Schendy bis ans rothe Meer noch unerforscht und äußerst schwer und gefährlich zu durchwandern war; zweitens, weil er Mekka im Monat November, er gewöhnlichen Wallfahrtszeit, zu erreichen wünschte, da er

überzeugt war, daß der Titel Hadschi oder Pilger bei jeder künftigen Reise durch das Innere von Afrika eine vielvermögende Fürsprache und Empfehlung für ihn sein würde. Sein erster Plan war, bis Massua, einem weit südlich an der abyssinischen Küste des rothen Meeres gelegenen Hafen zu gehen, und von da nach Mekka oder Mocha in Arabien überzusetzen. In dieser Absicht verließ er Schendy mit einer nach Suakin am rothen Meere ziehenden Karavane, die er bis Taka zu begleiten gedachte, von wo aus er Mittel zu finden hoffte, nach Massuah zu kommen. Es ist ein schlagender Beweis von seinem beharrlichen und glühenden Muthe, daß er beim Aufbruche zu dieser höchst abenteuerlichen Unternehmung nur vier Thaler in der Tasche hatte, und daß er sich darauf verließ, wenn er sein Kameel verkauft hätte, sich nöthigenfalls bis Dschidda durch Betteln fortbringen zu können, auf welche Stadt er einen Kreditbrief hatte.

Dieser ausgedehntere Plan sollte jedoch nicht zur Ausführung kommen. Die Karavane, welche am 17. Mai von Schendy abging, theilte sich an den Ufern des Atbara oder Astoboras, eines Nebenflusses des Nils, in zwei Theile, von denen der eine quer durch die Wüste nach Suakin zog, der andere sich südlich nach Taka wandte. Seinem ursprünglichen Plane gemäß begleitete Burckhardt die letztere. Aber zu Taka, dem Hauptstapelplatz für die am meisten gesuchte und in ganz Nubien beinahe zum allgemeinen Tauschmittel dienende Korngattung Dhurra, angekommen, fand er, daß zwischen diesem Platze und Massuah keine Handelsverbindung stattfand, wie man ihn glauben gemacht hatte, und daß der ungastliche und verrätherische Charakter der dazwischenliegenden Stämme jeden Versuch, allein hindurch zu dringen, völlig hoffnungslos mache. Er hatte deßhalb keine andere Wahl, als das Vorhaben aufzugeben, und nach Suakin zu reisen, wohin der Weg vergleichungsweise sicher und angenehm war, und das er am 26. Juni erreichte. Hier war er durch die Raubgier und Gewaltthätigkeit des arabischen Gouverneurs der Stadt und des Aga Mehemet Ali's, der damals eine partielle Oberherrschaft über diesen und die übrigen Häfen des rothen Meeres ausübte, der Gefahr ausgesetzt, sogar sein Leben zu verlieren, und er rettete sich nur durch Vorweisung alter Fermane des Pascha und seines Sohnes Ibrahim, die er bis jetzt sorgfältig verborgen hatte, aus Furcht vor den Nubiern, welche bereits eine Ahnung von dem Joche hatten, das ihnen seitdem aufgelegt worden ist, für einen Spionen dieser Fürsten gehalten zu werden. In dem Passe, den er von Ibrahim hatte, war er „Unser Mann, Ibrahim der Syrer genannt," und dies übte eine solche Wirkung auf den Aga, daß ihm dieser Beamte trotz seiner buchstäblich zerlumpten Kleider sofort große Achtung erwies, ihn in seinem Hause zu wohnen einlud, und ihm zu-

letzt an Bord eines kleinen, mit Dhurra und Reisenden, besonders schwarzen Pilgern nach Mekka, überladenen Schiffes freie Ueberfahrt verschaffte. Dieses Schiff, das nicht viel besser war, als ein offenes Boot, bestieg er am 6. Juli; und nach dem gewohnten Schneckengange arabischer Schiffer, welche jede Nacht in irgend einer Bucht vor Anker gehen, kam er am 18. Juli 1814 in Dschidda an.

Reise nach Mekka.

Jetzt kommen wir zum interessantesten Theile von Burckhardts Reisen, weil er durch den vollkommenen Erfolg, mit dem er seine Verkleidung als Mahomedaner behauptete, in den Stand gesetzt wurde, nicht nur die beiden heiligen Städte, Mekka und Medina, die Niemand, als ein wahrer Gläubiger, betreten darf, zu besuchen, sondern auch alle Ceremonien des Hadsch oder der Wallfahrt nach diesen Plätzen des Moslemaberglaubens — Mysterien, zu denen bis dahin noch Keiner zugelassen worden, der nicht ein echter Jünger des Propheten war — mit anzusehen und mitzumachen. Die arabische Provinz, in welcher Mekka und Medina liegen, trägt den ausgezeichneten Namen Hedschas oder heiliges Land, und erstreckt sich vom 20. bis 26. Grad nördlicher Breite. Außer diesen beiden Städten, von denen die eine als Geburtsort, die andere als Begräbnißplatz Mahomeds heilig ist, enthält sie noch die Städte Dschidda, Yembo, Tayf und andere Orte von geringerer Bedeutung. Die beiden ersten sind die Häfen von Mekka und Medina. Zur Zeit, in welcher sie Burckhardt besuchte, hielt Mehmet Ali das Land besetzt und befand sich selbst zu Tayf. Er hatte eben erst die Wechabiten, einen mächtigen und fanatischen Stamm der Nedsched im östlichen Arabien, zurückgetrieben, welche vorher ganz Hedschas erobert und als Reformatoren eine Menge von den Denkmalen in den Tempeln Mekka's und Medina's, die ihnen als Götzendienst erschienen, zerstört hatten. Sie hatten sogar während der sechs Jahre ihrer Herrschaft den Hadsch oder die Wallfahrt, welche Mahomed seinen Jüngern in seinem Koran als zur Seligkeit nothwendig ausdrücklich einschärfte, untersagt, und wurden deßhalb von der ganzen mahomedanischen Welt, und am meisten von den Einwohnern von Mekka und Medina, die hauptsächlich von den Spenden der Pilger leben, in hohem Grade verabscheut. Diese Pilger strömten aus den entlegensten Gegenden, wo der Islam herrschte, aus der europäischen und asiatischen Türkei, aus Marokko, der Berberei, Aegypten und den Ländern im Süden und Osten Afrika's, und aus Bagdad, Muscat und Indien herbei. Sie waren in der Regel ihrer fünfzig bis hunderttausend, und kamen in fünf oder sechs großen, oft dreißigtausend Personen starken Karavanen,

von denen die syrischen und ägyptischen die hauptsächlichsten waren. Aber die Unterbrechung durch die Wechabiten und die immer mehr eintretende Gleichgültigkeit der Mahomedaner gegen die Vorschriften ihrer Religion im Allgemeinen, hat die Zahl der Wallfahrer in den letzten Jahren bedeutend vermindert, und sie wird aller Wahrscheinlichkeit nach immer kleiner und kleiner werden, bis die Uebung so sehr außer Gebrauch kommt, wie die Pilgerfahrt der Christen nach Jerusalem. Die lange Dauer dieses religiösen Gebrauches dürfte größtentheils dem commerziellen Charakter zuzuschreiben sein, den sie an sich trägt, indem wenige Pilger kommen, welche nicht irgend ein Erzeugniß ihres Landes zu Markte bringen, und dagegen andere Produkte zurücknehmen — denn Mahomed war zu schlau, um den Handel auf der Pilgerfahrt zu verbieten; — so sind die Zwecke der Frömmigkeit und des Interesses, die unter großen körperlichen Anstrengungen verfolgt werden, kluger Weise mit einander verknüpft. *

Bei Anordnung dieser Pilgerfahrt bestätigte Mahomed bloß eine Gewohnheit, welche bei seinen Landsleuten bereits durch ihr Alterthum geheiligt war. Der Tempel von Mekka war schon bei den heidnischen Arabern seit Jahrhunderten ein Gegenstand der Verehrung gewesen, und diese hatten sich zu bestimmten Zeiten in diesem Heiligthum versammelt, um anzubeten. Weil es schwierig gewesen wäre, dieses Gefühl der Verehrung auszurotten, verleibte es Mahomed weislich seiner Religion ein. Der Hauptanziehungspunkt dieses Tempels war und ist die Kaaba, die nach der Vorstellung der Gläubigen zweitausend Jahre vor Erschaffung der Welt im Himmel gebaut und dort von den Engeln angebetet wurde. Adam, welcher der erste wahre Gläubige war, errichtete die Kaaba auf Erden an ihrer gegenwärtigen Stelle, welche gerade unter demjenigen Punkte liegt, den sie im Himmel einnahm. Er sammelte die Steine von fünf heiligen Bergen, und zehntausend Engel wurden aufgestellt, um den Bau vor Beschädigung zu bewahren. Die Söhne Adams besserten die Kaaba aus, und nach der Sündflut erhielt Abraham Befehl vom Allmächtigen, sie wieder aufzubauen. Sein Sohn Ismael, der von Kindheit an mit seiner Mutter Hagar, in der Nähe des Ortes, wo jetzt Mekka steht, wohnte, half seinem Vater, und beim Graben fanden sie den von Adam gelegten Grund. Da sie eines Steines bedurften, den sie in den Bau fügen wollten, um den Punkt zu bezeichnen, bei welchem der T o w a f

* „Sehet euch vor für eure Reise, sagt der Koran, aber das Beste, womit ihr euch versehen könnet, ist Frömmigkeit; und fürchtet mich, ihr Verständigen. Es soll euch kein Verbrechen sein, wenn ihr Vergrößerung eurer Habe suchet von dem Herrn, indem ihr Handel treibet auf der Pilgerfahrt." — „Die Pilgerfahrt nach Mekka," bemerkt Sale, „ist etwas so Nothwendiges, daß einer mahomedanischen Ueberlieferung zufolge Derjenige, welcher stirbt, ohne sie gemacht zu haben, ebensowohl als Jude oder als Christ sterben könnte."

oder heilige Umgang um denselben beginnen sollte, ging Ismael fort, einen solchen zu suchen, und auf seinem Wege traf er den Engel Gabriel mit einem Steine in der Hand, der seitdem ein Gegenstand der Verehrung, und obgleich ursprünglich weiß, unter dem Namen „der schwarze Stein" berühmt wurde. Dies ist die Legende der Ueberlieferung, welcher die Moslem noch heute Glauben schenken.

Diese Kaaba ist trotz ihrer fabelhaften Schaar von hütenden Engeln wiederholt sowohl durch Feuer als durch Wasser zerstört worden, und wurde im Jahr 1627 ganz neu gebaut, wie sie jetzt steht. Es ist ein längliches Gebäude mit plattem Dach, 18 Schritte lang, 14 breit, und 35—40′ hoch.* Sie ruht auf einer zwei Fuß hohen Basis und hat bloß eine Thüre, die ungefähr 7′ vom Boden steht, und nur bei feierlichen Gelegenheiten geöffnet wird, wo man dann auf hölzernen Stufen zu ihr hinansteigt. In ihrer nordöstlichen Ecke, in dem Winkel der Mauer, liegt der „schwarze Stein", ein unregelmäßiges Oval von ungefähr 7″ im Durchmesser. Er hat jetzt das Ansehen mehrer kleinerer zusammengekitteter Steine, als wäre er in Stücke zerbrochen und dann wieder zusammengefügt worden, was bei den zahlreichen Unfällen, welche die Kaaba schon betroffen, sehr wohl der Fall gewesen sein kann. Er ist in Silber gefaßt, und die Millionen Küsse und Berührungen, die ihm zu Theil geworden, haben ihn völlig geglättet. Ein anderer heiliger Stein ist in der südöstlichen Ecke der Kaaba eingefügt, welcher von den Besuchern des Heiligthums nur mit der rechten Hand berührt wird. Ueber der auf der Westseite der Kaaba befindlichen Wasserröhre, welche von reinem Golde sein soll, sind zwei Platten, unter denen der Sage nach Ismael und seine Mutter Hagar begraben liegen; um sie läuft eine halbkreisförmige Mauer herum, welche El Hatim genannt wird, während der Platz selbst den Namen Hedschen führt, und beinahe als so heilig gilt, wie die Kaaba. Alle Seiten der Kaaba sind von oben an mit einem schwarzen Seidenstoffe behangen, der sich jedoch nicht über das Dach erstreckt. Dieser Vorhang oder Schleier heißt Kefona und wird jährlich zur Zeit des Hadsch auf Kosten des Sultans erneuert. Für die beiden heiligen Steine sind Oeffnungen darin angebracht, damit Lippen und Hände der Heiligen sie berühren können. Das Innere der Kaaba besteht aus einem einzigen Gemach mit zwei Säulen, welche das Dach stützen und zwischen welchen Reihen goldener Lampen hängen; die Wände sind mit einer Draperie von rother Seide ausgekleidet, die mit Blumen und Inschriften durchwoben ist. Um die Außenseite läuft ein Marmorpflaster herum

* Die von Sale angegebenen Dimensionen sind, Länge 24 Ellen, Breite 23 Ellen und Höhe 27 Ellen.

etwa 8″ tief unter dem es umgebenden freien Platz. Dieser ist von 32 vergoldeten schlanken Säulen oder Pfählen eingefaßt, und zwischen je zwei derselben hängen sieben gläserne Lampen, welche nach Sonnenuntergang immer brennen. Außerhalb der Pfähle ist ein etwa acht Schritte breites, etwas über das erste erhabenes Pflaster von gröberer Arbeit; dann ein weiteres, 6″ höheres und 18 Schritte breites, worauf verschiedene kleine Gebäude stehen, nämlich fünf Makam oder Bethäuser; der Bau über dem Brunnen Zemzem,* dessen Wasser alle Krankheiten heilen soll; der Bogengang Bab-es-Salam, durch welchen diejenigen gehen müssen, die zum erstenmale in den Tempel treten; und das Mambar oder die Kanzel aus weißem Marmor, von welcher an Freitagen und Festen gepredigt wird. Vier von den Makams gehören den vier rechtgläubigen Sekten der Mahomedaner, und der fünfte enthält den Stein, auf welchem Abraham stand, als er die Kaaba baute, welcher sich hob und senkte, wie es die Gelegenheit erforderte.

Die Kaaba mit diesen sie umgebenden Gebäuden steht beinahe im Mittelpunkte eines 250 Schritte langen und 200 Schritte breiten Rechteckes, das auf allen Seiten von einer Colonnade umschlossen ist, deren Säulen drei und vier Schritte weit stehen und mit Spitzbögen verbunden sind, auf denen sich Dome oder Kuppeln mit vergoldeten Spitzen erheben. Die ganze Colonnade entlang hängen an allen vier Seiten Lampen von dem Innern der Bögen herab, von denen einige jede Nacht und sämmtliche in den Nächten des Festes Ramadhan brennen. Neunzehn Thore führen hinein, die ohne Ordnung oder Symmetrie vertheilt sind, und sieben gepflasterte Kunstwege gehen über den Hofraum nach der Kaaba, welche den unterscheidenden Namen Beitullah oder Gotteshaus führt. Die ganze Moschee, welche von einer um die Colonnade herumlaufenden Mauer umschlossen ist, wird Maschad al Harem — der heilige oder unverletzliche Tempel genannt. Indessen wird er nur während den Stunden des Gebets als geweihte Stätte betrachtet und ist für andere Zeiten Zusammenkunftsort für Geschäftsleute, die über ihre Handelsangelegenheiten reden, und viele ärmere Hadschis oder Pilger schlagen für die ganze Dauer ihres Aufenthaltes in Mekka ihre Wohnung unter den Säulengängen auf. Auch spielen Kinder auf dem Hauptplatze, und Diener benützen ihn mit ihren Lasten als den nächsten Weg von einem Theile der Stadt zum andern. Weiber verkaufen Korn und Durrah innerhalb der Ringmauer, und Pilger kaufen es zur Fütterung der

* Dieser Brunnen soll die Quelle sein, die der Hagar in der Wüste wunderbarer Weise gezeigt wurde, als ihr Sohn Ismael verschmachten wollte. Mekka verdankt ihm so zu sagen seine Existenz, denn er enthält das einzige Süßwasser in der Stadt und hat Ueberfluß daran.

Tauben, die in großer Anzahl in der Moschee hausen und für heilig geachtet werden. Letzteres ist kein uninteressanter Zug im Charakter des Mahomedaners, der in der Regel die Thiere mit Liebe und Sorgfalt pflegt, und manchen Christen in dieser Beziehung beschämen würde. In verschiedenen Theilen der Colonnade werden öffentliche Schulen gehalten, wo die Kinder im Buchstabiren und Lesen unterrichtet werden, was den dort herrschenden Lärm nicht wenig vergrößert, besonders da der Stock des Schulmeisters beinahe in beständiger Thätigkeit ist. Ulemas oder Doktoren halten Vorträge über den Koran und das Gesetz; und Scheiks gehen herum und bieten ihre Dienste zum Abschreiben von Dokumenten aller Art an. Ueberhaupt ist die Entweihung vollständig; aber sie ist keineswegs der Moschee von Mekka eigenthümlich, sondern in allen großen Moscheen des Orientes zu Hause. In den Zeiten des öffentlichen Gebetes, besonders beim Abendgebete, zu dem sich eine sehr große Anzahl von Menschen versammelt, ist das Bild ein ganz anderes. Dann schaaren sich viele Tausende in weiten Kreisen um die Kaaba als einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, vor welchem sich Jeder schweigend niederwirft. Der Imam oder Priester stellt sich an der Thür der Kaaba auf, und seine Kniebeugungen werden von der ganzen versammelten Menge nachgeahmt. Dieses feierliche Schauspiel gewinnt sehr an Wirkung durch das unbestimmte Licht, welches die um die Kaaba und in der äußeren Colonnade anbebrachten Lampen werfen, und das ihm den wesentlichen Charakter des Erhabenen gibt.

Die Moschee zu Mekka hat sehr große Einkünfte, indem sie beinahe in jedem Theile des türkischen Reiches Grundeigenthum besitzt; aber sie werden jetzt schlecht ausbezahlt und sind im Vergleich mit dem, was sie waren, unbedeutend. Ihre Haupteinnahmen bilden die Beiträge des türkischen Sultans und die Gaben der Pilger. Der erste Beamte ist der Nayb al Harem, oder der Hüter des Heiligthums, der die Schlüssel der Kaaba führt. Ihm zunächst steht der Aga der Eunuchen oder Towaschye, welche die Polizei in dem Tempel handhaben, Unordnungen verhüten, und das um die Kaaba herumlaufende Pflaster täglich mit großen Besen kehren und waschen. Sie sind ihrer ungefähr vierzig, meistens Geschenke von Pascha's und andern Personen von Rang. Die meisten derselben sind Neger, aber sie stehen nichtsdestoweniger bei den Mekkanern in großer Achtung und die Pilger buhlen sehr um ihre Gunst. Außer diesen stehen zahlreiche Metowefs oder Führer bei der Moschee, welche die Pilger begleiten und über die vorgeschriebenen Gebete und Ceremonien belehren: Dienste, für die sie eine gute Bezahlung erwarten.

Die Stadt Mekka, in deren Mittelpunkt die große Moschee steht, liegt in einem schmalen sandigen Thale, etwa halbwegs zwischen Dschidda und Tayf, und ist ungefähr 1500 Schritte lang, obgleich ihre Vorstädte eine Länge von mehr als 3500 Schritten haben und in der Benennung Mekka mitbegriffen sind. Sie ist gut gebaut, und die Häuser haben, ungleich andern morgenländischen Städten, Fenster auf die Straßen hinaus, welch letztere ungepflastert und je nach der Jahreszeit mit Sand oder Koth bedeckt sind. In Mekka gibt es keine öffentlichen Khane oder Gasthäuser, und jeder Fremde ist genöthigt, eine Privatwohnung zu nehmen. Ungeachtet seines sehnlichen Wunsches, die heilige Stadt und ihren Tempel so bald als möglich zu besuchen, wurde Burckhardt eine Zeitlang durch zwei Umstände davon zurückgehalten — erstens durch Geldmangel, weil sein Kreditbrief von dem Hause, an das er lautete, nicht angenommen wurde, was ihn in die größte Noth versetzte, aus der er unerwarteter Weise durch Yahya Effendi, den Arzt Tusun Pascha's, eines Sohnes Mehemet Ali's, erlöst wurde, der ihm gegen einen Wechsel auf Kairo 3000 Piaster (1200 fl.) vorstreckte, und zweitens durch eine Aufforderung Mehemet Ali's selbst, sich in seinem Hauptquartiere zu Tayf einzufinden, der er nothwendig Folge leisten mußte. Diese Aufforderung hatte er selbst veranlaßt, indem er sich vor seiner Bekanntschaft mit Yahya Effendi an Mehemet Ali um Aushülfe in seiner Verlegenheit gewendet hatte, aber obgleich ihn der Pascha mit Höflichkeit aufnahm, und nichts von der Hülfe wußte, die ihm geworden war, entließ er ihn ohne alles Anerbieten. Froh jedoch, einer verdrießlichen Zurückhaltung in Tayf zu entgehen, wo er sich beständig bewacht fühlte, begnügte er sich mit dem Versprechen, welches er auswirkte, daß er auf seinen Reisen durch Hedschas nicht belästigt werden sollte, und schritt rasch und wohlgemuth auf Mekka zu, durch das er auf seinem Wege nach Tayf bereits gekommen war. An einem Orte angelangt, welcher Wady Moram genannt wurde, legte er den Ihram an, welchen das Gesetz Allen vorschreibt, die im Begriffe sind, Mekka zu betreten. Der Ihram besteht aus zwei Stücken weißen, linnenen, wollenen oder baumwollenen Tuches, von denen das eine um die Lenden geschlagen, das andere so über Nacken und Schultern geworfen wird, daß es einen Theil des rechten Armes unbedeckt läßt. Da vorher jedes andere Gewand abgelegt werden muß, ehe dieses angelegt wird, so entstehen daraus, im Winter wie im Sommer, um so größere Nachtheile, da das Haupt völlig unbedeckt bleiben muß, und sogar bei Nacht keine weitere Bekleidung gestattet ist. Bei Pilgern, welche den Ihram bis zum Schlusse der Ceremonien der Wallfahrt zum Berg Arafat tragen, zieht dieser Gebrauch oft schädliche Folgen

nach sich, und ruft entweder sogleich Krankheiten hervor oder legt den Keim zu künftigen Leiden.

In dieser sonderbaren Tracht, und auf einem Esel, zog Burckhardt Mittags den 9. September in Mekka ein, und ging unmittelbar auf die Moschee zu, da jeder Besucher von Mekka, sei er Pilger oder nicht, verpflichtet ist, sich in den Tempel zu begeben, bevor er an irgend ein anderes Geschäft geht. Am Thore absteigend, wählte er einen Metowef oder Führer, und ging durch das für die Betenden bestimmte Thor in das Gebäude. Abgesehen von zahlreichen Gebeten, frommen Stoßseufzern und Niederwerfungen an den dazu bezeichneten Stellen und in der vorgeschriebenen Ordnung ist die Hauptceremonie der Towaf oder der Umzug um die Kaaba. Nachdem der Ankömmling den „schwarzen Stein" berührt und geküßt hat, welchen er mit zwei Rikats oder vier Niederwerfungen, begleitet mit Gebet, begrüßt, geht er siebenmal um die Kaaba herum, auf dem ganzen Wege Gebete hersagend, und nach jedem Umzuge den schwarzen Stein berührend oder küssend und den andern vorhin erwähnten Stein berührend. Bei den drei ersten Umzügen wird stets ein schneller Schritt oder Trab eingehalten, zur Nachahmung Mahomeds, der das Gerücht, welches seine Feinde ausgesprengt hatten, daß er gefährlich krank sei, dadurch widerlegte, daß er dreimal in vollem Laufe die Kaaba umkreiste. Hierauf umfängt er die Kaaba mit ausgestreckten Armen, wobei er Gott um Vergebung seiner Sünden bittet, und trinkt sodann von dem Wasser des Zemzembrunnens, was den Schluß der Ceremonien bildet, die in der Moschee zu beobachten sind. Dann wird er aus der Moschee auf eine ungefähr 75 Schritte entfernte leichte Anhöhe geführt, welche der Berg Szafa genannt wird. Hier stehen drei kleine offene Bögen, mit drei hinanführenden Stufen, welche der Pilger zu ersteigen hat, um ein Gebet darauf zu sprechen. Von da herabsteigend, beginnt er den Say oder Gang auf einer ebenen ungefähr 600 Schritte langen Straße nach einem Platze, genannt Merua, wo sich eine Plattform von Steinen 6—8′ über der Straße erhebt, zu der wieder Stufen hinanführen, welche er ebenfalls hinaufsteigt, um wie auf der Szafa ein Gebet zu sprechen. Einen Theil der Strecke muß er in schnellem Schritte durchmessen und den ganzen Weg siebenmal zurücklegen, wobei er während des Gehens ununterbrochen laut Gebete hersagt. Nachdem er alle diese ermüdenden Gebräuche beobachtet hat, läßt sich der Pilger das Haupt scheeren, und legt den Ihram ab, wenn er will, oder, wenn er noch nicht müde ist, geht er auch noch nach dem Omrah, einem anderthalb Stunden von Mekka entfernten Orte, wo er eine kleine Kapelle besucht, zwei Rikats wiederholt, um sodann, den ganzen Weg lang gewisse fromme

Stoßgebete singend, in die Stadt zurückzukehren. Er kann jedoch seinen Gang nach Omrah auch verschieben; aber man hält es für geeignet, daß er ihn am nächsten oder zweitnächsten Tage macht. Dieser Besuch des Omrah's endigt Alles, was in Betreff der Stadt und des Tempels zu beobachten ist.

Also in die Mysterien des mahomedanischen Aberglaubens eingeweiht — eine Einweihung, welche wegen seines angenommenen Charakters und sogar der Sicherheit seines Lebens unerläßlich für ihn war — kehrte Burckhardt am 15. September nach Dschidda zurück, wo er bis Mitte Oktobers blieb, in welcher Zeit er seine Wohnung wieder in Mekka aufschlug, um den großen Hadsch oder die Hauptwallfahrt zu erwarten. Dschidda und Mekka wimmelten bereits von Pilgern, welche in Verfolgung ihrer Handelsgeschäfte schon zum Voraus manche 3—4 Monate vor dem Ereignisse gekommen waren, aber den Hauptzuwachs erwartete man von den regelmäßigen Hadschkaravanen, die nach den eingelaufenen Berichten, wenigstens die syrische und ägyptische, unterwegs waren. Auch wurden die erweckten Hoffnungen der Mekkaner nicht getäuscht. Am 21. Nov. erschien die syrische Karavane, den Pascha von Damaskus an der Spitze, und lagerte sich auf einer Ebene vor der Stadt. Am andern Morgen früh zog die ägyptische Karavane in das Thal ein, und im Laufe des Nachmittags kam Mehmet Ali selbst in die Stadt; er wurde durch den doppelten Zweck angezogen, sich dem Hadsch anzuschließen und die Reiterei zu mustern, eine Verstärkung, die er erwartete, um angriffsweise gegen die Wechabiten zu verfahren, und die mit der ägyptischen Karavane gekommen war. Er trug einen schönen Ihram von Kaschmirschawls; sein Haupt war unbedeckt, aber durch einen Schirm, den ein Diener über ihm hielt, gegen die Sonne geschützt. Den Ihram hatten die Pilger der Karavanen zu Asfan, zwei Stationen von Mekka, angelegt, und wer schon vorher in Mekka gewohnt hatte, legte ihn in seiner Wohnung an.

Am folgenden Morgen, dem 8. des Monats Zul Hadsch, welcher dem 24. Nov. entspricht, begann die Wallfahrt. Zuerst zog die syrische Karavane unter einem ungeheuern Zusammenflusse von Menschen, mit Jubelgeschrei und bei dem belebenden Schall einer kriegerischen Musik durch die Stadt. Die meisten der Hadschi's ritten in Palankinen auf Kameelen, aber der Pascha von Damaskus, seine Weiber und die Vornehmeren wurden in Taktruans — einer Art geschlossener Sänften — von zwei Kameelen getragen, wovon das eine vorn, das andere hinten angeschirrt war. Die Köpfe der Kameele waren mit Federn, Troddeln und Glocken geschmückt, und der Zug wurde von den Soldaten der Escorte, mit dem Mahmal oder heiligen Kameel an der Spitze, angeführt. Dann kamen die Aegypter, beinahe

sämmtlich Soldaten, mit vieler reich verzierter Ausrüstung, und verfolgten, nachdem sie unter dem Freudenzurufe des Volkes durch die Stadt gezogen, den Weg nach Arafat. Nach ihnen kamen die gemeinen Hadschis auf ihren Kameelen, etwa 8000 bis 10,000 an der Zahl, während der größere Theil der Bewohner von Mekka und Dschidda sich zur Begleitung des Hadsch anschickten, wie dies bei ihnen gebräuchlich ist, und ein Schauspiel großer Verwirrung erfolgte. Die ganze Menschenmenge — Pilger, Soldaten, Diener und Kameeltreiber — konnten im Ueberschlage auf 80,000 geschätzt werden. Burckhardt hatte zwei Kameele genommen, sein Gepäck und seinen Mundvorrath zu tragen; aber da es als verdienstlich angesehen wird, die sechsstündige Reise nach Arafat zu Fuß zu machen, that er dies in Begleitung mehrer Anderer, und setzte sich dadurch vielen Gefahren aus, denn es ereigneten sich durch die ungeheure Menge von Kameelen, wenn sie sich durch schmale Durchgänge zwängen mußten, manche Unglücksfälle. Nichtsdestoweniger erreichte er ungefähr drei Stunden nach Sonnenuntergang die Ebene von Arafat wohlbehalten, und erblickte die Feuer des ungeheuern Lagers, das sich drei bis vier Meilen weit in die Länge hinstreckte. Hohe und glänzende Lampenpyramiden bezeichneten die Stellen, wo die Zelte Mehemet Ali's, des Pascha von Damaskus und des Emirs der ägyptischen Karavane aufgeschlagen waren; eine zahllose Menschenmenge wogte zwischen den Zelten hin und wieder; Lärm und Getümmel herrschte in allen Richtungen; die lauten Gebete und heiseren Hymnen der Frommen mischten sich mit dem Gesang und Gelächter der lustigen Mekkaner und Dschiddaner, welche die Sache im Lichte eines Feiertages betrachteten, und die ganze Ebene war mit zahllosen Kaffeehäusern besäet, welche die liebe lange Nacht mit Gästen dicht gefüllt waren. Von Schlaf war keine Rede, obgleich unser Reisende, in einen großen Teppich gehüllt, den er mitgebracht hatte, ihn suchte; aber er hatte sich kaum dazu angeschickt, als er durch die Kanonen der beiden Karavanen aufgeschreckt wurde, welche den Anbruch der Dämmerung verkündigten und die Gläubigen aufforderten, sich zum Morgengebet zu bereiten. Alsbald war Alles in Bewegung, und die Menge begann dem Hauptpunkte der Anziehung, dem Berge Arafat zuzuströmen.

Dieser Berg erhebt sich sanft ansteigend auf einer Basis, die nahezu eine halbe Stunde im Umfange haben mag, und erreicht eine Höhe von zweihundert Fuß über der Ebene. Auf der östlichen Seite führt eine Reihe breiter, steinerner Stufen auf den Gipfel, an deren vierzigster sich etwas linker Hand ein durch eine Platte im Berge bezeichneter Platz befindet, welcher Modaa Seydna Adam, oder Betstätte unseres Herrn Adam

genannt wird, und auf welchem der heiligen Sage nach der Vater des Menschengeschlechts gestanden sein soll, wenn er betete, weil ihn dort der Engel Gabriel zuerst belehrte, wie er seinen Schöpfer anzubeten habe. An der sechzigsten Stufe befindet sich rechts eine gepflasterte Plattform auf einem ebenen Abschnitte der Anhöhe, wo der Prediger steht, der am Nachmittage dieses Tages einen Vortrag an die Pilger hält. Auf dem Gipfel ist der Ort angezeigt, wo Mahomed während des Hadsch seinen Standpunkt zu nehmen pflegte; über ihm stand früher eine Kapelle, welche von den Wechabiten zerstört wurde. Die meisten Pilger wiederholen hier zwei Rikats zur Begrüßung des Berges, aber viele besteigen ihn gar nicht; und es darf in Betreff der Wallfahrt im Allgemeinen bemerkt werden, daß, da Jeder zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt ist, um ein Auge auf seinen Nachbar zu werfen, sämmtliche vorgeschriebene Ceremonien nur von den ganz eifrigen und frommen Mahomedanern beobachtet werden. So sollen sich die Pilger beim Herabsteigen vom Berge, wenn die Zeit zum Mittaggebet gekommen ist, nach demselben den ganzen Leib waschen und reinigen; aber wenn das Wetter kalt und unfreundlich ist, unterlassen neun Zehntheile von ihnen, weil sie unter der dünnen Bedeckung des Ihram ohnedies schon Frost empfinden, diesen Gebrauch und begnügen sich mit der gewöhnlichen Waschung. Hierauf brachte Jeder seine Zeit zu, wie ihm gut dünkte, bis mit 3 Uhr die Stunde kam, in welcher diejenige Ceremonie des Hadsch stattfinden sollte, wegen der sich die gewaltige Versammlung hauptsächlich zusammengefunden hatte. Die Menge drängte sich wieder gegen den Berg, welcher schnell vom Fuß bis zum Gipfel bedeckt war; die Kameele standen in hohen Reihen, mit den Hadschis auf dem Rücken, um den Berg herum, während die beiden Paschas mit ihrer ganzen Reiterei, die in zwei Schwadronen hinter denselben aufgestellt war, die Nachhut bildeten. Alles beobachtete ein tiefes und ehrfurchtsvolles Schweigen. Da nahm um die bestimmte Zeit der Prediger seinen Stand auf der Plattform des Berges und begann seinen Vortrag an die versammelte Menge. Diese Predigt bildet die heilige Ceremonie, welche Khotbet el Wakfe genannt wird; und kein Pilger, wenn er auch alle heiligen Stätten von Mekka besucht hat, ist zur Führung des Namens Hadschi berechtigt, wenn er dieser Feier nicht beigewohnt hat. Die Menge ist nothwendig zu groß, als daß alle den Prediger hören können, allein es genügt für den Zweck, ihn nur zu sehen.

In dem gegenwärtigen Falle war wie gewöhnlich dieser Prediger der Kadi von Mekka. Er saß, um Mahomed nachzuahmen, der seine Vorträge an seine Jünger stets vom Kameele herab gehalten haben soll, auf einem schön geschmückten Kameel,

das ihn die Stufen hinangetragen hatte. Als aber das Thier unbändig wurde, sah er sich genöthigt, abzusteigen. Er las seine Predigt aus einem arabischen Buche, das er in seiner Hand hielt. Alle vier oder fünf Minuten hielt er inne und streckte seine Arme aus, um den Segen von oben herab zu flehen; während die um und vor ihm versammelten Myriaden die Zipfel ihrer Ihrams über ihren Köpfen schüttelten und die Luft mit dem Geschrei erfüllten: „Lebeik, Allah huma Lebeik!" (Hier sind wir Gott, auf deinen Befehl!) Dieses brüllende Geschrei schlug betäubend an das Ohr und erschreckte selbst die Zerstreutesten für einen Augenblick; denn während Viele die tiefste Rührung an den Tag legten, indem sie laut schrien und weinten, an die Brust schlugen und sich als die größten Sünder vor dem Herrn anklagten, sahen Andere mit Gleichgültigkeit zu und lachten und scherzten, wie bei einem gewöhnlichen Zeitvertreib. Endlich begann die Sonne hinter den westlichen Bergen hinabzusteigen. Der Kadi machte sein Buch zu und die Menge stürzte, nachdem sie noch ein donnerndes Lebeik ausgestoßen, den Berg hinunter. Es gilt als großes Verdienst, bei dieser Gelegenheit zu eilen, und Alles rennt im schnellsten Laufe weg. In früheren Zeiten kam es zwischen den verschiedenen Karavanen zu blutigen Auftritten, wenn sie einander mit ihren Mahmals oder heiligen Kameelen vorzukommen suchten, und bisweilen wurden in diesen Gefechten zweihundert Leben geopfert. In dem gegenwärtigen Falle kam kein solcher Kampf vor, da die Macht Mehemet Ali's jeden Gedanken an einen Kampf unterdrückte.

Von Arafat kehrt die Pilgerschaft durch die Säulen von Alamein am Saume der Ebene zurück und übernachtet auf ihrem Wege durch die Schlucht von El Mazumein zu Mezdelfe. Nichts konnte die Verwirrung dieses, obgleich nur zweistündigen nächtlichen Zuges übertreffen, was großentheils der Eile zuzuschreiben war, mit welcher er angetreten wurde. Er bewegte sich bei Fackellicht unter dem Donner der Kanonen und Musketen und dem Lärm der Musik, in welchem sich die beiden Musikkorps der Paschas zu überbieten suchten, seinem Ziele zu. Man lagerte sich ohne alle Ordnung bei Mezdelfe, und nur für die Paschas und ihr Gefolge wurden Zelte aufgeschlagen; die Menge bettete sich auf dem Boden, so gut sie konnte. Der arme Burckhardt hatte vermöge seines gewöhnlichen Mißgeschickes seine Kameele im Getümmel des Aufbruches verloren, und nachdem er den ganzen Weg zu Fuß zurückgelegt hatte, mußte er sich ohne allen andern Schutz gegen die feuchte und frostige Luft, als seinen dünnen Ihram, im Freien auf den Boden hinstrecken. Vor Anbruch des folgenden Morgens hatte sich der ganze Hadsch erhoben und um die Moschee von Mezdelfe mit brennenden Fackeln versammelt, um eine zweite Predigt von dem Kadi von

Mekka zu hören, welche gleich der ersten von der Morgendämmerung bis Sonnenaufgang — ein kurzer Zeitraum in dieser geographischen Breite — dauerte. Nach dem Schlusse dieses Vortrages und der Verlesung eines Gebetes setzte sich die Menge von Mezdelfe gegen Wady Muna in Bewegung, das eine Stunde von dem ersteren Orte entfernt ist.

Bei Wady Muna wird die außerordentliche Ceremonie begangen, Steine auf den Teufel zu werfen, und ein Sühnopfer dazubringen. Als Abraham von der Pilgerfahrt nach Arafat zurückkehrte, trat der Sage gemäß am Eingange des Thales der Teufel Eblis vor ihn, um ihm den Weg zu verlegen, worauf ihm der Engel Gabriel, der den Patriarchen begleitete, den Rath gab, Steine auf den Feind zu werfen. Abraham that es, und nachdem er ihn sieben Mal getroffen zog sich Eblis zurück. Noch nicht hinreichend abgefertigt, stellte sich ihm jedoch der Böse in der Mitte des Thales wieder in den Weg, und wurde wieder durch sieben Steinwürfe in die Flucht gejagt. Allein noch war der Feind nicht zurückgeschlagen; er erschien am Ausgange des Thales zum dritten Male, und es bedurfte noch einer Schlußsalve von sieben Steinen von dem entrüsteten Vater der Gläubigen, um ihn zu vertreiben und für immer aus seinen Augen zu verbannen. In Folge dieser Ueberlieferung sind an den verschiedenen Stellen des Thales, wo der Teufel seinen Stand wählte, drei Säulen errichtet, und auf jede derselben hat jeder Pilger sieben Steine mit dem Ausrufe zu werfen: „Im Namen Gottes; Gott ist groß. Wir thun dies, um uns vor dem Teufel und seinen Schaaren sicher zu stellen." Nachdem die Ceremonie der Steinwürfe vorüber ist, beginnt das Opfern von Thieren. Nicht mehr als sechs bis acht Tausend Schafe und Ziegen wurden bei dieser Gelegenheit geschlachtet; aber in den Tagen der Kalifen so lange diese sich selbst an die Spitze des Hadsch zu stellen pflegten, waren vierzigtausend Kameele und Kühe und fünfzigtausend Schafe als Opfer dargebracht worden. Die Thiere werden in allen Theilen des Thales geschlachtet, aber die Lieblingsstelle ist ein glatter Felsen an seinem westlichen Ende. Der Akt des Opfers ist mit keiner andern Ceremonie begleitet, als dem Gebrauche, den Kopf des Opfers nach der Kaaba zu kehren, und ihm mit dem Ausrufe die Kehle abzuschneiden: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes! O allerhöchster Gott!" Dieses Opfer ist die Erinnerungsfeier an eine Bitte Abrahams an die Gottheit, ihm seinen Sohn zum Opfer darbringen zu dürfen, nach deren Gewährung Gabriel, als der Vater der Gläubigen eben im Begriff war, seinem Sohn das Messer in den Leib zu stechen, einen Widder an die Stelle des Opfers setzte. Der Ort, wo dieses vorfiel, wird auf einem Berge bei Muna gezeigt; aber die mahomedanischen Gelehrten

sind nicht einig, welcher Sohn, Isaak oder Ismael, das beabsichtigte Opfer gewesen sei, wiewohl das Gewicht der Autorität zu Gunsten des Letzteren entscheidet, der als Vater der Beduinen-Araber verehrt wird. Die Pilger bleiben zwei weitere Tage in Muna und an jedem derselben erneuern sie den Gebrauch, Steine auf den Teufel zu werfen, was im Ganzen 63 Steinwürfe für jeden Hadschi ausmacht, so daß diese Wurfgeschosse, besonders da sie nicht größer als eine Bohne sein sollen, am Ende selten werden, und daß dieselben Steine, ungeachtet eines feierlichen Verbotes, mehr als einmal gebraucht werden.

Die drei Tage über, während denen der Hadsch zu Muna verweilte, herrschte eine Art Freudenfest. Nach Darbringung der Opfer ist die Pilgerfahrt thatsächlich beschlossen, und der Ihram wird bei Seite gelegt. Buden werden längs des Thales in Reihen errichtet, und Artikel aller Art in Fülle ausgeboten. Die Hadschis überlassen sich der Freude um so herzlicher, als sie jetzt das schwere Werk vollbracht haben, welches ihnen für den übrigen Theil ihres Lebens einen besondern Charakter von Heiligkeit sichert. Auf allen Seiten hört man deßhalb gegenseitige Beglückwünschungen und Hoffnungen, daß die Pilgerfahrt sich Gott wohlgefällig erweisen möge, aussprechen. Nachts schien das ganze Thal in Flammen zu stehen, jedes Haus und Zelt war erhellt, die Wohnungen der Paschas waren glänzend beleuchtet, und Freudenfeuer warfen ihren Schein von den umliegenden Höhen. Auch Feuerwerke wurden abgebrannt, und eine Menge Raketen flog in die Luft. Der Donner des Geschützes und der Lärm der Kesselpauken bildete eine angemessene Begleitung zu diesem Jubel, und ohne die unreinlichen Gewohnheiten der Orientalen würde überall eine Freude ohne Widerwärtigkeiten geherrscht haben. Die Eingeweide der geschlachteten Schafe blieben der Fäulniß überlassen auf dem Boden liegen, und der Geruch ihrer Verwesung verpestete die Luft und erfüllte die Nase mit scheußlichem Gestank.

Bald nach Mittag am 12. Zul Hadsch, unmittelbar nach der letzten Steinsalve auf den Teufel, verließ die ganze Masse der Hadschis Muna und kehrte nach Mekka zurück, indem sie die Luft, die Aller Herz erfüllte, durch Jubelgeschrei, Freudengesänge und lebhafte Gespräche an den Tag legte, und dadurch einen auffallenden Gegensatz gegen den düsteren Ernst bildete, durch den sich die Wanderung nach Arafat auszeichnete. Bei der Ankunft in Mekka liegt den Pilgern ein nochmaliger Besuch der Kaaba ob, welche mittlerweile mit dem neuen schwarzen Vorhang, der jährlich zu diesem Zwecke angeschafft wird, verhüllt worden ist. Hier wiederholen sie den Towaf — die sieben Umzüge — und treten sodann die nichtssagende Ceremonie des Say an. Mit einem darauffolgenden Besuche des Omrah und einer Wie-

derholung des Towaf und Say haben sämmtliche Pflichten der Wallfahrt ein Ende. Die Karavanen begeben sich auf den Rückweg, und einzelne Hadschi verweilen entweder noch eine Zeitlang zu Mekka oder machen sich nach ihren verschiedenen Bestimmungsorten auf den Weg.

Die Einwohner Mekka's haben eine reiche Ernte an dieser Pilgerfahrt. An jeder Stelle, welche die Hadschis besuchen, und bei jeder Ceremonie, welche sie beobachten, werden Gebühren von ihnen gefordert, und jede Oertlichkeit ist das Eigenthum besonderer Familien, die sie als eine Art von Erbgut besitzen. Auf diese Art fließen im Ganzen ungeheure Summen zusammen,* was in Verbindung mit den Summen, die für Kost und Herberge abgepreßt werden, diesen Familien ein hinreichendes Auskommen für das ganze Jahr gibt. Außer den bereits aufgezählten gibt es noch andere Plätze in und um Mekka, bei welchen die Pilger zum Gebet erwartet werden, wie die Orte, wo Mahomed geboren ward, wo Fatme seine Tochter und Ali sein Vetter zuerst das Licht der Welt erblickten, die Gräber seiner Gemahlin Kadidschi und seiner Mutter Umna; und die Berge Abu Kobeys, wo Mahomed die Wunder verrichtete, den Mond in seinen Aermel zu stecken, die Sonne auszulöschen, und dadurch seine mächtigen und feindlichen Verwandten, die Koreischiten zu bekehren; Nur, wo er von dem Engel Gabriel besucht wurde, der ihm ein Kapitel des Korans brachte, und Thor, worin die Höhle ist, in der er sich verbarg, als er von seinen Feinden verfolgt wurde und über deren Oeffnung eine Spinne ihr Gewebe zog. An all diesen Orten muß der Pilger Opfer bringen, und die Raubgier, die an den Tag gelegt wird, ist so groß, daß fromme Moslem dadurch geärgert und abgestoßen werden, und sogar ein schlechter Eindruck davon in den Herzen aller Hadschis zurückbleibt, welche in ein Betrugssystem eingeweiht werden, das später zu oft die Regel ihres eigenen Benehmens bildet, wodurch es so weit kam, daß die Benennung Hadschi in den meisten Theilen des Orients für gleich bedeutend mit dem Ausdruck Spitzbube angesehen wird. Auch wirken die Unanständigkeiten, welche bei dieser Gelegenheit so allgemein begangen werden, in nicht geringem Grade darauf hin, die Sittlichkeit der Pilger zu vergiften, welche Gelegenheit haben, die in ihrem Glauben am meisten geheiligten Stellen durch die gröbsten Ausschweifungen entweiht zu sehen. Burckhardt erzählt, daß er in der Kaaba selbst bei Nacht

* Burckhardt theilte während der Pilgerfahrt 30 spanische Thaler in Gebühren aus. Dies mag als Durchschnittssumme für die Kosten gelten, da die reichen Hadschis bedeutend mehr zahlen, während die ärmeren weit weniger geben. Schlagen wir die Zahl wirklicher Pilger auf 40,000 an, so gibt dies eine Summe von 1,200,000 spanischen Thalern oder 3,060,000 Gulden, die allein als Opfergeld erhoben werden.

abscheuliche Thaten mit angesehen habe, die ohne Scham oder Rüge verübt worden seien. Daher kommt es, daß kaum ein Pilger der Entsittlichung entgeht; alle geliebten Träume seiner Einbildungskraft verschwinden, und er beginnt hinfort die Religion nur noch als einen bequemen Deckmantel der Sünde zu betrachten.

Da Burckhardt nach Medina zu gehen beabsichtigte, mußte er beinahe noch einen Monat lang zu Mekka verweilen, um auf eine dorthin ziehende Karavane zu warten, der er sich anschließen wollte. Während dieses von den Umständen gebotenen Aufenthalts hatte er Gelegenheit, den nach der Abreise der Karavane und der großen Masse der Pilger bemerkbaren Unterschied zu beobachten. Nur wenige Pilger und nur Leute aus den ärmsten Klassen hauptsächlich Indier und Neger blieben länger. Die erstern treiben sich als Bettler herum und suchen Almosen zur Rückkehr in ihre Heimath, während die letzteren dieselben Mittel durch Arbeit und Fleiß zu erlangen trachten. Da sich die Araber in dem Lichte eines Volkes betrachten, das höher steht, als andere, verschmähen sie es allgemein, niedrige Arbeiten zu verrichten, und deßhalb sind die Neger als Lastträger und Holzhauer sehr gesucht, da sie ein geregeltes und sparsames Leben führen, erwerben sie sich oft einen verhältnißmäßigen Wohlstand. Burckhardt gedenkt ihrer überall aufs Rühmendste, und stellt sie als die bei weitem Gesittetsten unter den Pilgern dar, welche Mekka besuchen. Mittlerweile schien diese Stadt im Vergleich mit dem früheren Getümmel, wie ausgestorben. Die Bazars, die noch so eben mit kostbaren Waaren angefüllt gewesen, waren größtentheils geschlossen, und die Straßen, in welchen vor wenigen Tagen ein solches Gedränge war, daß man sich kaum Bahn brechen konnte, waren jetzt einzelnen Nachzüglern und Bettlern überlassen, die vor den Fenstern der Häuser mit kläglicher Stimme um Almosen flehten. Viele der armen Hadschis lagen, vom Klima überwältigt, krank und sterbend in den Säulengängen des Tempels und Niemand bekümmerte sich um sie. Die Vorstätte waren mit gefallenen Kameelen und dem von den Karavanen an ihren Lagerplätzen zurückgelassenen Unrath bedeckt, und jede Straße eine Dungstätte vom Abfall und Schmutz, der ruhig verwesen durfte, so daß diese vereinigten Ursachen die ganze Stadt in einen Pfuhl von der häßlichsten und schädlichsten Art verwandelten, der die zahlreichen Krankheiten, die darin wütheten, hinreichend erklärte. Als wäre dies noch nicht genug, wählen die Einwohner diese Periode des Jahres zu Ausschöpfung ihrer Kloake und leeren den Inhalt derselben in Gruben aus, die vor ihren Häusern in die Straße gemacht sind, und die sie sodann mit einer bloßen Erdschichte bedecken, wodurch sie sich ein beständiges Miasma bereiten. Sie meiden jedoch die verderbliche

Gewohnheit, ihre Todten innerhalb der Stadt zu begraben und bringen dieselben auf entferntere Begräbnißplätze.

Während seines verlängerten Aufenthaltes hatte Burckhardt auch Gelegenheit, einen helleren Blick in die Gewohnheiten der Mekkaner oder Mekkawys, wie er sie nennt, zu werfen. Sie theilen den allgemeinen orientalischen Charakter bei einigen wenigen Eigenthümlichkeiten. Die Araber sind seit undenklicher Zeit in zwei Klassen getheilt gewesen — die Beduinen oder wandernden Araber und die ansäßigen Ackerbauer und Bewohner von Städten und Dörfern. Die eingeborenen Araber sind beinahe gänzlich in Mekka ausgerottet worden; das große Geschlecht der Koreischiten, das zur Zeit Mahomeds so mächtig war, und zu dem er selbst gehörte, ist in Dunkelheit herabgesunken und beinahe ausgestorben; die einzigen, welche vom ursprünglichen Stamme noch leben, sind gewisse obrigkeitliche Familien, welche ihre Abstammung von Hassan und Hossein, den Söhnen Fatme's, der Tochter Mahomeds, ableiten. Die letztern bilden noch ein vielvermögendes Geschlecht, stehen in genauer Verbindung mit vielen der größten Beduinenstämme, können dieselben zur Hülfe aufbieten und wählen den regierenden Scherif, der mit dem jährlich aus Constantinopel gesandten Kadi die Stelle eines Gouverneurs der Stadt theilt, aus ihrer Mitte. Zu Zeiten hat dieser Scherif seine Herrschaft über ganz Hedschas ausgedehnt, aber unter Mehemet Ali übte er eine sehr beschränkte Gerichtsbarkeit aus. Die übrigen Einwohner sind alle fremden Ursprunges, und die meisten Staaten der orientalischen Welt sind in ihnen vertreten; aber sie haben sich allmählig mit einander verschmolzen und sind kaum noch von den reinen Arabern zu unterscheiden. Diese Ueberzahl von Fremden ist eine Folge der Pilgerfahrten, da alljährlich einige von den Hadschis entweder aus Krankheit oder aus Neigung zurückbleiben und sich zuletzt fest ansiedeln. Die Entvölkerung der Koreischiten und anderer eingebornen Araber ist den unaufhörlichen inneren Fehden zuzuschreiben, welche unter ihnen herrschten, wodurch sie im Laufe der Zeit entweder ausgerottet oder vertrieben wurden. In Mekka beschäftigt sich beinahe Alles mehr oder weniger mit dem Handel welcher in sehr bedeutender Ausdehnung getrieben wird, da Arabien keine Manufakturen hat und deßhalb ganz von den ausländischen Lieferungen abhängig ist. Die Pilgerfahrt spornt auch sehr zum Handel an, und viele der vornehmsten Kaufleute haben sich ein großes Vermögen gesammelt. Burckhardt spricht von einem Namens Dscheilani, welcher Niederlagen in Mekka und Dschidda hatte, deren Werth zu 1,900,000 rheinischen Gulden angeschlagen wurden. Nach den Schätzen, welche jährlich in Mekka zusammenfließen, zu urtheilen, meint Burckhardt, müßte es eine der reichsten Städte des Orients sein, wenn seine

Bewohner nicht so ausschweifend wären. „Die Mekkawys aller Klassen und Berufsarten, sagt er, sind größtentheils ungebundene und liederliche Verschwender. Der große Gewinn, den sie im Laufe von drei bis vier Monaten machen, wird in Wohlleben, Kleideraufwand und den gröbsten Genüssen verschleudert, und je sicherer sie auf den Gewinn des folgenden Jahres rechnen können, desto weniger tragen sie Sorge dafür, von dem Erwerb des laufenden Etwas zurückzulegen. Im Monat Moharram, sobald der Hadsch vorüber ist und der größere Theil der Pilger die Stadt verlassen hat, feiern sie gewöhnlich Hochzeits- und Beschneidungsfeste. Diese werden in Mekka auf sehr glänzendem Fuße begangen, und ein Mann, der nicht mehr als dreihundert spanische Thaler im Jahr zu verzehren hat, verschwendet bei der Verheirathung oder Beschneidung eines Kindes die Hälfte dieser Summe. Weder die Weihe der heiligen Stadt, noch das feierliche Verbot des Korans ist im Stande, die Bewohner Mekka's von dem Genusse geistiger Getränke und von allen Ausschweifungen abzuhalten, welche gewöhnlich im Gefolge der Trunkenheit sind. Die Scherifs in Mekka und Dschidda, die großen Kaufleute, Ulemas und alle Vornehmen trinken einen indischen Branntwein, den sie Racki (Arack) nennen, und von dem sie sich überreden, daß es weder Wein noch Branntwein, und deßhalb vom Gesetze nicht verboten sei.

Nach dieser Schilderung ist es nicht befremdend, daß Künste und Wissenschaften durchaus in keinem blühenden Zustande sind. Wo Alles nur auf Gewinn abzielt, der in Ausschweifungen verschleudert wird, muß die Bildung nothwendig gering sein, und deßhalb finden wir auch Mekka vor allen andern Städten des Orients durch Unwissenheit ausgezeichnet. Selbst mit der feineren Seite ihrer eigenen Religion sind die Einwohner unbekannt, weil sie sich nur um die vorgeschriebenen Formen bekümmern, und von einem einfachen Handwerke verstehen sie so wenig, daß, wenn irgend Ausbesserungen in der Moschee erforderlich sind, Arbeiter aus Kairo oder Constantinopel geschickt werden müssen. Der Erziehung wird keine Aufmerksamkeit geschenkt; nicht eine öffentliche Schule besteht in der Stadt. In früheren Zeiten baute und begabte man mehre Medres oder Schulen in Verbindung mit der Moschee, und El Fasi, der im fünfzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung selbst Kadi von Mekka war und eine Geschichte desselben schrieb, zählt nicht weniger als elf, die in seinen Tagen bestanden. Die Gebäude bestehen noch, aber die schändliche Habgier der Ulemas und Beamten der Moschee hat sie in Privathäuser verwandelt und vermiethet sie als Wohnungen an die Hadschis. Die einzigen Schulen sind diejenigen, welche unter den Säulengängen der Moschee gehalten werden, und wer seinen Kindern irgend eine höhere Erziehung geben lassen will,

sieht sich genöthigt, dieselben nach Kairo oder Damaskus zu schicken. Früher gehörten auch mehre öffentliche Bibliotheken zu der Moschee, aber sie sind alle verschwunden, und ihre letzten Ueberreste von den Wechabiten weggeführt worden. Aber bei all diesem Mangel an Geistesbildung sind die Mekkaner außerordentlich höflich und fein in ihrem Benehmen, besonders gegen Fremde, und zeigen viel Eleganz und Geschmack in den Verzierungen ihrer Häuser und in der Besetzung ihrer Tafel. Sie sind auch sehr gastfreundlich und mit einer gewissen patriarchalischen Einfachheit laden sie Jeden, der sich etwa in die Hausflur setzt, zu ihrem Mahle ein. Auf der andern Seite sind sie überaus stolz, weil sie sich als Bewohner des heiligsten Ortes der Erde über alle Menschen erhaben und der den Besuchern der Kaaba im Paradiese verheißenen Seligkeit versichert glauben. Nichtsdestoweniger sind sie lustig und munter und zeigen nicht jenes alberne Selbstgefühl, welches bei den Türken und übrigen Orientalen so auffallend ist. In ihrem Haushalte beobachten sie die gewöhnlichen Gebräuche des Morgenlandes. Sie haben je nach ihren Mitteln eine oder mehre Frauen und Beischläferinnen, und die Bewohnerinnen ihrer Harems sind hauptsächlich abyssinische Sklavinnen. Durch diese Beimischung abyssinischen Blutes ist die allgemeine Gesichtsfarbe der Mekkawys ein gelbliches Braun geworden, das sich sehr von der gesunden Farbe der benachbarten Beduinen unterscheidet. Sie sind als bigott und unduldsam verrufen, aber da kein Ungläubiger ihre Stadt betreten oder sich auch nur ihren Mauern nähern darf, so haben sie wenig Gelegenheit, diese Eigenschaften zu äußern. Burckhardt fand seinen Aufenthalt unter ihnen, obgleich er sich bitter über das Klima und die Beschaffenheit des Wassers beklagt, ziemlich angenehm; man ließ ihn in Allem gewähren und belästigte ihn nicht mit neugierigen oder argwöhnischen Fragen.

Reise nach Medina.

Am 15. Januar 1815 verließ unser Reisender Mekka mit einer kleinen Karavane Hadschis, welche das Grab des Propheten besuchen wollten. Es mag bemerkt werden, daß es nicht zu den Pflichten des Hadsch oder der Pilgerfahrt gehört, Medina zu besuchen, und daß nur die eifrigeren Mahomedaner es thun. Die Straße von Mekka nach Medina führt durch mehre angebaute Thäler, die mit Dattelwäldern angefüllt und große Dörfer, die von ansäßigen, und andere, die von halbansäßigen, halbherumziehenden oder beduinenartigen Araberstämmen bewohnt sind. Die Namen dieser Dörfer, welche sämmtlich Märkte für die umwohnenden Stämme bilden, sind Kholeis, el Rabeg, Szafra und Dschedeida. Kein irgend bedeutender Vorfall

zeichnete die Reise aus und Burckhart betrat Medina am dreizehnten Tage nach seiner Abreise von Mekka, nämlich am 28. Januar, obgleich die Entfernung in der Regel in elf und bisweilen in zehn Tagen gemacht wird.

Medina ist die Stadt, in welcher Mahomed Zuflucht suchte, als ihm seine Verwandte, die Koreischiten, nach dem Leben trachteten, und die Anhänglichkeit seiner Bewohner gab den ersten Anstoß zu seiner Laufbahn. Aus Dankbarkeit befahl er, daß er in ihrer Stadt begraben werden sollte. Außerordentliche Erzählungen über sein Grab waren einst in Europa im Umlauf. Es waren reine Mährchen. Unter Anderem ward behauptet, sein Sarg hänge in der Luft und werde von vier Magnetmauern schwebend erhalten. Die Wahrheit ist, daß er in der Hauptmoschee von Medina unter dem Boden liegt, welche sich im östlichen Theile und nicht, wie es gewöhnlich dargestellt wird, im Mittelpunkte der Stadt befindet. Diese Moschee, welche gleich der mekkanischen wegen ihrer Unverletzlichkeit el Haram genannt wird, ist nicht ganz so groß als die letztere. Sie ist nur 165 Schritte lang und 130 breit, aber so ziemlich nach demselben Plane gebaut und bildet ein offenes Viereck, das auf allen Seiten von bedeckten Säulen umgeben ist und im Mittelpunkte ein kleines Gebäude enthält. In der Nähe der südlichen Ecke steht das Grab Mahomeds. Es ist nicht mit der Moschee zusammengebaut, sondern 25 Fuß von der südlichen und 15 von der östlichen Mauer entfernt und von einem grün angestrichenen eisernen Gitter eingefaßt, das ein unregelmäßiges Viereck von ungefähr 20 Schritten bildet und zwischen den Säulen der Colonnade eingefügt sich ungefähr bis zu zwei Dritttheilen ihrer Höhe erhebt. Der höhere Theil der Säulen ist offen und über das Ganze wölbt sich ein hoher Dom, der die übrigen Dome der Moscheen weit überragt und mit einer großen Kugel und einem Halbmonde geschmückt ist, welche beide von gediegenem Golde sein sollen. Das Gitter ist so dicht mit Inschriften von gelber Bronze durchwoben, daß man nur durch einige schmale Fenster, welche ungefähr 6 Zoll im Gevierte halten und 5 Fuß vom Boden abstehen, einen Blick in das Innere werfen kann. Vier Thüren führen hinein, von denen drei beständig verschlossen bleiben, und nur eine jeden Morgen und Abend geöffnet wird, um die Eunuchen einzulassen, deren Dienst es ist, den Fußboden zu reinigen und die Lampen anzuzünden. Die Erlaubniß, dieses Heiligthum zu betreten, das den auszeichnenden Namen el Hedschra führt, kann man vielleicht von den obersten Eunuchen erkaufen; aber das Privilegium wird selten in Anspruch genommen. Alles, was man von außen durch die Fenster sehen kann, ist ein auf allen Seiten niederhängender Vorhang, der nur einen Zwischenraum von wenigen

Schritten zwischen sich und dem Gitter läßt. Hinter ihm soll ein zweiter Vorhang von reicher Seidenstickerei von verschiedenen Farben, durchwoben mit silbernen Blumen und Arabesken und bedeckt mit Inschriften in goldenen Buchstaben, sein. Niemand darf hinter diese letzte Hülle dringen, mit Ausnahme der ersten Eunuchen, die sie besorgen und den neuen Vorhang aufziehen, welcher von Constantinopel kommt, wenn der alte abgenutzt ist oder ein neuer Sultan den Thron besteigt. Im Innern befindet sich nach dem Geschichtschreiber Medina's tief in der Erde das Grab Mahomeds und über ihm die Gräber seiner zwei frühesten Freunde und unmittelbaren Nachfolger, Abubeker und Omar. Eine große Masse von Schätzen wurde dereinst hier niedergelegt, bestehend aus goldenen und silbernen Gefäßen und kostbaren Juwelen; aber Alles ist hinweggeführt worden, das meiste durch den Wechabitenhäuptling Saud, und jetzt ist nichts mehr da, was irgend von Werth wäre, als ein Paar goldene Gefäße, welche ein Sohn Mehemet Ali's, Tusun Pascha, der, ungleich seinem Vater und Bruder, eine religiöse Stimmung hegte, dem Heiligthume geschenkt hat. Der Vorhang der Einfriedigung ist mit Lampen umhängt, welche jeden Abend angezündet werden und die ganze Nacht über brennen, und auf der einen Seite derselben sieht man das Grab Setna-Fatme's, der Tochter Mahomeds. Von der Hedschra läuft nach der gegenüberliegenden Seite der Moschee eine hölzerne Wand, welche die südliche Colonnade von einer heiligen Stätte trennt, die el Roda oder der Garten genannt wird — ein Name, den ihr Mahomed ertheilte, welcher sagte: „Zwischen meinem Grabe und meinem Predigtstuhle ist ein Garten der Gärten des Paradieses." Die Kanzel der Moschee steht dicht an dieser Scheidewand, und der Name Roda gebührt streng genommen nur derjenigen Stelle, welche zwischen der Kanzel und der Hedschra liegt. Die Säulen innerhalb der Roda sind bis zu einer Höhe von ungefähr fünf Fuß mit Blumen und Arabesken bemalt, um dem Platze das Ansehen eines Gartens zu geben, und der Fußboden ist mit reichen Teppichen bedeckt, auf welche sich die Gemeinde niederläßt, wenn sie sich zum Gebete versammelt.

Die Ceremonien beim Besuche der Moschee sind denjenigen ähnlich, welche im Tempel von Mekka beobachtet werden. Zuerst wird der Pilger nach dem Roda geführt, wo er betet und die Moschee mit vier Niederwerfungen begrüßt, und dann verfügt er sich langsamen Schrittes nach der Hedschra, wo er Anrufungen an Mahomed richtet, indem er ihn unter Wiederholung seiner verschiedenen Beinamen oder Ehrentitel um seine Fürsprache für ihn und Alle, die er in sein Gebet einschließen will, bittet. Hierauf schreitet er zurück und wirft sich wieder viermal nieder. Wenn dies geschehen ist, nimmt er seinen Stand einem anderen

Theile der Hedschra gegenüber, wo das Grab Abubekers liegen liegen soll, und ruft diesen in gleicher Weise an, und später thut er dasselbe in Bezug auf Omar und Setna-Fatme, die unter dem Namen Fatme e Zohera oder die schönblühende Fatme angerufen wird. Das Ganze schließt mit einem Gebet an die Gottheit, das in der Roda gesprochen wird. Die Zeit, welche auf diese Ceremonien verwendet wird, übersteigt selten zwanzig Minuten. Der Verehrer Mohameds muß jedoch die Beruhigung theuer bezahlen, die er aus der Beobachtung derselben schöpft, denn an jedem Orte, wo er betet, muß er Leuten, die darauf warten, und nach Beendigung aller Gebräuche den Eunuchen der Moschee Gebühren bezahlen. Ueberdies ist er an der Thüre des Gebäudes von einem Schwarm Bettler umlagert, denen er nicht wohl ohne freigebige Austheilung von Almosen entrinnen kann. Auch seinem Führer oder Mezowah, wie er genannt wird, hat er ein schönes Trinkgeld zu geben, so daß der arme Hadschi ebenso erbarmungslos geplündert wird wie zu Mekka.

Die Obhut über die Moschee ist der Sorge von vierzig bis fünfzig Eunuchen vertraut, welche ein ähnliches Geschäft haben wie die Eunuchen der Beitullah zu Mekka; aber sie sind zu Medina Personen von größerer Bedeutung und kleiden sich, wenn gleich in derselben Tracht, mit größerer Pracht, indem sie gewöhnlich feine Kaschmirshawls und Gewänder von der besten indischen Seide tragen. Wenn sie durch den Bazar gehen, beeilt sich Jedermann, ihnen die Hände zu küssen, und sie üben einen bedeutenden Einfluß in den innern Angelegenheiten der Stadt aus. Sie haben große Besoldungen, welche ihnen durch die syrische Hadsch-Karavane jährlich von Constantinopel geschickt werden. Auch haben sie Antheil an allen Geschenken, welche der Moschee gemacht werden, und erwarten außer den Gebühren, die sie von den Besuchern der Hadschra erhalten, auch noch Geschenke von jedem reichen Hadschi. Sie wohnen in einem der besten Viertel von Medina südlich von der Moschee bei einander, und ihre Häuser sollen kostbarer ausgestattet sein als irgend ein anderes in der Stadt. Gleich ihren Brüdern zu Mekka sind sie, sonderbar genug, sämmtlich mit schwarzen oder abyssinischen Sklavinnen verheirathet. Was ihre Gestalt betrifft, so sind sie sehr abgemagert und ihr ganzes Aeußere wird als abschreckend geschildert. Das Haupt dieser Eunuchen wird Scheik el Haram genannt und ist der angesehenste Mann in der Stadt. Selbst Tusun Pascha, welcher zur Zeit von Burckhardts Besuch Gouverneur von Medina war, gab ihm den Vorrang und küßte ihm die Hand, wenn er ihm begegnete. Außer den Eunuchen ist noch eine große Menge anderer Personen an der Moschee angestellt, welche Abends die Lampen der Colonnade anzuzünden, die Moschee rein zu halten und die Teppiche zu legen haben; sie werden

Ferraschin genannt, und da ihre Verrichtungen leicht und ehrenvoll sind, zählen sie einige der Vornehmsten in ihrer Reihe. Sie belaufen sich auf nicht weniger als 500 Personen und theilen sich in eine jährliche Summe, die von Constantinopel zu ihrem Gebrauche geschickt wird. Ueberdies leisten sie auch als Mezowahs Dienste und treiben einen einträglichen Handel mit Vertretung der Abwesenden im Gebet, indem ihnen Leute aus allen Theilen der mahomedanischen Welt Geld schicken, damit sie vor dem Grabe Mahomeds für dieselben beten. Viele von ihnen haben vier- bis fünfhundert regelmäßige Correspondenten dieser lohnenden Art, durch welche sie mit einem geringen Aufwande von Mühe ein hinreichendes Einkommen haben, um in Muße und Wohlstand zu leben.

Wie zu Mekka, so gibt es auch zu Medina mehre Plätze, welche für heilig gehalten und von den Frommen besucht werden. Der hauptsächlichste ist der Begräbnißplatz außerhalb der Stadt, wo zahlreiche Heilige aus der Familie Mahomeds liegen — Krieger, welche in seinen Schlachten fielen, und der Kalif Othman, einer seiner Nachfolger. Als Beispiel der Anrufungen der Heiligen mag diejenige dienen, die nach einem Gebet von zwei Rikats über dem Grabe Othmans mit aufgehobenen Händen gesprochen wird: „Friede sei mit Dir, o Othman! Friede sei mit Dir, o Freund der Auserwählten! Friede sei mit Dir, o Sammler des Koran! Mögest Du die Zufriedenheit Gottes verdienen! Möge Gott das Paradies zu Deiner Heimath, Deinem Aufenthalt, Deiner Wohnung machen! Ich lege an dieser Stelle und bei Dir, o Othman, das Bekenntniß nieder, ewig dauernd von diesem Tage bis zum Tage des Gerichts, daß kein Gott ist außer Gott und daß Mahomed sein Diener ist und sein Prophet.“ Die übrigen Stellen, welche besucht werden, sind der Dschebel Ohod, ein Berg, auf welchem Hasuze, der Oheim Mahomeds, und 75 Märtyrer in der Schlacht fielen und begraben sind; Koba, eine Moschee, welche an der Stelle errichtet ist, wo Mahomed auf seiner Flucht nach Medina zuerst Halt machte, und el Kebletin, ein durch zwei Säulen bezeichneter Platz, auf welchem der Prophet zuerst den Kabli oder die Richtung beim Gebete wechselte, indem er, statt früher gegen Jerusalem, nun das Gesicht gegen die Kaaba zu Mekka wandte.

Die Stadt Medina selbst liegt im Mittelpunkte einer ausgedehnten Ebene am Rande der großen arabischen Wüste, unter dem 25. Grad nördlicher Breite, und enthält 14—20,000 Einwohner. Sie ist in die innere Stadt und die Vorstädte abgetheilt; jene beschreibt ein Oval, und ist von einer dicken 35 bis 40 Fuß hohen steinernen Mauer umschlossen, die mit ungefahr 30 Thürmen besetzt und von einem Graben umgeben ist. Drei Thore

führen in die Stadt, und auf ihrer Westseite befindet eine große Burg oder Citadelle von bedeutender Festigkeit, welche eine Garnison von 600 Mann zu fassen vermag. Die Häuser sind in der Regel zwei Stockwerke hoch, mit platten Dächern versehen und ganz aus Stein erbaut, aber weil sie nicht getüncht, und die Straßen außerordentlich schmal sind, haben sie ein sehr düsteres Ansehen. Ueberdies sind viele von ihnen baufällig, und der ganze Ort trägt das Gepräge der Zerstörung und des Verfalles an sich. Außerhalb der Stadt aber geben angebaute Felder, Gärten und Dattelwälder der Landschaft auf drei Seiten ein liebliches Ansehen und laden die Einwohner zum Genusse des Landlebens ein, wie denn auch die Wohlhabenderen kleine Villen darin haben. Auf der südlichen Seite verbietet die felsige Natur des Bodens jeden Versuch der Bebauung. Die gegenwärtigen Bewohner von Medina sind wie diejenigen von Mekka größten Theils fremder Abstammung, weil die eingeborenen Araber allmählig ausstarben oder wegzogen, und sich von Zeit zu Zeit Pilger niederließen. Der Handel der Stadt ist im Vergleich mit dem von Mekka von keiner Bedeutung und durch die Fehden der benachbarten Stämme fortwährend Unterbrechungen ausgesetzt. Auch findet hier derselbe merkwürdige Mangel an Handwerkern statt, indem kaum ein einziger im Orte zu finden ist; selbst Zimmerleute und Maurer müssen aus Yembo geholt werden, wenn Ausbesserungen an einem Hause nöthig sind. Der Quellen des Reichthumes hat Medina wenige, da es keine Manufakturen treibt, und die einzigen Subsistenzmittel der Bewohner sind die Begabungen aus Constantinopel und die Spenden der Pilger. Diese sind hier weit geringer, als zu Mekka, da ein Besuch Medina's mehr für verdienstlich und erbaulich, als durchaus nothwendig angesehen wird, obgleich die mahomedanische Theologen lehren, ein Gebet im Angesichte der Hedschra sei so wirksam, als in jeder andern Moschee, außer der mekkanischen, tausend, und obgleich man auch sagt, wer vierzig Gebete in der Moschee von Medina spreche, werde zuversichtlich in einem künftigen Leben von der Hölle und ihren Qualen befreit sein.

Die Regierung von Medina hat je nach den Umständen gewechselt. Dem Namen nach steht die Stadt unter dem Scepter eines von Constantinopel ernannten türkischen Aga und dem Sheik el Haram oder Haupte der Moschee; in Wirklichkeit aber ist eine Art oligarchische Regierung unter den verschiedenen Sheiks der Viertel meist vorherrschend gewesen, wenn nicht irgend eine starke Hand die Zügel der Gewalt führte. Kurze Zeit vor Burckhardts Besuch war die oberste Leitung einem Schotten anvertraut worden, Namens Thomas Keith, der den Namen Ibrahim Aga trug und Schatzmeister Tusun Paschas war. Gleich allen übrigen Theilen von Hedschas wird Medina seit der Vertreibung der Wechabiten

durch Mehemet Ali, äußerlich unter der Oberhoheit der Pforte, von dem Letzteren beherrscht. Der Salzgehalt des Bodens und Wassers und die Ausdünstungen der um die Stadt herumliegenden zahlreichen Sümpfe machen das Klima sehr ungesund. Der arme Burckhardt wurde in Folge dessen, von einem Fieber befallen und länger als zwei Monate auf seinen Teppich hingestreckt. Man kann sich nichts Beklagenswertheres denken, als seine Lage in diesem Leiden; denn er hatte Niemanden zu seiner Pflege, als einen elenden schwarzen Knaben, der nur seinem Berufe als Kameeltreiber gewachsen war, und ihm nicht die nöthigen Heilmittel zu verschaffen vermochte. Nichtsdestoweniger genas er unter dem belebenden Einflusse eines schönen Wetters im April; und einen Rückfall fürchtend, eilte er sich aus dem so schädlichen Dunstkreise zu entfernen. Er hatte den Wunsch gehabt, sich von Medina nach Akaba an dem nördlichen Ende des rothen Meeres, durch eine bis jetzt noch von keinem Reisenden neuerer Zeit erforschte Gegend zu begeben; aber bei der Schwäche seiner Gesundheit und Börse fand er den Plan unausführbar und schloß sich deßhalb einer Karavane nach Yembo, dem fünf Tagereisen entfernten Seehafen von Medina, an, wo er am 27. April ankam. Yembo ist eine kleine Stadt an der Nordseite einer tiefen Bucht, und wird durch einen Meeresarm in zwei Theile geschieden. Sein Hafen ist einer der besten am rothen Meere; aber sein Handel ist sehr unbedeutend und beschränkt sich hauptsächlich auf Lebensmittel. Der Verkehr mit Medina wird durch Karavanen unterhalten, welche, wenn die Straße ruhig ist, alle vierzehn Tage kommen und gehen. Im Gegensatze gegen Mekka und Medina ist Yembo beinahe ganz von Arabern bewohnt; die einzigen fremden Ansiedler sind einige Syrer, Aegypter und Indier, und sie nehmen nur einen vorübergehenden Aufenthalt. Zur Zeit von Burckhardts Besuch wurde Yembo durch die Pest verheert, und eine fürchterliche Sterblichkeit war die Folge. Diese Plage ist beinahe unbekannt in Arabien, besonders im Bezirk Hedschas, von welchem die Mahomedaner glauben, er sei für sie wegen seines heiligen Charakters unzugänglich. Indessen war sie in dem gegenwärtigen Falle unstreitig ausgebrochen, und das Unglück wurde dadurch um so schwerer, daß alle Schiffe im Hafen für den Zweck in Anspruch genommen waren, dienstunfähige Soldaten nach Aegypten zu führen. Deßhalb fand Burckhardt nur mit großer Mühe Aufnahme in einem kleinen offenen Fahrzeuge, das nach Kosseir bestimmt und gedrängt voll Menschen war. Er schiffte sich am 15. Mai ein. Die Fahrt war außerordentlich verdrießlich, und der erbärmlichen Einrichtung an Bord des Fahrzeuges müde, bestach Burckhardt den Reys oder Kapitain, in den Hafen von Scherm an der Westküste des Meerbusens von Akaba einzulaufen, wo

er sofort am 5. Juni ans Land stieg. Nachdem er vierzehn Tage in einem gesunden Dorfe Namens el Wady an der Seeküste verweilt, um seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, ging er auf dem kürzesten Wege über Suez nach Kairo, und kam nach einer Abwesenheit von mehr als achtzehn Monaten am Morgen des 24. Juni in dieser Hauptstadt an.

Schluß.

Die Freude, welche Burckhardt über seine glückliche Rückkehr empfand, wurde durch seinen kläglichen Gesundheitszustand gemindert. Nichtsdestoweniger war er immer noch voll Begeisterung für die große Unternehmung, zu welcher alle seine bisherigen Arbeiten nur die Einleitung gewesen waren. Aber man hörte noch nichts von einer Karavane von Fezzan, bei deren Rückkehr er seine Wanderungen hätte fortsetzen können; und nach einem neunmonatlichen Aufenthalt in Kairo und Alexandrien machte er einen andern Ausflug durch die Wüste von Suez, und drang bis zum äußersten Punkte der Halbinsel Sinai vor, in der Hoffnung den Weg aufzufinden, den Moses und die Israeliten nach ihrem Auszuge aus Aegypten genommen haben sollten. Dies gelang ihm jedoch nicht, und er kehrte im Juni 1816 nach Kairo zurück. Bis nun die vielersehnte Karavane ankommen würde, beschäftigte er sich fortan mit Entwerfung verschiedener Schriften für die Mitglieder der afrikanischen Gesellschaft, in deren Auftrag er die Reise ausgeführt hatte. Er legte sich mit größtem Fleiße auf die arabische Literatur und das Studium der arabischen Geschichte, besonders der Genealogie, der Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Stämme Arabiens; und das schätzbare Resultat seiner Arbeiten hat der Verein in einem Werke veröffentlicht, welches auch eine Geschichte des Krieges Mehemet Alis mit den Wechabiten enthält. Er beschäftigte sich auch mit Ausfüllung und Vervollständigung der Tagebücher seiner Reisen in Nubien und Arabien, welche nothwendig nur höchst rohe Umrisse enthielten, da er es sehr selten wagen durfte, in diesen Ländern irgend Bemerkungen niederzuschreiben, weil nichts den Argwohn der ununterrichteten Orientalen in solchem Grade erregt, als wenn sie Jemanden Notizen aufzeichnen sehen. Selbst Mehemet Ali war dieser Gewohnheit nicht günstig, und als er zu Tayf war, ließ er unsern Burckhardt fragen, ob er Notizen zu sammeln beabsichtige — eine Frage, welcher dieser geschickt auszuweichen verstand, indem er sagte, er komme wenig in Versuchung, dies zu thun, weil es in Arabien wie in Aegypten keine Alterthümer gebe. Somit hatte er hinreichende Beschäftigung für seinen glühenden Geist; aber er sehnte sich immer ungeduldig nach der Gelegenheit, in

das Innere des Festlandes vorzubringen; und seine Briefe an Hamilton, Sekretär der Gesellschaft, schildern den Schmerz lebhaft, den er empfand, als Monat um Monat verfloß und seine Lieblingshoffnungen immer unerfüllt blieben. Endlich öffnete sich ihm eine günstige Aussicht. Eine Gesellschaft Moggrebins oder Westafrikaner kam 1817 auf ihrem Wege nach Mekka durch Kairo, und man erwartete, sie würden wie gewöhnlich, über Fezzan zurückkehren. Voll Sehnsucht, den gefärhrlichen Weg zu betreten, den er schon so lange im Auge gehabt hatte, traf Burckhardt alle nöthigen Vorbereitungen, sie zu begleiten, und überschickte alle seine Papiere der Gesellschaft in London, wohin sie auch glücklich gelangten. Aber ach! wie eitel sind die Erwartungen des Menschen! Als der Augenblick gekommen schien, die That zu verwirklichen, an die er sein Herz gesetzt hatte, wurde er von einer tödtlichen Krankheit befallen und starb am 15. Oktober 1817 zu Kairo, wenige Minuten vor Mitternacht. Man hat allein den schmerzlichen Trost, daß man weiß, er sei in seiner Krankheit von einem vortrefflichen englischen Arzte, Dr. Richardson, behandelt worden, der sich gerade im Gefolge eines irischen Edelmanns zu Kairo befand, und seine letzten Stunden seien durch die sorgsame Gegenwart des wegen seiner eifrigen Forschungen nach ägyptischen Alterthümern so berühmten brittischen Konsuls in Aegypten, Herrn Salt, dem er seine letzten Bitten anvertraute, versüßt worden. Er war ruhig und fühlte oder sah bei vollem Bewußtsein sein Ende nahen. Mit vollkommener Klarheit des Geistes diktirte er Herrn Salt seinen letzten Willen in Betreff der Verfügung über seine Bücher, Manuscripte und andere Theile seines kleinen Eigenthums. Seine Mutter liebte er zärtlich. Er hatte ihr bereits den Antheil übermacht, den er von seines Vaters Vermögen geerbt hatte. Mit schmerzlicher Rührung sagte er sechs Stunden vor seinem Ende zu Herrn Salt: „Lassen Sie Herrn Hamilton meine Mutter von meinem Tode in Kenntniß setzen und ihr sagen, meine letzten Gedanken seien bei ihr gewesen.“ Dieser unerschrockene Reisende war erst zwei und dreißig Jahre alt als er starb.

Es muß stets ein Gegenstand des Bedauerns sein, daß Burckhardt nicht so lange am Leben blieb, bis er den Versuch machen konnte, ins Innere von Afrika zu dringen. Niemand konnte durch Natur, Charakter und Erziehung besser dazu geeignet sein, eine solche Unternehmung mit Erfolg auszuführen. Er hatte eine edle Denkungsart, einen unbezwinglichen Muth, einen unermüdeten Fleiß und einen höchst beharrlichen Eifer. Daß er ein Mann von großer Fassungskraft, schneller Einsicht und tiefer Beobachtung war, erhellt sattsam aus seinen Tagebüchern; und selbst die Sprache, in welcher er sie schrieb (die englische), zeugt von einer Fähigkeit zur Aneignung von Kennt-

nissen, welche so selten ist, daß sie beinahe ein Phänomen genannt werden kann. Englisch zu schreiben ist für einen, der kein geborener Engländer ist, selbst unter den günstigsten Umständen sehr schwierig, und Burckhardt lernte die Sprache erst, nachdem er fünfundzwanzig Jahre alt war, und erfreute sich kaum irgend einer Gelegenheit, sich mit der englischen Literatur bekannt zu machen; und doch schreibt er in einer höchst anziehenden Sprache, und seine Schriften könnten, wenn ihr Ursprung unbekannt wäre, für das Werk eines geborenen Engländers gelten. Nach Allem ist sein frühzeitiger Tod sehr zu beklagen, denn ob er gleich der Welt nur authentische Nachrichten über die Städte Mekka und Medina, und die dort beobachteten mahomedanischen Gebräuche gab, so würde er doch ohne Zweifel die Summe des allgemeinen geographischen Wissens noch bedeutend vermehrt haben, wenn er länger gelebt hätte. Sein beklagenswerther Tod vermehrte die Zahl der unternehmenden Männer, welche in der Erforschung des Orientes ihr Leben verloren, um ein neues Opfer.

wissen, welche so selten ist, daß sie beinahe ein Phänomen genannt werden kann. Englisch zu schreiben ist für einen, der kein gebohrner Engländer ist, selbst unter den günstigsten Umständen sehr schwierig, und Burckhardt lernte die Sprache erst, nachdem er fünfundzwanzig Jahre alt war, und entfernte sich kaum irgend einer Gelegenheit, sich mit der englischen Litteratur bekannt zu machen; und doch schreibt er in einer höchst ausdrucksvollen Sprache, und seine Schriften könnten, wenn ihr Verfasser unbekannt wäre, für das Werk eines gebohrnen Engländers gelten. Nach Allem ist sein frühzeitiger Tod sehr zu beklagen, denn ob er gleich der Welt nur ausführliche Nachrichten über die Städte Mekka und Medina, und die dort beobachteten mahommedanischen Gebräuche gab, so würde er doch ohne Zweifel die Summe des allgemeinen geographischen Wissens noch bedeutend vermehrt haben, wenn er länger gelebt hätte. Sein beklagenswerther Tod vermehrte die Zahl der unternehmenden Männer, welche in der Erforschung des Orientes ihr Leben verloren, um ein neues Opfer.

Die

Geschichte Richard Falconers.

Aus dem Englischen

von **Dr. Franz Kottenkamp.**



Diese Erzählung ist mit geringen Veränderungen nach einer seltenen Schrift aus der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts abgedruckt, welche jetzt wenig bekannt ist. Dieselbe war eine Lieblingsschrift von Sir Walter Scott, wie man aus folgenden Bemerkungen sieht, welche er auf ein weißes Blatt in sein Exemplar geschrieben hat: „Dies Buch las ich zuerst in meiner Jugend. Ich weiß nicht, ob es nur eine Erdichtung und nach de Foe's Plan verfaßt ist (es nähert sich wenigstens der Erzählungsweise desselben), oder ob es vielleicht nur ein ausgeschmückter Bericht von den wirklichen Ereignissen eines Seefahrers ist. Das Buch ist sehr selten; in der Erinnerung an das Vergnügen, welches ich bei der Durchlesung früher empfunden

hatte, suchte ich es mir zu verschaffen, mußte aber zehn Jahre lang umsonst nachsuchen; dennoch sind mehre Auflagen dieser Schrift im vergangenen Jahrhundert herausgekommen."

Ich bin in Bruton, einer Marktstadt in der Grafschaft Somerset, von Eltern in ziemlich wohlhabenden Umständen geboren. Da ich meine Mutter, während ich noch sehr jung war, verlor, so blieb ich ausschließlich der Sorgfalt meines Vaters anheim gegeben, welcher in seiner Jugend große Reisen gemacht hatte, und von seinen Abenteuern oft erzählte. Dies erweckte in mir das Verlangen, seinem Beispiele zu folgen. Ich bat ihn oft, er möchte mich einem Kapitän seiner Bekanntschaft auf Seereisen mitgeben; er pflegte aber zu erwidern: „Bleib, wo du bist, du kennst nicht die Gefahr und die Wagnisse eines Seelebens; denk nicht mehr an die Seefahrt, denn ich weiß, dies ist nur der Wunsch der Jugend, die zur Veränderung geneigt ist; wenn ich dir Erlaubniß gebe, so könnte die Reise einer Woche bei dir den Wunsch zur Heimkehr erwecken." Es ging mir wie anderen unerfahrenen jungen Leuten, ich achtete nicht auf den Rath meines Vaters, und suchte ihm seinen Widerstand gegen meine Wünsche auszureden, hatte jedoch keinen Erfolg. Zuletzt gab mein Vater wegen Familienunglücks seine Einwilligung. Ich reiste nach Bristol, und kam, durch Empfehlung meines Vaters an einen Flottenkapitän, an Bord der Fregatte Albion, unter den Befehl des Kapitäns Wise. Dies war ein nach Jamaika bestimmtes Handelsschiff, und wir segelten mit günstigem Winde am 2. Mai 1699 ab. Das Schiff erreichte seine Bestimmung in Sicherheit nach einer stürmischen und mir durchaus nicht angenehmen Reise.

Da ich fand, daß unsere Angelegenheiten uns etwa ein halbes Jahr lang hier aufhalten würden, so erhielt ich von meinem Kapitän Erlaubniß, mit einigen meiner Bekannten in einer Schaluppe abzufahren, um in der Campeche-Bay Färberholz einzukaufen; am 25. September segelten wir ab. Das Verfahren, dies Holz zu erlangen, ist Folgendes: Eine Gesellschaft verwegener Leute begibt sich wohlbewaffnet in eine Schaluppe, und landet im Geheimen, um ein Zusammentreffen mit den Spaniern zu vermeiden, denen das Land damals angehörte; im Fall eines solchen schließt sich die ganze Schiffsmannschaft den Holzfällern bewaffnet an, um dieselben zu vertheidigen. Sechs Tage lang segelten wir mit günstigem Winde auf die Bay zu; am 7. verdunkelten sich die Wolken, der Himmel schien im Feuer durch Blitze, und der Donner brüllte lauter, wie ich jemals gehört hatte. Kurz, ein furchtbarer Orkan hatte sich erhoben. Die Matrosen

refften die Segel ein, und ließen die Stangen herunter, indem sie den Orkan unter einem doppelt eingerefften Focksegel abwarteten. Zuletzt brach der Orkan mit äußerster Heftigkeit ein, währte drei Stunden und ließ dann allmählig nach, worauf eine vollkommene Windstille eintrat. Den Wind erwartend, spannten wir unsere Segel wieder aus, und derselbe trat nach einer halben Stunde wieder ein. Gegen sechs Uhr Abends sahen wir eine Wasserhose, eine Wolke in der Luft, die das Seewasser anzieht, und es wie Regenschauer verdünnt, wieder herabstürzt. Diese Wolke kömmt in der Form einer Bleiröhre von ungeheurer Dicke und saugt eine große Masse Wasser auf. Ich stand eine Stunde, um sie zu beobachten, auf dem Verdeck. Nachdem sie ungefähr eine halbe Stunde im Wasser geblieben war, zog sie sich allmäblig hinauf, bis sie sich in den Wolken verlor; am Schlusse ließ sie einiges Wasser fallen, welches mit einem Geräusch wie Donner ins Meer stürzte und einen dicken Nebel veranlaßte, der eine beträchtliche Zeit lang währte.

Am 6. Oktober ankerten wir an der Insel Trist, in der Campeche-Bay, und schickte unsere Leute in der kleinen Bucht Logwood-Creek ans Ufer, um die Holzfäller aufzusuchen, welche sogleich an Bord kamen. Der Handel war bald geschlossen; in Austausch für Rum und Zucker und etwas Geld erhielten wir in acht Tagen unsere Ladung und segelten nach Jamaika am 15. Oktober wieder ab. Zur Rückfahrt nach Jamaika braucht man meist zwei Monate, weil man den ganzen Weg gegen den Wind steuern muß. Eines Tages ging ich in den Schiffsraum, um etwas Wein zu trinken, den ich dort aufbewahrt hatte; als ich wieder auf das Verdeck kam, wollte ich mich waschen, hatte aber keine Lust, ins Wasser zu gehen, und begab mich somit ins Boot hinten am Schiff, das wir am Morgen gehißt hatten, um nach einem Wrack zu sehen. Als ich mich dort gewaschen und wieder angekleidet hatte, nahm ich ein Buch aus der Tasche und las im Boote. Ehe ich es aber merkte, erhob sich ein Sturm, so daß ich nicht wieder auf die gewöhnliche Weise ins Schiff konnte, sondern der Mannschaft zurufen mußte, sie möge mir die Strickleiter zuwerfen, die über dem Hinterdeck des Schiffes hängt, um wieder hinauf zu steigen. Ich weiß nicht, ob die Strickleiter, selten gebraucht, wegen schadhaften Zustandes abriß, allein ich fiel ins Meer. Das Schiff machte eine Wendung, um mich einzunehmen, allein ich verlor es wegen der Dunkelheit und wegen des Sturmes aus dem Gesichte. Ich empfand die größte Furcht, die man in solchem Zustande nur empfinden kann; ich mußte mit dem Wind und mit dem Strom auf gut Glück forttreiben; als ich mich nun

etwa vier Stunden, soweit ich in meinem Schrecken über die Zeit urtheilen konnte, über dem Wasser gehalten hatte, empfand ich, daß meine Füße dann und wann den Boden berührten. Eine starke Welle warf mich endlich auf den Sand. Da es dunkel war, so wußte ich nicht, was zu thun war, sondern stand auf und ging, so weit meine ermüdeten Glieder es mir erlaubten, und ward dann und wann von den Wogen überrascht, welche jedoch nicht hoch genug waren, um mich fortzuspülen. Als ich weit genug gegangen war, um nach meiner Meinung außerhalb der Gefahr zu sein, konnte ich noch kein Land entdecken, und vermuthete sogleich, ich befinde mich auf einer Sandbank, welche von dem Meere bei hoher Flut überschwemmt werde; hierauf setzte ich mich nieder, um meine müden Glieder auszuruhen und mich zum Tode vorzubereiten, denn der Tod war das einzige, was ich nach meiner Meinung erwarten konnte. Ich gedachte aller meiner Sünden, betete inbrünstig, indem ich nicht an Rettung dachte, weil ich nichts der Art erwartete, sondern nur um Vergebung für meine früheren Vergehungen zu erlangen; ich kann aufrichtig sagen, daß ich meinen Tod mit einer Ruhe erwartete, welche in mir die Hoffnung erweckte, daß ich mit dem Himmel meinen Frieden abgeschlossen hätte. Zuletzt schlief ich ein, ob ich gleich durch Aufstehen und Gehen alles versuchte, um mich wach zu halten, bis ich aus Müdigkeit wieder genöthigt wurde, mich niederzulegen.

Als ich am Morgen erwachte, erkannte ich, daß ich mich unter vier oder fünf niedrigen Sandinseln befand, die etwa eine Viertelstunde oder mehr vom Meere getrennt waren. Hierdurch wurde ich wieder aufgeheitert und ging umher, um etwas Eßbares aufzusuchen, leider aber fand ich nur wenige Eier, die ich roh zu essen genöthigt war. Die Furcht vor dem Hungertode schien mir schlimmer, wie die vor dem Ertrinken; oft wünschte ich mir, die See möchte mich verschlungen haben, statt daß ich an diese Insel verschlagen wurde, denn ich erkannte bald durch die Ebene des Bodens, daß sie von Menschen und Thieren unbewohnt war, mit Ausnahme der Ratten und einiger Seevögel. Auf der Insel fanden sich jedoch einige Gebüsche, unter denen ich des Nachts zu schlafen pflegte. Zu meinem Unglück war aber nirgends ein Tropfen frischen Wassers zu finden, so daß ich zwei bis drei Tage lang Seewasser trinken mußte, wodurch meine Haut ein Ansehen wie die Schale eines gebratenen Apfels erhielt. Zuletzt ward mein Elend so groß, daß ich oft im Sinne hatte, mein Leben zu beendigen, und dies allein in der Hoffnung unterließ, ein Alligator oder ein anderes Raubthier werde mich tödten. Ich hatte eine Woche lang allein

von Eiern gelebt, als ich zu meinem Glück einen Seestorch auf einem Busche sitzen sah. Ich lief sogleich so schnell wie möglich hin und schlug ihn mit einem Stocke todt; ich bedachte nicht, ob er mir eine geeignete Nahrung böte, sondern sog das Blut und aß das Fleisch mit einem Vergnügen, welches sich nur Diejenigen denken können, die in demselben Grade wie ich Hunger empfunden haben. Nachdem ich dies Festmahl gehalten hatte, ging ich umher und entdeckte noch andere dieser Vögel, die ich tödtete. Da mein Magen jetzt ziemlich beschwichtigt war, so begann ich zu bedenken, ob ich nicht mit zwei Stöcken ein Feuer anzünden könne, wie ich dies oft von Schwarzen in Jamaika gesehen hatte. Hierauf sammelte ich noch einige Stäbe, machte ein Feuer an, nahm einige Seestörche auf und briet sie so gut wie möglich; ich beschloß jetzt, meinen langen Hunger wieder auszugleichen.

Zur Nacht überstand ich ein starkes Gewitter mit den heftigsten Blitzen tropischer Gegenden; meine Kleidung, welche nur aus einem Paar dünner Schuhe, einem Paar Strümpfe, einer Jacke und Beinkleidern aus Leinwand bestand, war gänzlich durchnäßt. Glücklicherweise fand ich aber am Morgen mehre Höhlen mit Regenwasser, wodurch ich auf den Gedanken kam, mir einen tiefen Brunnen oder eine Höhlung zu bilden, damit ich stets Wasser für mich aufbewahren könne und verfertigte denselben auf folgende Weise: Ich nahm ein Stück Holz und wählte mir einen Platz unter einem Baume, wo ich mit Händen und Stock mir ein Loch oder einen Brunnen tief genug grub, daß er ein Oxhoft Wasser enthalten konnte; alsdann legte ich Steine ein, pflasterte das Loch, stampfte die Steine in der Runde in den Boden, und klopfte mit meinen Stöcken die Seiten so fest, daß das Loch Wasser halten konnte. Die Schwierigkeit jedoch lag darin, wie ich das Wasser dort mir herausholen könnte; ich bewirkte dies zuletzt durch eine Art Eimer, den ich aus einem Theil meiner Kleidung verfertigte. Ich war jetzt über meine Aussicht erheitert und glaubte, ich würde einige Zeit lang nicht übel leben können; außer dem Wasser besaß ich jetzt vierzig Meerstörche und bestimmte einen halben Storch täglich für meine Nahrung. Ich hatte einen kleinen Ovid, in der Ausgabe der Elzevir, den ich bei meinem Unfall im Boote in die Tasche gesteckt hatte, als ich die Strickleiter hinaufklettern wollte; da er fest gedrückt war, so hatte das Exemplar wenig Schaden erlitten; nur der Umschlag war verdorben und das Papier hatte Flecken bekommen. Dieser Umstand war eine große Milderung meines Unglücks, denn ich konnte mich jetzt in meinem Gebüsch unter Bäumen

durch Lesen unterhalten, bis ich einschlief. Ich war immer gesund und litt nur etwas an Kopfschmerzen, weil mir mein Hut fehlte, der mir beim Herabstürzen von der Strickleiter ins Wasser gefallen war. Diesem Mangel aber half ich so gut wie möglich ab, indem ich etwas Sternmier, eine Pflanze, die auf der Insel häufig wuchs, einsammelte, und über das Gebüsch, wo ich saß, ausstreute. Als ich zuletzt erkannte, daß mein dortiger Aufenthalt länger dauern könnte, wie ich zuerst erwartete, riß ich einen Hemdärmel ab und fütterte damit eine Mütze, die ich aus grünen Schößlingen und abgeschälter grüner Rinde geflochten hatte.

Ich war jetzt etwa einen Monat da gewesen und meine Haut sah aus, als habe man sie mit Wallnußschalen eingerieben. Mehremale wollte ich auf eine andere Insel schwimmen; da dieselben aber nur wie Sandhaufen aussahen, so glaubte ich den besten Zufluchtsort gefunden zu haben und war deßhalb mit meinem Aufenthalt zufrieden. Meerstörche konnte ich zur Genüge erhalten, die auf dem Boden ihre Nester bauten; auch pflegte ich noch einen andern Vogel zu essen, wagte aber niemals dessen Eier zu kosten. Ich war mit den Meerstörchen so zufrieden, daß ich keine andere Versuche machen wollte. Die Insel, worauf ich mich befand, war beinahe rund und schien mir etwa eine Stunde im Umfang zu haben. An der Westseite lag ein guter Ankerplatz, indem das Wasser 2 Faden am Ufer tief war. Gott verzeihe mir! Ich wünschte oft Gefährten in meinem Unglück zu haben und hoffte jeden Tag ein Schiff oder ein Wrack zu sehen, wo ich vielleicht was ich brauchte finden könnte. Ich pflegte mir einzubilden, daß ich durch langen Aufenthalt meine Redegabe verlieren würde; somit pflegte ich laut zu sprechen, mir Fragen vorzulegen und dieselben zu beantworten. Wer mich gehört hätte, würde mich für verrückt gehalten haben, denn ich richtete alsdann an mich die sonderbarsten Fragen. Die ganze Zeit über konnte ich nicht erfahren, wo ich war und hörte auch nichts von einem bewohnten Orte.

Eines Morgens, nach meiner Rechnung am 8. Nov., erhob sich ein heftiger Sturm und dauerte bis Mittag. Ich sah ein Fahrzeug mehre Stunden mit den Wogen kämpfen; zuletzt ward es auf das Ufer, etwa eine Achtelmeile von dem Orte, wo ich stand, geworfen. Ich lief hin, um nachzusehen, ob ich Jemanden helfen könnte und fand 4 Mann (die ganze Schiffsmannschaft) mit der Rettung dessen, was ihnen möglich war, beschäftigt. Als ich zu ihnen kam und ihnen in englischer Sprache zurief, waren sie sämmtlich sehr überrascht. Sie fragten mich, wie ich hergekommen und wie lange ich dort gewesen sei; als ich ihnen meine Geschichte

erzählte, waren sie sowohl wegen ihrer selbst, wie wegen meiner besorgt, denn sie erkannten, daß sie ihr Fahrzeug nicht von dem Sande wegbringen könnten, da der Sturm sie auf große Entfernung auf die Bänke verschlagen hatte. Somit beklagten wir gegenseitig unser Unglück.

Ich muß jedoch ohne Lügen eingestehen, daß ich niemals in meinem Leben so vergnügt war, denn sie hatten Vorräthe auf ein ganzes Jahr am Bord und kein einziger Artikel war verdorben worden. Sie hatten ihre Ladung in Färberholz über Bord geworfen, um ihr Schiff zu erleichtern; dies ist die Ursache, daß dasselbe so weit vom Winde getrieben wurde. Hätten sie ihre Ladung behalten, so würden sie eine Strecke weiter gestrandet sein und das über sie hinstürzende Meerwasser würde nicht allein alle ihre Vorräthe verdorben, sondern auch vielleicht den Tod Aller veranlaßt haben. Von diesen Leuten erfuhr ich, daß der Ort, wo wir uns befanden, eine der Alcranesinseln, oder vielmehr Sandbänke, wäre, die eine Gruppe von fünfen bilden. Mit Ausnahme derjenigen, worauf wir uns befanden, hat keine derselben einen Baum oder einen Busch. Ihre Lage ist 22° nördlicher Breite, in der Entfernung von 13 geographischen Meilen von Yucatan und 30 von der Stadt Campeche. Wir arbeiteten, so viel wir konnten, und brachten alles uns Nützliche ans Land vor Einbruch der Nacht. Wir hatten 6 Fässer gesalzenes Rindfleisch, 3 Fässer gesalzenes Schweinefleisch, 2 Fässer Schiffszwieback, einen kleinen, kupfernen und einen eisernen Topf, mehre Kleider und einen überflüssigen Hut, den ich sehr brauchte. Außerdem besaßen wir mehre Fässer Rum, ein Faß Branntwein, eine Kiste Zucker, viel anderes Geräthe, einiges Pulver und eine spanische Vogelflinte. Wir nahmen die Segel von den Segelstangen und bauten uns mit einigen Holzstücken eine Hütte, die für 20 Mann groß genug war, in welche wir die Betten aus dem Fahrzeuge brachten. Allerdings hatten wir keinen Schutz vor dem Winde, denn die Bäume waren so niedrig, daß sie uns nichts halfen. Ich glaubte jetzt, ich befinde mich in einem Palaste und war so vergnügt, als sei ich in Jamaika oder sogar in meinem Vaterlande gewesen. Kurz, wir fühlten uns bald behaglich und wurden heiter, um mit Zufriedenheit den Zeitpunkt abzuwarten, worin uns die Vorsehung aus unserer Lage erretten würde. Das Fahrzeug lag auf der Sandbank 50 Ellen von der höchsten Wassermarke, so daß ich mich in die Cajüte zu legen pflegte, wenn der Wind zu stark war und ich nicht auf dem Verdeck liegen wollte, weil Betten allein für meine vier Gefährten am Ufer waren, nämlich: Thomas Randal aus Cork in Irland, dessen Bett das größte war, und der

mich bisweilen in das seinige aufnahm, Richard White, William Musgrave aus Kingston in Jamaica und Ralph Middleton aus Cowes auf der Insel Wight. Diese Männer waren mit acht anderen aus Port-Royal, einen Monat nach unserer Abfahrt, ebenfalls nach demselben Orte abgesegelt; die acht Andern aber hatten einen Ausflug auf die Küste gemacht, während das Schiff vor Anker lag, und waren wahrscheinlich mit Spaniern und Indiern zusammengetroffen, die sie in starker Uebermacht angriffen. Nichtsdestoweniger mußten sie sehr verzweifelt gekämpft haben, denn als Randal und Middleton sie zu suchen ausgingen, fanden sie die acht getödtet, aber auch dabei die Leichen von 15 Indiern und 2 Spaniern. Alle Engländer hatten Wunden an Kopf, Arm, Brust u. s. w., so daß es sich ergab, sie hätten ihr Leben theuer verkauft. Sie waren jetzt zu weit im Lande und mußten deßhalb ein Loch graben und die Leichen angekleidet beerdigen. Sie entkleideten die Indier und Spanier, ließen dieselben auf dem Boden liegen, eilten so schnell, wie möglich zum Fahrzeuge zurück und schifften sich sogleich ein, damit ihnen kein Unfall begegne. Sie segelten nach Jamaika, bis der Sturm sie überraschte und auf der Zufluchtsinsel, wie ich dieselbe benannte, Schiffbruch leiden ließ.

Wir hatten jede Art Fischgeräthe bei uns, allein kein Boot, um zum Fischfang vom Ufer zu stoßen. Deßhalb strengten wir unsern Scharfsinn an, um eine Art Floß zu verfertigen und kamen zuletzt auf folgenden Plan: Wir nahmen 6 Fässer, bestrichen dieselben mit Theer, verstopften die Zapfenlöcher mit Korken und benagelten sie dann fest mit einem Stück betheerter Leinwand. Die sechs Fässer banden wir mit Schiffstauen zusammen, brachten alsdann das Gittter des Verdecks auf dasselbe, befestigten letzteres und machten das Ganze so stark, daß zwei Menschen darauf sitzen konnten; aus Furcht, daß ein Sturm einträte, banden wir an ein Ende des Flosses einige Windungen eines kleinen Taues von 500 Faden Länge, das wir an einen Pfahl am Ufer befestigten. Alsdann fuhren zwei aus, denn was mich betrifft, so war ich kein Fischer. Sie kehrten aber nur mit einem Seethier von 2′ Länge zurück, welches einem Hay glich, allein eine rauhe Haut hat, welche getrocknet ebenso wie Robbenhaut zu gebrauchen ist. Dies Thier, mit Zitronensaft gekocht, ist das beste Mittel gegen den Scorbut, indem man Stücke der Haut auf die Waden legt und den Körper mit der Flüssigkeit einigemal einreibt. Am nächsten Tage schickten wir wieder unsere Fischer aus. Sie kehrten mit zwei Meerschleien und einem jungen Hay von 2′ Länge zurück, die, zum Mittagessen zugerichtet, eine sehr gute Speise gaben. Am folgenden Morgen

schossen wir mit unserer Flinte eine junge Robbe; wir salzten dieselbe ein und sie bot eine gute Speise, nachdem sie einige Tage in der Salzbrühe gelegen war.

Wir verbrachten unsere Zeit auf der Insel so gut wie möglich und ersannen mehre Spiele zu unserer Unterhaltung. Eines Tages, als wir sehr munter gewesen waren, versanken wir, wie es oft bei Heiterkeit zu geschehen pflegt, in Trübsinn. Ich, als der Jüngste, begann über meinen traurigen Zustand nachzudenken, daß ich meine Jugend auf einer unfruchtbaren Insel ohne Hoffnung der Erlösung zubringen müsse. Hierauf ertheilte mir Randal, ein Mann von großer Erfahrung, der viele Leiden überstanden hatte, beträchtliche Tröstung in meinem Kummer, sowohl durch Erzählung seines eigenen Unglücks, wie durch die Angabe seines Planes, um von der Insel fortzukommen. Er sagte: „Herr Falconer und meine Leidensgefährten! — indeß hauptsächlich wende ich mich an Sie (indem er auf mich zeigte), da Sie mehr wie Andere zu verzweifeln scheinen — ist ihr Zustand nicht weit besser wie vor mehren Monaten? Die männliche Ertragung von Leiden ist eine Tugend, Muthlosigkeit ist Zweifel an der Vorsehung. Unser Fahrzeug ist stark und fest; ich hege keinen Zweifel, daß wir es mit der Zeit und mit Arbeit wieder flott machen können. Ich bin diesen Morgen an Bord gewesen, als Ihr schliefet; ich habe das Schiff von innen und außen sorgfältig untersucht und glaube, daß wir unsere Freiheit bewerkstelligen können. Ich wundere mich nur, daß wir früher nie daran dachten, unser Schiff vom Sande frei zu machen; ist dies einmal geschehen, so können wir es nach meiner Meinung in tiefes Wasser vom Stapel lassen.“ Nachdem wir die Nacht in Gedanken hierüber zugebracht hatten, gingen wir den nächsten Morgen an die Arbeit, um unser Schiff vom Sande zu befreien. Wir setzten die Arbeit 16 Tage lang fort und ruhten nur am Sonntage, worauf wir unsern Zweck zuletzt erreichten. Das nächste Erforderniß bestand darin, daß wir Pfähle unter unser Schiff brachten, um es vom Stapel zu lassen. Wir verschafften uns dieselben nur mit Schwierigkeit aus dem Gebüsch der Insel, da wir viele Pfähle abschneiden mußten, bevor wir passende erhielten. Hierauf dankten wir Gott für unsern Erfolg und beschlossen, am nächsten Tage unser Schiff vom Stapel zu lassen. Wir wurden jedoch daran verhindert, da Randal in ein Fieber verfiel, welches nach unserer Meinung durch zu starke Arbeit bei der Freimachung des Schiffes entstanden war, wobei er keine Mühe in Handlung und Worten, weit über seine Kräfte hinaus, um uns zu ermuthigen, sparte. Unsere Besorgniß in dieser Hinsicht verursachte einigen

Verzug. Außerdem verminderte der Umstand, daß uns die Arbeit eines Mannes fehlte, unsere allgemeine Kraft. Randal hatte nicht eher an seine Instrumente gedacht, als bis er sich jetzt zur Ader lassen wollte; da er sie in seinen Kleidern nicht vorfand, so glaubten wir, er könne sie im Schiffe vergessen haben. Ich lief deßhalb sogleich fort, um sie aufzusuchen; als ich nun die Seite des Schiffes hinaufstieg, zog mein Gewicht es in den Sand herab; es hätte mich zerquetscht, wäre ich nicht in die Höhlung gefallen, die wir gebildet hatten, als wir den Sand von dem Schiffe wegwarfen. Ich kroch mit großem Schrecken wieder heraus und lief zu meinen Gefährten hin, die mit vieler Mühe das Schiff wieder aufrecht stellten; nachher befestigten wir einige überflüssige Ruder an jeder Seite, um zu verhindern, daß es wieder umfiele. Die darunter eingebrachten Holzstöcke waren nämlich mit Fett geschmiert, um das Gleiten des Schiffes in das Wasser zu erleichtern, und wir hatten den Sand so gänzlich weggegraben, daß das Schiff nur auf den Holzstücken ruhte und nur durch mein Gewicht sich auf die Seite lehnte. Als wir ins Schiff gelangt waren und vergeblich die Büchse mit Instrumenten gesucht hatten, empfanden wir sämmtlich große Besorgniß, denn wir glaubten fest, einige Aderlässe würden Randal heilen; er selbst behauptete auch, sein Fieber würde ohne Zweifel nachlassen und er würde sich besser befinden; seine Ergebung in sein Schicksal aber gab uns zugleich die wahre Kunde vom Zustande guter Menschen bei ihrer Erlösung von diesem Leben. Er ward immer kränker, zeigte aber bei seinem Leiden solche Geduld, daß er uns sämmtlich in Erstaunen versetzte. In diesem Zustande blieb er eine ganze Woche, worauf er starb. Nachdem unser Kummer über seinen Tod einigermaßen gemindert war, beriethen wir uns über seine Beerdigung und beschlossen zuletzt, seinen Körper in dem Sandloch beizusetzen, das ich mir als Brunnen gegraben hatte. Nach Erfüllung dieser traurigen Pflicht wandten sich unsere Gedanken auf das Schiff und auf das Mittel, von der Insel fortzukommen.

Am Montag, den 31. December, ließen wir unser Schiff vom Stapel in der Absicht, die Insel am nächsten Tage zu verlassen. Nachdem wir es mit zwei Ankern und einer Halse am Ufer befestigt hatten, gingen wir an Bord, um ein fröhliches Mittagessen zu halten. Um unsere Heiterkeit zu erhöhen, machten wir eine große Kanne Punsch, was wir früher nie versucht hatten, da wir nur eine Flasche Citronensaft besaßen, welche für diese Gelegenheit aufgespart war. Der Punsch floß so reichlich, daß wir Alle betrunken wurden. Als die Kanne leer war, beschlossen wir, uns zur Ruhe zu

begeben, allein alle meine Vorstellungen vermochten nicht, meine Gefährten zu überreden, daß sie an Bord schliefen, obgleich sie hundert Ellen schwimmen mußten; bevor sie ans Ufer waten konnten, wollten sie auf dem Lande schlafen. Sie langten jedoch dort glücklich an, wie ich aus ihrem Jubel erkannte. Da ich mein Bett an Bord gebracht hatte, ging ich schlafen und erwachte erst am nächsten Morgen. Nachdem ich mich angekleidet hatte und auf das Verdeck gegangen war, um meine Gefährten zu dem am Abend vorbereiteten Frühstück an Bord zu rufen, worauf sie ans Ufer gehen und unsere Segel und Raen an Bord bringen müßten, ward ich von Schrecken wie betäubt; ich erblickte kein Land. Das Schiff war vom Ufer getrieben und schwamm auf dem weiten Meere. Der plötzliche Schrecken war so groß, daß ich bewußtlos aufs Verdeck fiel. Ich weiß nicht, wie lange ich besinnungslos dalag und erwachte mit dem Gefühl meines hülflosen Zustandes; ungeachtet ich mein Unglück mit Festigkeit zu tragen mir vornahm, verfluchte ich tausendmal mein Schicksal. Ich hatte weder Compas, noch war ich auch fähig, ein Schiff bei gelindem Winde, viel weniger in einem Sturm zu leiten, wenn ein solcher eintreten sollte, ein Fall, der in jenem Klima nicht ungewöhnlich ist. Nachdem ich meinem Schmerz in einem Strom von Worten und Thränen Luft gemacht hatte, begann ich zu überlegen, wie ich, ohne es zu wissen, auf das Meer gelangt war. Durch die Erinnerung an die Vorfälle des letzten Abends fand ich aus, daß wir aus zu großem Eifer und aus Sorglosigkeit vergessen hatten, unsere Kabeltaue an die Kardelen festzubinden; ich sah, daß die Kraft des Schiffes, durch das Anziehen der Halsen den Baum aus der Erde gerissen hatte; zu spät merkte ich, daß ein Orkan entstanden war, während ich fest schlief und durch meinen Rausch betäubt war. Als ich mich etwas zu beruhigen begann und meine durch Mühe und Gram aufgeriebene Natur etwas zu stärken suchte, fand ich, daß ich wenigstens einen Vortheil auf meiner Seite hatte, dessen meine unglücklichen Gefährten entbehrten; ich besaß Lebensmittel und süßes Wasser in Ueberfluß. Als ich mit größerer Kälte meine Lage überdachte, fand ich, daß ich nicht dieselbe Ursache wie Jene zur Klage hatte, denn Jene waren auf einer unfruchtbaren Insel ohne andere Lebensmittel wie diejenigen zurückgelassen, auf die ich bei meiner ersten Verschlagung angewiesen war.

Ich wurde etwa zwei Wochen lang auf dem Meer umhergetrieben, ohne daß ich Land entdecken konnte; das Wetter war ruhig, allein so neblig, daß ich die Sonne mehre Tage lang nicht sehen konnte. Eines Tages, als ich nach einiger

Leinwand suchte, die ich unter mein Bett gelegt hatte (ich schlief nämlich in keiner Hangmatte) fand ich einen Handschuh mit 75 spanischen Quadrupeln, d. h. mit Goldstücken, jedes von vier Dukaten, die ich aufnahm und in meine Hosengurt nähte, weil ich erwartete, daß ich sie auf die eine oder andere Weise brauchen würde. Ich trug kein Bedenken, das Geld mir anzueignen, denn ich hegte die Ueberzeugung, daß es dem armen Randal gehört hatte. Außerdem hatte ich gehört, wie meine andern Gefährten sagten, er müsse irgendwo Geld aufbewahrt haben; nach seinem Tode hielten wir eine Nachsuchung, konnten aber kein Geld finden. Am 20. Januar 1700 entdeckte ich ein Segel in meiner Nähe, allein dasselbe ging so schnell bei mir vorüber, daß ich keine Hoffnung hegte, es könne mir zu Hülfe kommen; auch hatte ich nichts, um ein Zeichen zu geben. Ich glaubte, daß ich das Schiff sehen könne, während ich von der Mannschaft nicht bemerkt würde, da ich keine Segel besaß, wodurch mein Schiff mehr in die Augen hätte fallen können. Am nächsten Tage entdeckte ich etwa in der Entfernung von sechs Meilen nach Südwesten ein Land, während mein Schiff sich demselben nicht näherte, sondern an der Küste hinfuhr. Ich hegte die Ueberzeugung, dies sei die Provinz Yucatan des Vicekönigreichs Neuspanien, dasselbe Land, wo wir unser Campecheholz eingenommen hatten. Jetzt besorgte ich, in die Hände der Spanier zu fallen, und daß diese mich zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilen würden, allein sogar dies Schicksal hielt ich für besser, wie meine fortwährende Furcht vor Stürmen und Schiffbruch.

Zwei oder drei Tage lang fuhr ich auf diese Weise an der Küste hin und entdeckte zuletzt Land in gerader Richtung vom Vordertheil. So sehr ich mich auch darüber freute, war ich nicht ohne Besorgniß über die zu erleidende Behandlung.

Am 30. Januar fuhr ich in die Bay und auf die Stadt St. Francesco de Campeche zu, wie man mir nachher den Namen derselben nannte. Ich war beinahe dicht vor der Stadt, ehe ein Schiff oder Boot zu mir hinkam. Zuletzt kamen zwei Kähne an Bord, mit einem Spanier und sechs Indiern, welche sehr erstaunten, als sie meinen Zustand erfuhren. Ich konnte mich nämlich dem Spanier durch gebrochen Französisch verständlich machen, welches derselbe sehr gut verstand. Man brachte mich sogleich ans Ufer und von dort zum Gouverneur, welcher gerade bei Tisch saß. Man wollte mich warten lassen, bis er gespeist haben würde; der Gouverneur aber befahl sogleich, zu ihm ins Zimmer zu kommen, wo er mit mehren Herrn und Damen zu Tische saß; obgleich man, wie es heißt, die Weiber in spanisch Amerika nur selten sehen

kann, so hatten sich diese dennoch nicht verschleiert. Der Gouverneur ließ einen kleinen Tisch für mich hereinbringen, und mir von seinem Mittagessen zusenden, welches aus Fischen und Geflügel, nebst mehren Sorten ausgezeichneten Weines bestand.

Als mich der Gouverneur zwei oder drei Tage bewirthet hatte, schickte er mich mit mehren von ihm ausgewählten Beamten im Land umher, um milde Gaben einzusammeln; dies geschah mit solchem Erfolg, daß ich in drei Tagen mehr wie 100 Quadrupel hatte. Zwei Kaufleuten war der Auftrag gegeben, meine Barke auszurüsten, um sie zur Abholung meiner armen Gefährten abzuschicken; es wurden einige Flaschen guter Weine, zwei Flaschen Citronensaft, Chokolade und andere nützliche Dinge eingeladen. Die Schwierigkeit bestand aber darin, daß ich keine Matrosen bekommen konnte. Zuletzt erinnerte sich der Gouverneur, daß er sechs gefangene Engländer habe, die in der Campechebay als des Seeraubs verdächtig aufgefangen waren; da aber nichts gegen sie bewiesen werden konnte, so ließ er sie ohne Lösegeld frei. Ich erhielt überhaupt von den Spaniern eine so menschliche Behandlung, wie man sie nur von Völkern von größter Civilisation erwarten kann.

Nach Beendigung aller Vorbereitung segelte ich am 15. Februar 1700 aus der Campechebay, nachdem ich dem großmüthigen Gouverneur meine Dankbarkeit bezeugt hatte; da ich ihm aber kein der Annahme werthes Geschenk wie meinen Ovid machen konnte, so schenkte ich ihm dies Buch. Er nahm dasselbe mit vieler Freundlichkeit an und antwortete mir, es würde dasselbe sehr hochschätzen, nicht allein, weil er die lateinischen Dichter mit viel Vergnügen zu lesen pflege, sondern auch als Andenken an mich und mein Unglück. Wir lavirten sehr schnell und erreichten nach 14 Tagen die Alcanesinseln, wagten uns aber nicht unter die Sandbänke, weil wir den Kanal nicht kannten. Somit warfen wir Anker, setzten unser Boot aus und ich fuhr mit zwei Mann ans Ufer, wo ich drei meiner Gefährten in sehr elendem Zustand und Musgrave so krank und elend fand, daß wir seinen baldigen Tod erwarteten.

Sie erzählten mir, daß sie nach ihrem Erwachen und nach Abfahrt des Schiffes von der Insel sich in größter Verzweiflung befanden. Sie erkannten, das Schiff sei von einem Orkan fortgetrieben worden; derselbe müsse sehr heftig gewesen sein, denn er hatte ihr Zelt umgerissen; dennoch waren sie wegen ihres starken Rausches dadurch nicht aufgewacht. Als sie bedachten, daß sie keine Nahrung und nur sehr wenig Wasser in einem Faß mit eingeschlagenem Deckel

hatten, so steigerte sich ihre Verzweiflung; da jedoch keine Leidenschaft in einer Heftigkeit ausdauert, so wich ihre Verzweiflung der Sorge für ihren Lebensunterhalt; sie suchten sorgfältig nach Lebensmitteln; da sie nun nicht viele Eier und Meerstörche vorfanden, so wurden sie mit der Besorgniß, zu verhungern, erfüllt, und dachten an alle Schauder eines solchen Todes. Sie waren fünf Tage ohne Speise und Trank gewesen, denn die Meerstörche hatten sich aus Furcht vor Menschen oder aus Gewohnheit an einen andern Ort zurückgezogen. Eier konnten sie ebenfalls nicht mehr auffinden; sie versanken bei Hunger und Durst in solche Schwäche, daß sie kaum kriechen konnten und nur an den Tod dachten; zuletzt erinnerten sie sich an den Leichnam des guten Herrn Randal, den sie vor einer Wochen begraben hatten; sie gruben denselben aus, ohne daß er verfault war und jener arme Seefahrer, welcher uns durch seinen weisen Rath geholfen hatte, so lange er lebte, unser Unglück zu ertragen, bot auch jetzt ein Mittel, nach seinem Tode das Leben seiner ehemaligen Gefährten zu bewahren. Wir kamen zu rechter Zeit an, um diese furchtbare Nahrung zu unterbrechen, beerdigten noch einmal den Leichnam unseres alten Gefährten und gingen dann sämmtlich an Bord, um sogleich abzufahren, da vollkommene Windstille herrschte und zwei Tage lang währte. Zuletzt erhob sich ein schwacher Wind; wir lichteten die Anker und fuhren in die See, obgleich wir nur eine geringe Strecke zurücklegten.

Ich war jetzt der Befehlshaber eines Schiffes und verfuhr in solcher Art. Wir waren unserer neun, sämmtlich Engländer; d. h. ich selbst zuerst, ferner Richard, W. Musgrave und Ralph Middleton, meine alten Gefährten; John Stone, W. Keates, Francis Hood, W. Warren und Joseph Meadows (alle aus England). Diese fünf Mann, welche mir der Gouverneur Don Antonio gegeben hatte, waren, wie ich vorher sagte, als des Seeraubes verdächtig gefangen genommen worden; deßhalb fiel mir jetzt etwas ein, woran ich früher nicht gedacht hatte. Ich dachte nämlich, es seien wirklich Piraten; da wir nur 4 gegen 5 zählten, so würden wir es nicht mit ihnen aufnehmen können und jene würden uns überwältigen und vielleicht ermorden. Eines Tages speisten wir auf dem Verdeck unter einem Zelt zusammen, denn es war gerade sehr stilles Wetter. Ich fragte alsdann die fünf Mann, weßhalb sie von den Spaniern als Seeräuber gefangen genommen seien. Bei dieser Frage schienen sie ziemlich in Verlegenheit, allein Warren kam bald wieder zur Besinnung, ebenso wie die Uebrigen und redete für die Andern in folgender Weise: „Wir schifften uns an Bord des

Schiffes Bonaventura in der Thames nach Jamaika ein und hatten eine glückliche Reise; nachdem wir unsere Ladung eingenommen hatten, geriethen wir in einen Sturm, worin unser Schiff verloren ging und alle Leute, mit Ausnahme meiner selbst und vier Anderer, umkamen, die sich im langen Boote retteten. Die Ursache, weßhalb man uns für Piraten hielt, bestand darin, daß wir, als wir ans Ufer fuhren, um uns zu retten, eine Barke im Hafen von Campeche vor Anker liegen sahen. Wir fuhren hinzu, um uns zu erkundigen, wo wir wären und um einige Vorräthe einzunehmen, da die unsrigen verbraucht waren. Als wir das Schiff betraten, fanden wir dort nur zwei Mann; der dritte sprang ins Wasser, schwamm ans Ufer und kehrte mit drei Booten voll spanischer Soldaten zurück, die an Bord kamen, bevor wir vom Ufer stoßen konnten." — Ihr wolltet vom Ufer stoßen? fragte ich; — wolltet ihr etwa mit dem Schiffe fortfahren? „Nein," erwiderte Warren etwas verlegen, „wir wollten die Anker lichten und etwas weiter ans Ufer fahren, damit wir am Morgen landen könnten, weil es schon am Abend und zu spät war." Ich gestehe, daß mir die Verlegenheit des Mannes, worin er nicht wußte, was er sagen sollte, gar nicht gefiel; bei näherer Ueberzeugung bedachte ich jedoch, er befinde sich vielleicht wegen schlechter Erziehung in Verlegenheit, so daß er einen zusammenhängenden Bericht nicht wohl geben könne; am Abend aber kam Middleton zu mir mit dem Ausdruck der Aufregung in seinem Gesichte und sagte zu mir, die Erzählung der Kerle dort gefalle ihm durchaus nicht; ich fragte, weßhalb, und er erwiderte, „weil ich beobachte, daß sie stets zusammen sind und mit einander flüstern und leise sprechen. Darf ich meine Ahnung aussprechen, so glaube ich, daß diese Leute uns mit Gefahr bedrohen."

Hierauf begann ich wieder Zweifel über die Ehrlichkeit Jener zu hegen und beschloß deßhalb auf der Hut zu sein. Wir theilten unsern Argwohn unsern zwei andern Gefährten nicht mit, sondern beschlossen, bis zur Nacht zu warten, wo wir eine bessere Gelegenheit haben würden, da wir in der Kajüte des Hintertheils zusammen schliefen. Als wir zum Abendessen wollten, riefen wir die Andern herbei, allein fünf Matrosen entschuldigten sich mit der Angabe, sie hätten so spät zu Mittag gegessen, daß sie keinen Hunger fühlten. Somit hatten wir eine Gelegenheit, früher mit einander zu verkehren, wie wir eigentlich beabsichtigten. Beim Abendessen nämlich eröffneten wir unsern beiden Gefährten die Angelegenheit, und dieselben stimmten sogleich dahin überein, daß wir uns in einiger Gefahr befänden. Somit be-

schlossen wir, die Andern während des Schlafes in der Mittelwacht zu verhaften. Wir sollten die erste Wache haben, die um acht Uhr aufzog; alsdann sollten Jene die Wache bis zwölf Uhr halten; hierauf wollten wir sie in der dritten Wache zwischen ein und zwei Uhr während des Schlafs verhaften, d. h. vier von ihnen, denn einer, der Koch, Franz Hood, wachte mit uns. Diesen wollten wir gegen das letztere Ende der Wache ergreifen und binden, und ihm mit dem Tode drohen, wenn er Geräusch mache.

Sobald unsere erste Wache aufgezogen war, schickten wir Musgrave ab, um unsere Waffen vorzubereiten. Etwa nach einer halben Stunde rief Warren Hood, der auf dem Verdeck stand, zu (die Andern schliefen unten), er möge ihm etwas Wasser bringen, denn er sei sehr durstig. Der Andere ging sogleich hinunter und brachte ihm etwas Wasser in einer Kanne. Sobald er unten war, horchte ich an der Springluke so nahe wie möglich, um der Unterredung zuzuhören. Hood hatte als unser Koch an dem Tage unsere Vorräthe, unsere Fässer, Rind- und Schweinefleisch untersucht, um nachzusehen, wie viel wir hatten und um zu wissen, wie lang wir auf hoher See bleiben könnten. Somit hatten die Andern die Gelegenheit, ihren Plan demselben zu eröffnen. Sobald er unten war, hörte ich, wie Warren ihm sagte: „Höre, Franz, wir wären beinahe bei den Andern übel weggekommen; obgleich ich nämlich die Geschichte erzählte, die wir verabredet haben, so wurde ich doch über verschiedene Fragen verlegen, weil ich dieselben nicht erwartete; sehr bald aber wollen wir mit ihnen offen verfahren, denn" — (hierauf sprach er so leise, daß ich ihn nicht mehr hören konnte, worauf der Andere antwortete:) „Die Sache hat keine Schwierigkeit; wir brauchen aber nicht so sehr zu eilen, denn ihr wißt, daß ein oder zwei Tage nichts ausmachen, weil wir laviren müssen; wir können alsdann, wenn wir unsern Plan ausgeführt haben, unter dem Winde nach unsern Kameraden segeln, die wir auf dem Ufer zurückließen. Die Andern haben jetzt einigen Verdacht, wie ich glaube, und sind deßhalb mehr auf ihrer Hut. Nach einigen Tagen ist derselbe verschwunden, und es ist deßhalb besser, daß wir noch einige Tage warten." — „Nein," erwiderte Warren, „wir wollen heute den Schlag, wenn sie schlafen, ausführen." Hierauf wurden verschiedene Gründe für und wider vorgebracht, wie ich zu hören glaubte. Bald darauf kam Hood wieder zu mir; er ging auf und ab und heftete oft auf mich seinen Blick. Ich aber hatte mich mittlerweile mit einem Paar Pistolen unter dem Wachtrock bewaffnet; letztere gehörten Jenen und hingen stets geladen in unserer Kajüte — ein Grund, weßhalb

sie uns im Schlaf gefangen nehmen wollten. Hood, wie ich schon sagte, blickte mich oft fest an, denn bis dahin hatte ich noch keine Nachtwache gehalten; zuletzt sagte er in sehr leisem Ton: „Herr Falconer, ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, was uns sämmtlich sehr nahe berührt." Auf meine Frage, was er wolle, erwiderte er, „daß er meine Gefährten zu Ohrenzeugen zu haben wünsche," ich rief hierauf Alle zusammen; auf sein Verlangen, uns so weit wie möglich von der Springlucke zu entfernen, damit die Andern unter dem Verdeck uns nicht hören könnten, begaben wir uns in die Kajüte und öffneten die Springlucke darüber, damit Musgrave, der am Steuerruder saß, hören konnte, was wir sagten. Als wir uns auf den Boden gesetzt hatten, sagte Hood: „Meine vier Gefährten im Schiffsraum haben gegen Euch einen ruchlosen Plan im Sinn; sie wollen euch ergreifen, in dem Boote aussetzen und mit dem Schiffe fortfahren; ich aber halte dies für eine unmenschliche Handlung, nicht allein in Bezug auf die Andern, sondern vorzugsweise in Bezug auf Sie, da Sie ihre Freiheit bewirkt haben." Hierauf sagte ich ihm, weil ich seine Aufrichtigkeit erkannt hatte, daß wir schon Vorkehrungen dagegen getroffen hätten, und erklärte ihm dann, mit Einwilligung meiner Gefährten, unsere Absicht, die drei in der dritten Wache zu verhaften. Er erwiderte mir, daß sie ihre Absicht schon während der nächsten Wache ins Werk setzen wollten; deßhalb sei es zweckmäßiger, ihnen zuvor zu kommen und sie auf einmal gefangen zu nehmen. Da sie keine Waffen haben, meinte ich, brauchen wir sie nicht zu fürchten.

Wir hatten mehre Verhandlungen hierüber, so daß zu viel Zeit zu unserem Unglück nutzlos verging. Warren nämlich, der Mißtrauen gegen Hood gehegt haben mußte, hatte uns oben behorcht; als er fand, daß wir uns in die Kajüte unter das Verdeck zurückzogen, schlich er sich hinter uns her und horchte so genau, daß er Alles, was wir sagten, verstand; sodann ging er sogleich zu seinen Gefährten, die, nach dem, was sie später erklärten, ungeduldig warteten, um den Zweck unserer Unterredung zu vernehmen. Hierauf beschlossen sie, uns während unserer Berathung anzugreifen und führten den Entschluß auch sogleich aus. Wir wurden vollkommen überrascht, und sie machten uns so geschwind und unmerkbar zu Gefangenen, daß wir sämmtlich verstört und betäubt waren. Bei unserer Bestürzung hatten sie zwei Pistolen sich verschafft, die sie uns jetzt an die Brust setzten. In der Verwirrung hatte ich vergessen, daß die meinen im Gürtel steckten, da wir mit denselben bewaffnet, es mit ihnen wohl hätten aufnehmen können; auch dachte ich nicht

eher daran, als bis sie dieselben bei mir vorfanden. Sie schlossen die Kajütenthür von innen, bis sie uns gebunden hatten, und bekümmerten sich nicht um Masgrave's Geräusch, bis wir gefesselt waren; hierauf öffneten sie die Thür und ergriffen denselben ebenfalls, als er hineinkam, um sich zu erkundigen, was es gäbe, da wir kein Licht in der Kajüte hatten. Als er das Geräusch um uns hörte, glaubte er, wir ergriffen Hood, und rief uns zu, dies zu unterlassen und zu eilen, da er durch den Wind wenden müsse (dies sagte er uns später, wir aber hörten ihn nicht). Hierauf zog er den Helm unter den Wind ein und kam herunter, um uns abzuholen, damit wir die Segel haalten u. s. w. Er ward aber ebenfalls gefangen, und die Segel flatterten im Winde, weil das Schiff sich drehte, indem der Helm unter dem Winde stand.

Nachdem sie die Segel befestigt hatten und der Tag angebrochen war, banden sie uns die Beine los und gaben uns Erlaubniß, auf dem Verdeck zu spazieren. Hierauf begann ich ihnen Vorwürfe zu machen, und hauptsächlich dem Warren, welcher über die Uebrigen eine Art Befehl zu führen schien. Was wollt ihr mit uns anfangen, fragte ich, da ihr jetzt euren Zweck erreicht habt? — „Nun, gelegentlich wollen wir euch im Boote aussetzen und euch eurem Schicksal überlassen; was aber Hood betrifft, so wollen wir ihn ohne Gnade tödten! Der Hund, der uns verrathen wollte! Da ihr uns aber nicht so viel Schaden zugefügt habt, so wollen wir euch mit Proviant für eine Woche und einem kleinen Segel in dem Boote aussetzen; alsdann könnt ihr euer Glück versuchen, ebenso wie ihr mit uns sicherlich verfahren wäret.“ — Nein! erwiderte ich, wir beabsichtigten euch, gefangen zu halten, bis wir Jamaika erreicht haben würden, und euch dort in Freiheit zu setzen, damit ihr gehen könntet, wohin ihr wolltet; setzt uns in ein Land aus, das den Engländern gehört, und wir wollen glauben, daß ihr uns keinen Schaden zugefügt habt. — „Nein!“ erwiderte er, „wir müssen unsern Kapitän und fünfzig Mann auf dem Festlande von Yucatan aufsuchen, wo unser Schiff strandete, so daß wir nicht los kommen konnten. Als wir in unserem Boote ausfuhren, ging unsere erste Absicht dahin, als Buccaniere auf Seeraub zu kreuzen, was wir zu Campeche ausgeführt haben würden, wenn nicht ein Indier, ohne daß wir es wußten, aus einem von uns erstiegenen Schiff ans Land geschwommen wäre und dem Schiff zu bald Beistand gebracht hätte. — Als Alles bereit war, d. h. ein Faß Zwieback, ein Faß Wasser, ein halb Dutzend Stücke Rindfleisch, ebenso viel Schweinefleisch, nebst einem kleinen

Kessel und einer Zunderbüchse, waren wir bei weitem besser ausgestattet, wie wir zuerst erwarteten; außerdem gaben die Piraten uns vier Hirschfänger und eine spanische Flinte, nebst vier Pfund Pulver und einer gehörigen Menge Kugeln. Auch gaben sie uns das Tagebuch des armen Randal, nachdem sie dasselbe durchgelesen und gefunden hatten, daß sie es nicht brauchen konnten. Hierauf befahl Warren, Hood an den Mast zu binden, und lud eine Pistole, um ihn durch den Kopf zu schießen, ohne zu bedenken, daß das Gewehr schon geladen war; es war nämlich die Pistole, die ich im Gürtel trug und die man mir abgenommen hatte: Warren aber dachte nicht daran in seiner Hitze und in seiner Wuth gegen Hood. Wir Alle baten für den armen Kerl, und dieser selbst fiel auf die Knie und flehte, man möge ihn mit uns fortlassen, allein Warren schwur, nichts solle denselben retten können. Mit den Worten spannte er sein Pistol und richtete dasselbe auf Hood; es zersprang aber beim Abfeuern in mehre Stücke, und ein Stück fuhr Warren so tief in den Schädel, daß es ihn beinahe tödtete. Eine Kugel streifte mir die Schläfe, that mir aber nur Schaden an der Haut; Hood wurde nicht verwundet, lag aber in solchem Todesschrecken, daß er den Strick an seinem Arm, obgleich so dick wie ein Finger, durchriß und zu Boden fiel; er stand aber sogleich wieder auf und lief zu uns hin, weil er keine Wunde fühlte, und entfesselte unsere Arme; die andern Beiden nämlich sahen ihn nicht, weil sie sich mit dem unglücklichen Warren beschäftigten. Obgleich der dritte, welcher am Steuerruder stand, ihnen zurief, sich um Warren nicht zu bekümmern, hörten sie nicht auf ihn; so ängstlich waren sie um Warren beschäftigt. Der Dritte am Steuer lief sogleich auf uns zu, um Hood zu verhindern; bevor er jedoch auf uns zukam, hatte Hood mich losgebunden und schlug den Kerl mit der Faust zu Boden; mittlerweile hatte ich White, Musgrave und Middleton losgebunden, und wir nahmen jetzt die andern zwei Piraten gefangen, denen wir jetzt unbedingt diesen Namen gaben.

Nachdem wir dieselben unsererseits gebunden hatten, gingen wir fort, um nachzusehen, ob wir Warren helfen könnten, und fanden, daß ein Stück des Laufes der Pistole in seinen Schädel gedrungen war. Er lag im Sterben, richtete sich aber mit vieler Entschlossenheit auf, indem er sagte: „Ihr habt uns überwältigt, und ich sehe in meinem Schicksal eine gerechte Strafe. Ich bin von ehrlichen Eltern geboren; hätte ich deren Beispiel gefolgt, so wäre mein Gewissen jetzt beruhigt, allein ich gab alle Religion auf und finde jetzt zu spät, daß es nichts hilft, sich für den Augen-

blick zu täuschen. Indeß auch in diesem Augenblick bereue ich mein Verbrechen, und vertraue auf den Erlöser, der für unsere Sünden starb." Nach diesen Worten bekreuzte er sich als Katholik und starb. Ich muß gestehen, sein Tod ging mir nahe; jedoch empfand ich mehr Freude, daß wir frei waren, sowie auch einigen Trost über die Reue des sterbenden Piraten.

Nachdem wir die Andern in Sicherheit gebracht hatten, warfen wir Warrens Leiche über Bord und fuhren mit dem Wind. Nachdem wir nämlich das Schiff durch den Wind gewendet hatten, als der Lärmen entstand, fuhren Jene mit Laviren weiter, welches ihrem Zweck entsprach. Die drei noch Uebrigen baten uns, ihnen das Boot zu geben, damit sie ihre Gefährten aufsuchten; wir aber schlugen dies aus, da wir nicht Mannschaft genug besaßen, unser Schiff nach Jamaika zu bringen. Wir versprachen ihnen aber, daß wir sie gänzlich frei lassen wollten, so daß sie hingehen könnten, wohin sie wollten, im Fall sie nämlich uns unterwegs guten Beistand leisteten. Hierauf wurden sie so freundschaftlich wie vorhin, und Alle erklärten, an dem Geschehenen sei Warren Schuld, welcher sie aufgereizt habe.

Am nächsten Tage entdeckten wir windwärts ein Schiff, welches auf uns mit gespannten Segeln zufuhr. Wir spannten alle Segel aus, und bemühten uns, so schnell als möglich fortzukommen, allein vergeblich. Wir sahen, daß es uns mit jedem Augenblick näher kam; als wir deßhalb erkannten, es sei unmöglich, dem Schiff zu entgehen, zogen wir die Segel ein, und legten bei, damit wir eine höflichere Behandlung erhielten, im Fall das Schiff ein feindliches sein sollte. Sobald es uns nahe kam, rief man uns mit dem Sprachrohr zu, wir sollten an Bord kommen, was wir nicht abzuschlagen wagten; hierauf ging ich und Musgrave, nebst Hood und White als Ruderer an Bord. Wir sahen bald, weil Hood die Mannschaft kannte, es sei sein Kapitän und seine Kameraden. Als dies Hood sagte, wußten wir nicht, wie wir uns benehmen, oder was wir über Warren sagen sollten; wir sagten nur dem Kapitän, wie wir seine Leute antrafen und auf welche Weise wir ihnen die Freiheit verschafften. Der Kapitän erkundigte sich nicht besonders nach Warren, sondern fragte nur im Allgemeinen, wie es seinen Leuten ginge; als er nun an Bord unseres Schiffes, um nachzusuchen, schickte, kam die Wahrheit bald heraus, denn die andern Drei erzählten die Geschichte, obgleich sie die Umstände nicht erschwerten. Hierauf ward der arme Hood an den Hauptmast gebunden und mit einer neunschwänzigen Katze furchtbar geprügelt; alsdann tauchte man ihn in eine

Salzbrühe, ein Verfahren, welches ihm noch mehr Schmerz wie die Geißlung verursachte, allein die Eiterung seines Rückens verhinderte. Hierauf wollten Jene ihn nicht bei sich behalten, sondern, ließen die drei andern Leute aus unserem Schiff holen, und uns sämmtlich dorthin wieder zurückkehren, indem sie uns einen ihrer Leute, der gefährlich krank war, und von dem sie besorgten, seine Krankheit möge ansteckend sein, mitgaben. Sie nahmen uns nichts ab, wie wir zuerst erwarteten, und übergaben uns nur den kranken Mann zur Pflege, ein Verfahren, womit wir sehr zufrieden waren. Somit trennten wir uns von dem Schiff mit großer Freude, und wurden noch heiterer, als wir es aus dem Gesicht verloren, denn wir besorgten, daß sie uns wieder einholen würden, um uns Lebensmittel abzunehmen, oder uns sonst Schaden zu thun, denn Seeräuber pflegen nicht oft so höflich zu sein.

In der zweiten Nacht, als wir uns von den Seeräubern getrennt hatten, überfiel uns ein Orkan, der zwei Tage lang unaufhörlich wüthete; unser armes Schiff, welches ohnedem nicht zu den besten gehörte, wurde wie ein Spielball umhergeschleudert. Wir erhielten jedoch keinen andern Schaden, als daß das Schiff nicht mehr dem Steuer folgte; somit waren wir gezwungen, es mit den Wellen laufen zu lassen und vom Himmel Rettung zu erwarten. Mitten im Sturme entdeckten wir Land vor uns liegen, ein Umstand, der uns in großen Schrecken setzte. Wir bemühten uns, unser Schiff unter den Wind zu bringen, allein vergeblich; die Wellen trieben es immer näher ans Ufer, wo wir verschiedene Reste von Schiffbrüchen, wie Stücke zerbrochener Maste, auf dem Wasser schwimmende Fässer und in einiger Entfernung Mannshüte entdeckten. Wir glaubten jetzt, daß uns dasselbe Schicksal bevorstehe, als plötzlich unsere Barke in einer glatten sandigen Bucht ans Ufer getrieben wurde, wo wir Gelegenheit hatten, unser Schiff zu verlassen. Dies war ein Glück für uns, denn die Wogen stürzten darüber hin mit solcher Heftigkeit, daß wir keine Hoffnung hegten, dem Sturm zu entgehen, und deßhalb glaubten, wir würden in Stücke zerschellt werden.

Als wir am Ufer waren, schlossen wir, wir befänden uns im Süden der Insel Cuba. Wir besorgten sehr, daß wir in Nähe eines Ortes wären, welcher noch den Indiern gehörte, denn Musgrave gab mir die Versicherung, daß Indier, unabhängig von den Spaniern in einigen Theilen des Südens wohnten und alle Weiße, die sie anträfen, ermordeten. Wir verbrachten die Nacht in großer Besorgniß, oder vielmehr, ungeachtet eine Windstille eingetreten war, wagten wir uns doch nicht vom Platze, bevor der Mond aufging.

Alsdann gingen wir zu unserem Schiff und sahen, daß dasselbe auf der Seite lag; glücklicherweise aber waren alle unsere Vorräthe trocken, ein Glück, das uns sehr erfreute. Dagegen war das Tauwerk und die Masten gänzlich zerrissen und zersplittert; ein Theil des Hinterverdecks war abgelöst, so daß das Schiff uns nicht von Nutzen sein konnte, wenn wir es auch wieder gerade setzten. Wir nahmen alle Lebensmittel und Waffen mit 2 Pulverfässern, die noch trocken geblieben waren heraus; das übrige Pulver war durch Wasser und Sand beschädigt. Wir hatten Waffen genug, denn diejenigen, welche den drei von den Seeräubern mitgenommenen Matrosen gehörten, waren von denselben vergessen worden; somit waren wir unserer sechs, sämmtlich gut bewaffnet, für den Fall wir die Waffen brauchen sollten, jeder mit einer Flinte, einem Paar Pistolen, einem Bajonet, und außerdem mit zwei Hirschfängern. Als wir alles herausgenommen hatten brach der Tag an und wir beabsichtigten zusammen, wohl bewaffnet auszuziehen, und das Land zu erkunden. John Rouse war von seinem Fieber ziemlich wieder hergestellt, aber noch ein wenig schwach; indeß hegte er eben so guten Muth, wie wir, und somit beschlossen wir, im Fall eines Angriffs von den Indiern, uns bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen und lieber im Gefecht zu sterben, wie uns nach der gewöhnlichen Weise der Indier zu Tode martern zu lassen.

Als wir unsere Vorräthe und andere Bedürfnisse hinter ein Gebüsch am Strande in Sicherheit gebracht hatten, gingen wir in das Land und durchzogen an jenem Tage ungefähr etwa 2 Meilen weit in jeder Richtung. Wir konnten aber kein lebendiges Geschöpf noch ein Zeichen von Einwohnern entdecken. Nur an einem Orte schien das Gras vor Kurzem niedergetreten; wir konnten aber nicht bemerken, ob dies von Menschen oder von Thieren geschehen war; somit kehrten wir auf unsern Lagerplatz zurück, aßen mit allem Appetit, legten uns aufs Gras und schliefen ein, denn wir wagten nicht, die Segel zu dem Zweck zu benützen, da sie, obgleich den ganzen Tag ausgebreitet, noch nicht getrocknet waren. Am nächsten Morgen erwachte ich dadurch, daß Eidechsen über mich hinkrochen, Thiere, die sehr furchtbar aussehen, aber sehr harmlos und vor Menschen gar nicht scheu sind. Die Spanier sagen, daß diese Geschöpfe, wenn ein wildes Thier oder ein Alligator einem Orte sich nähert, wo man schläft, auf die Schläfer hinaufkriechen und dieselben mit den spitzigen Zungen kitzeln, bis sie erwachen, so daß sie vor der nahen Gefahr bei Zeiten gewarnt sind. Ich stand auf, von den Thieren aufgeweckt, und sah mich um, erblickte

aber nichts, wie eine sonderbar gestaltete Schlange. Dieselbe schüpfte aber sogleich hinweg, wie sie mich erblickte; unser Hund lief ihr nach, konnte sie aber nicht erreichen.

Wir beschlossen jetzt, wieder auf Entdeckung auszugehen, ob Indier oder Spanier sich in unserer Nähe befänden. Wir gedachten, wären es Indier, unser Boot auszubessern, welches einige Lecke hatte, und alsdann so schnell wie möglich nordwärts nach einem von den Spaniern bewohnten Orte zu rudern, die letztere um Schutz und um Mittel anzuflehen, nach Jamaika zurückzukehren; mit diesen Entschlüssen machten wir uns wieder auf den Weg.

Nachdem wir einige Zeit gegangen waren, begann mein Hund zu bellen, ich sah mich um und bemerkte, daß ein Neger auf uns zukam; ich spannte mein Gewehr und beschloß, auf ihn zu feuern, allein er rief mir auf Englisch zu und sagte mir, er sei nicht gekommen, um mir Schaden zuzufügen, sondern sei ein armer, unglücklicher Engländer, der beinahe verhungert, schon seit 4 Tagen nichts wie wilde Früchte gegessen habe. Hierauf ließ ich ihn näher treten und er ward von Rouse als William Plymouth, der schwarze Trompeter des Kapitäns, erkannt, welcher das Piratenschiff commandirte. Da wir so weit wußten, wer er war, setzten wir uns und gaben ihm einige Lebensmittel, die wir mitgenommen hatten, weil wir den ganzen Tag umher zu streifen wünschten.

Nachdem er sich etwas erfrischt hatte, fragten wir ihn, wie er auf die Insel gekommen sei; hierauf gab er zur Antwort: „Wir kreuzten bei Cuba, um eine spanische Prise zu fangen, als ein Sturm uns auf einen Felsen trieb, so daß unser Schiff scheiterte. Nicht mehr wie 18 Mann, mit Ausnahme des Kapitäns, blieben am Leben.“ Ich fragte, ob dieser Elende dem Schiffbruch entgangen sei; Plymouth bejahte die Frage, fügte aber hinzu, er sei nur gerettet worden, um einen gewaltsameren Tod zu erleiden: „Als wir gelandet waren, gingen wir im Lande umher, um Nahrung zu suchen, ohne andere Waffen, wie einige Hirschfänger, denn unsere Gewehre waren beim Schiffbruche verloren gegangen; wir hatten aber ohnedem noch zur Vertheidigung große Keulen, die wir uns von den Bäumen verschafften, welche wir unterwegs vorfanden. Unser Kapitän beschloß, wenn er indische oder spanische Hütten anträfe, die Einwohner zu ermorden, damit sie nicht entgingen und uns mehr Feinde auf den Hals schafften. So ermuthigte er seine Leute, ihm mit den Keulen zu folgen. Er sagte denselben, es sei sein Plan, auf Ausspähung zu gehen, bis er einen Weg ausfände und dort bis zum Anbruch der Nacht sich zu verstecken

worauf man in eine Wohnung einbrechen und Lebensmittel nebst anderen Waffen sich verschaffen könne. Die Indier in Cuba brauchen wie die Spanier nämlich Feuerwaffen, die sie von den Franzosen in S. Domingo erhalten, und sind in Anwendung derselben eben so geschickt wie Europäer. Nachdem wir ungefähr 3 Meilen nordwestlich zurückgelegt hatten, entdeckten wir einen Pfad wo Halt befohlen wurde; wir zogen uns in die Wälder zurück und sättigten uns von denjenigen Früchten, die wir auf den Bäumen fanden.

„Ungefähr 2 Stunden vor Einbruch der Nacht spürte uns ein Hund auf und lief heftig bellend fort. Wir besorgten entdeckt zu sein und dies war auch wirklich der Fall; als nämlich der Hund uns verlassen hatte, wurden wir etwa nach einer halben Stunde von mehren Pfeil- und Flintenschüssen begrüßt, die drei Mann tödteten und mich am Fuße verwundeten, allein gerade dies war das Mittel, mein Leben zu retten, denn sobald unsere Leute den Vorgang bemerkten, liefen sie so schnell, wie möglich, um der Gefahr zu begegnen, indem sie wußten, daß sie nur im Handgemenge einigen Vortheil hatten. Ich suchte ihnen zu folgen, allein erkannte bald, daß meine Verwundung mich daran verhinderte, ich konnte aber Alles hören und ansehen. Ungefähr 200 Indier griffen unsere Leute an und tödteten nach einer halben Stunde einen Jeden. Ich sah, wie der Kapitän verzweifelt kämpfte; er fiel aber zuletzt, als ihm ein hölzerner Pfahl durch die Kehle gestoßen war. Sobald die Indier sie besiegt, oder vielmehr ermordet hatten, zogen sie die Leichen so schnell wie möglich aus und nahmen sie mit ihren eigenen Todten fort, welche zahlreich waren, denn die Engländer verkauften theuer ihr Leben.

„Sobald die Indier fort waren, kam ich aus meinem Verstecke hervor, um näher anzusehen, was vorgegangen war. Ich ging auf den Kampfplatz, wo ich zwei zurückgelassene Leichen meiner Gefährten mit ihren Waffen fand; ich nahm dort eine Flinte und einen Hirschfänger auf und begab mich dann tiefer in den Wald, aus Furcht, gefangen zu werden; dies wäre auch sicherlich der Fall gewesen, wäre ich noch eine Viertelstunde länger geblieben; ich hörte nämlich das Geschrei der rückkehrenden Indier, wie ich vermuthete, um die beiden Leichen und deren Waffen abzuholen.

„Ich ging den Abend so weit wie es mein verwundeter Fuß mir gestattete und bis ich aus dem Bereiche der Gefahr vor den Indiern nach meiner Meinung war; alsdann legte ich mich so gut wie möglich schlafen, denn ich war sehr hungrig und müde. Ich schlief sehr gut bis zum nächsten Morgen und setzte dann meine peinliche Reise weiter östlich

fort. Ich glaubte nämlich, dies sei der beste Weg, die Indier zu vermeiden und wahrscheinlich einigen Spaniern zu begegnen, die, wie ich wußte, gegen Norden wohnen, denn die Havannah, die Hauptstadt der ganzen Insel, liegt in jener Richtung. Ich wanderte vier Tage lang und aß nichts als Früchte. Als ich mich vor einer Stunde, um etwas auszuruhen, niederlegte, schien es mir, daß ich Englisch sprechen hörte, welches sich zu meiner Freude als wahr bewies. Ich ließ meine Flinte in dem Gebüsch, um euch nicht zu erschrecken, jetzt aber danke ich Gott und euch für die bei Zeiten mir gereichte Speise und will gehen, um die Flinte zu holen." Er holte die Flinte und wir erkannten dieselbe als indische Waffe, denn sie war auf rohe Weise mit verschiedenen Figuren von Vögeln und Thieren ausgeschnitzt.

„Jetzt seht ihr," sagte ich zu meinen Gefährten, „die Belohnung der Ruchlosigkeit; der Seeräuber hat nicht lang seine Verbrechen fortsetzen können; obgleich die Gerechtigkeit bleierne Füße hat, so besitzt sie stets eiserne Hände."

Nachdem Plymouth sich erfrischt hatte, brachen wir auf und gingen, bis wir an eine Straße gelangten, welche die Hauptstraße der Insel zu sein schien. Hier beriethen wir, was zu thun sei, ob wir weiter gehen oder umkehren sollten, um mehr Lebensmittel einzuholen. Wir beschlossen, etwas vom Wege abzugehen, aus Besorgniß, mit Indiern zusammenzutreffen und das Schicksal der anderen Engländer zu erleiden. Allein Plymouth sagte uns, wir seien weit von dem Orte entfernt, wo seine Landsleute getödtet waren (Plymouth nämlich war zwar in Guinea geboren, pflegte sich aber immer einen Engländer zu nennen, weil er sehr jung nach Jamaika gebracht war). Somit beschlossen wir sämmtlich das Wagniß.

Wir begaben uns mit dem Gedanken auf den Weg, daß wir unseren Marsch glücklich vollbringen würden. Wir waren aber noch nicht weit gekommen, als wir hinter uns mehre Flintenschüsse und ein wildes Kriegsgeschrei vernahmen. Als wir uns umsahen, erblickten wir einen Mulatten daher sprengen, so schnell wie ihn sein Maulthier tragen konnte; als er bei uns vorbeikam, hielt er an und rief uns im Spanischen zu: „Eilt! Lauft! die Indier dringen auf euch ein, sie fechten mit Spaniern! Musgrave, der das Spanische sehr gut verstand, übersetzte uns, was gesagt war, und fragte, wie weit sie noch entfernt seien? Der Mulatte erwiderte, dicht in der Nähe, spornte, als wir ein anderes Kriegsgeschrei vernahmen, sein Maulthier und verließ uns im Augenblick. Wir erkannten durch das Kriegsgeschrei und das Feuern, daß die Indier sogleich in unserer Nähe sein wür=

den; somit zogen wir uns aus dem Weg zurück, um sie vorbeizulassen und legten uns auf den Boden, damit sie uns nicht entdeckten. Sogleich sprengten ungefähr 20 Spanier zu Pferde vorüber und wurden von etwa 100 Indiern verfolgt. Dicht bei uns fiel ein Spanier vom Pferde und kroch in einen Busch auf der Seite der Straße; die Indier folgten mit Kriegsgeschrei und holten die Spanier ein, denn sie sind sehr schnell zu Fuß und können ein gewöhnliches Pferd einholen; sie hatten ihre Feuerwaffen abgelegt, damit sie leichter laufen könnten. Die Spanier wußten, daß sie bald eingeholt werden würden; sie verschafften sich deßhalb nur einen Vorsprung, um ihre Pistolen zu laden; alsdann blieben sie stehen, bis die Indier sich näherten; eine Salve brachte dieselben in Unordnung und die Spanier verschafften sich alsdann wieder einen Vorsprung, um den Kampf in Hoffnung auf Hülfe in die Länge zu ziehen. Alles dies erfuhren wir von dem Spanier, der von den Indiern unentdeckt ins Gebüsch gekrochen war; er war nämlich der erste auf dem Rückzuge. Er sagte uns ferner, daß drei Meilen weiter ein den Spaniern gehöriges Fort liege, um die Indier aufzuhalten; dieselben hatten ihre Streifzüge vor der Erbauung des Forts sogar bis in die Nähe der Havannah ausgeführt. Hierauf beriethen wir uns und beschlossen, dem Rande des Weges zu folgen, um zu sehen, ob wir vielleicht von Nutzen sein könnten. Wir holten die Indier bald ein, denn sie befanden sich an einem engen Ort und die Spanier hielten sie ziemlich gut im Schach. Glücklicherweise fand sich dort eine aus Bäumen gebildete Hecke, die uns vor den Indiern verbarg. Hier beschlossen wir, auf sie zu feuern und alsdann vorzudringen und in Front ihnen entgegenzutreten.

Wir verabredeten deßhalb zu vieren und dreien zu feuern und daß die vier ersten sogleich wieder laden sollten. Musgrave, Middleton, White und ich sollten zuerst feuern; alsdann Hood, Rouse und Plymouth. Wir thaten dies, nachdem wir gut gezielt hatten und tödteten sogleich vier, indem wir in ihrem Rücken feuerten und mehre verwundeten; ich hatte nämlich befohlen, zwei Kugeln in jede Flinte zu laden. Sobald wir unsere Flinten abgefeuert hatten, feuerte Jeder eine Pistole ab und alsdann die Drei ihre Flinten. Nach einem ziemlichen Gefecht und Scharmuziren schlugen wir die Wilden vollkommen in die Flucht. Wir machten vier Gefangene und trieben dieselben zusammengebunden vor uns her, damit sie nicht entwischten.

Bald darauf sprengten zwanzig Spanier zu Pferde, jeder mit einem Infanteristen auf der Kruppe, uns zu Hülfe. Dieselben waren von dem Mulatten in Allarm gesetzt wor-

den; ich glaube jedoch, mehren war es nicht unlieb, daß sie zu spät kamen. Die Offiziere und die Uebrigen begrüßten uns sehr höflich als sie hörten, wie glücklich wir ihnen zu Hülfe gekommen waren. Sie prügelten jedoch die armen Indier auf so barbarische Weise, daß ich es nicht mit ansehen mochte, obgleich es jene verdient hatten; die Indier schrien aber niemals, obgleich Blut jedem Streiche folgte.

Wir wurden in dem Hause eines Pflanzers mit einem Mittagessen bewirthet, und zwar mit Fleischgerichten, die auf englische Weise zubereitet waren, und mit mehre Arten süßer Speisen und kühler Weine. Als wir gespeist hatten, brachte man uns Pferde und führte uns nach der Havannah, wo wir 6 Uhr Abends ankamen. Man wies uns dort eine Wohnung an und mehre Engländer und Irländer, welche dort wohnhaft waren, kamen, uns zu besuchen.

Ich traf dort einen Priester, von welchem ich überzeugt bin, daß er kein Gefühl der Grausamkeit in seinem Herzen hegte, welches man sonst der spanischen Geistlichkeit zuschreibt. Er behandelte uns in so freundschaftlicher Weise, daß wir Alle von ihm entzückt wurden. Er schickte uns immer die eine oder andere gute Speise und führte uns, um uns zu unterhalten, spazieren. Lateinisch sprach er sehr gut und auch etwas Englisch. Am Sonntag hielt er auf Spanisch eine schöne Predigt, um das Mitleid der Zuhörer zu erwecken, damit wir so viel erhielten, daß wir nach Jamaika kommen könnten. Am nächsten Tage brachte er uns 150 spanische Thaler, die an der Kirchenthür für uns gesammelt waren. Ein kleines auf den Werften liegendes Schiff ward für uns gekauft und eine Sammlung in der Stadt brachte das Geld hierzu zusammen. Dies war uns eine sehr angenehme Nachricht und man sagte uns bald, das Schiff sei bereit und wir könnten abfahren, wohin wir wollten. Es war ein so niedliches Fahrzeug, wie es die Spanier je gebaut hatten, im Gehalt von 13 bis 14 Tonnen. Wir hatten an Bord Lebensmittel für 1½ Jahre, so daß wir nur den Wind abzuwarten brauchten, da gerade eine Windstille eingetreten war. Während wir in der Havannah waren, wurden die vier von uns gefangenen unglücklichen Indier auf der Parade erschossen.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren, nahm uns der Pater Antonio in seine Wohnung, um uns zum letztenmal ein kleines Gastmahl zu geben, da wir am nächsten Tage, in Erwartung, daß der Wind sich erheben würde, sämmtlich an Bord schlafen wollten. Am Morgen dankten wir herzlich allen unsern Wohlthätern und gingen an Bord; wir waren dort keine Viertelstunde gewesen, als eine außerordentliche

Botschaft vom Gouverneur kam, um Plymouth, unsern Schwarzen, holen zu lassen, der ohne Bedenken mitging und mit einem Geschenk vom Gouverneur, bestehend in mehreren Flaschen Arrac und spanischen Weinen, Geflügel, Reis und Branntwein, und zwanzig spanischen Goldstücken zurückkehrte, wie der Bote uns sagte, um uns für den Verlust unseres Gefährten zu entschädigen; der Gouverneur nämlich hatte Plymouth holen lassen, um zu erfahren, ob er ihm als Trompeter dienen wolle, und hatte ihm dafür eine lebenslängliche Pension versprochen Plymouth hielt es für zweckmäßig, den Antrag anzunehmeu, da er keinen Herrn hatte und nicht wußte, wenn er wieder einen neuen Herrn finden würde. Er kam aber noch an Bord, um von uns Abschied zu nehmen, und that dies in sehr liebevoller Weise; somit trennten wir uns von Plymouth und empfahlen uns mit herzlicher Dankbarkeit dem Pater Antonio für alle uns bewiesene Wohlthaten. Plymouth hätte eine Trompete, die ihm der Gouverneur gegeben hatte; er hatte dieselbe in das Boot mitgenommen, als er wieder kam, um uns Vergnügen zu machen; er blies auch wirklich sehr gut und hatte auch verschiedene andere Instrumente zu blasen gelernt, denn er besaß eine ziemliche Musikkenntniß. Als der Wind sich erhob, lichteten wir die Anker, verließen den Hafen mit dreimaligem Ruf und einer Gewehrsalve, da wir keine Kanonen hatten, und verloren Cuba in zwei Tagen aus dem Gesicht.

Das Wetter blieb günstig, so daß wir in Jamaika ankamen, ohne daß uns etwas Auffallendes begegnete. Sobald wir Anker geworfen hatten, ließ ich das Boot aussetzen, um mich an Bord meines Schiffes zu bringen, das ich im Hafen vor Anker liegen sah. Als ich auf das Schiff gekommen war, sah ich, daß man gerade meine Kleider dem Meistbietenden verkaufte — ein Verfahren, welches stets stattfindet, sobald einer der Mannschaft gestorben oder getödtet ist. Es werden nämlich die Kleider des Verstorbenen auf das Verdeck gebracht und an den Meistbietenden verkauft, worauf das Geld erst nach der Ankunft in England bezahlt wird; die Seefahrer haben nämlich in der Regel erst Geld, wenn sie wieder nach Hause gekommen sind.

Man verkaufte gerade den letzten Artikel, als ich auf's Schiff kam, nämlich ein Paar schwarzer wollener Strümpfe, die, wie ich glaube, 4 Schilling gekostet hatten, aber jetzt zu 12½ Schilling verkauft wurden, obgleich sie getragen waren. Sobald ich von der Mannschaft gesehen wurde, schrien Einige, ein Geist! Andere aber liefen fort, um die von ihnen gekauften Kleider in Sicherheit zu bringen, da sie glaubten, ich würde sie wieder zurückfordern. Als sie Alle sich überzeugt

hatten, daß ich lebendig sei, und meine Geschichte hörten, freuten sie sich sämmtlich über mein gutes Glück; ich konnte aber Niemand bewegen, mir meine Kleider zurückzugeben. Somit nahm ich das Schaluppenbuch und las nach, zu welchen Preisen meine Sachen verkauft waren, und ich fand, daß für die Kleidungsstücke, die mich 20 Pf. gekostet haben, der viermalige Werth geboten war. Alsdann rief ich jeden Käufer, einen nach dem andern, schloß einen Handel für baar Geld und kaufte Alles um 10 Pfd. zurück; das baare Geld war eine zu große Verlockung, als daß man mir meine Sachen vorenthalten hätte.

Da Kapitän Wise auf der Insel krank lag, so machte ich ihm einen Besuch; er war ungemein vergnügt, mich zu sehen, denn er glaubte, ich sei umgekommen. Er sagte mir, die Mannschaft habe Laternen mehre Stunden lang ausgehängt, damit ich wüßte, wohin ich zu schwimmen hätte, und habe das Schiff beigelegt, so lange es der Wind erlaubte. Der Kapitän sagte mir, er glaube nicht mehr lange zu leben, und es sei ihm deßhalb sehr lieb, daß ich gekommen sei, um den Befehl über das Schiff zu übernehmen, welches früher abgesegelt wäre, hätte es sich in einem Zustande befunden, die See zu ertragen. Hierauf ging ich an Bord meiner neuen Barke und brachte dort meine Angelegenheiten mit meinen neuen Gefährten in Ordnung, die bei dem Gedanken sehr betrübt waren, daß sie sich von mir trennen müßten. Hood und Rouse wünschten, daß sie als Matrosen an Bord aufgenommen würden, um nach England zu kommen. Hood nämlich war ein Engländer, und Rouse, aus den Bermudas, hatte in England Verwandte; außerdem konnte er nach seinem Vaterlande aus England eben so leicht gelangen wie aus Jamaika. Deßhalb sprach ich mit dem Kapitän, welcher sie sehr gerne aufnahm, da er fünf seiner Leute durch die Krankheit des Landes verloren hatte. Kapitän Wise starb fünf Wochen nach meiner Ankunft und setzte mich zum Testamentsvollzieher für seine Frau ein, die in Bristol wohnte.

Sobald wir ihn begraben hatten, ging ich an Bord mit meinen zwei Leuten, um spätestens in drei Tagen abzusegeln; ich hätte dies schon früher gethan, mir fehlte aber ein Käufer für unser Fahrzeug, da wir dasselbe losschlagen wollten. Als ich an Bord kam, sagte mir der Steuermann, er könne die zwei Mann nicht brauchen. Das hängt von mir ab, erwiderte ich, denn der Befehl liegt in meinen Händen. — „Wer hat Ihnen den Befehl in die Hände gegeben?" fragte der Steuermann. — Derjenige, welcher die Gewalt dazu hatte, der Kapitän. Hierauf zeigte ich ihm die schriftliche Vollmacht des Kapitäns; er aber sagte mir, diese habe nicht viel zu bedeuten; auch

würde kein Matrose einem Knaben gehorchen wollen, der kein Schiff steuern könne. „Es wäre etwas Schönes“ fügte er hinzu, „wenn mein ehemaliger Gehülfe mein Kapitän werden sollte; da der Kapitän mich zum Befehlshaber einsetzte, bevor Sie kamen, so will ich den Befehl auch behalten.“ „Aber,“ sagte ich, „diese von ihm unterzeichnete Schrift ist erst vor 2 Tagen ausgestellt, und Sie können keine Urkunde hinsichtlich des Befehls vorzeigen, wie Sie vorgeben; ich will mich deßhalb beim Gouverneur beklagen. — „Thun Sie das, auf dessen Befehl werde ich zurückstehen.“ Hierauf ging ich mit Rouse und Hood wieder ins Boot und wir ruderten sogleich ans Ufer; der Gouverneur aber war in der Entfernung einiger Meilen auf dem Lande; da es ziemlich spät war, warteten wir, bis er nach Hause kommen würde, wie man uns sagte, früh am nächsten Morgen; somit begab ich mich an Bord unseres Fahrzeugs und blieb dort die ganze Nacht, während das Schiff jenseits des Kai eine Stunde von der Rehde entfernt lag, um zum Absegeln bereit zu sein. Am nächsten Morgen, als ich mich zum Gouverneur begeben wollte und auf den Ort sah, wo das Schiff am Abend vorher gelegen war, fand ich, dasselbe sei abgefahren. Ich ging sogleich ans Ufer, begab mich zum Gouverneur und brachte meine Klage an. Er sagte mir aber, es sei nicht anders zu helfen, als daß er sogleich nach Blewfieldbay schicke, wo er glaube, daß das Schiff anhalten werde, um Holz einzunehmen; somit wurde ein Bote nach Blewfield geschickt; ich begleitete denselben, um dem Offizier, welcher in dem Fort commandirte, Instruktionen über die Verhaftung des Steuermanns zu ertheilen, damit er denselben an den Gouverneur nach Port-Royal schicke. Wir stiegen zu Pferde und erreichten das Fort in drei Tagen, nachdem wir beinahe 24 geographische Meilen zurückgelegt halten. Als wir ankamen, fanden wir mehre Schiffe im Hafen, allein nicht dasjenige, welches wir suchten; hierauf warteten wir vergeblich eine Woche. Mein Schiff war an der Bay vorübergefahren, wahrscheinlich, weil der Steuermann meine Absichten beargwohnte. Ich mußte mit schwerem Herzen zurückkehren und dem Gouverneur mein Mißgeschick mittheilen, welcher mich bemitleidete und mir sagte, er würde dafür sorgen, daß ich mit dem ersten nach England fahrenden Schiff dahin zurückkehren könnte. Somit begab ich mich an Bord unseres Fahrzeugs, wo meine Gefährten sich freuten, als sie mich wieder sahen, obgleich sie mein Mißgeschick bemitleideten. Es war mir jetzt lieb, daß die Barke noch nicht verkauft war, denn ich gedachte dieselbe jetzt selbst zu benutzen. Wir beriethen uns, was zu thun sei, zuletzt schloß ich einen Handel mit meinen Gefährten, wenn sie die Fahrt

nach England in unserer Barke wagen wollten. Wir kamen hierin überein, und ich begann jetzt mit dem Gelde, welches ich besaß, Handelsartikel einzukaufen. Ich kaufte eine ziemliche Menge Indigo, einige Baumwolle, Zucker und Rum. Kurz, ich legte mein Geld aus, segelte am 1. Juni 1700 mit günstigem Winde ab und steuerte auf England zu.

Wir legten in Blewfieldbay an, um Holz und Wasser einzunehmen und steuerten dann so schnell wie möglich weiter; sobald wir aber 10 Meilen von Cuba entfernt waren, kam ein spanisches Kriegsschiff von 40 Kanonen auf uns zn und befahl uns, die Segel zu streichen, was wir sogleich thaten. Als die Spanier an Bord kamen, erstaunten sie, nur Engländer vorzufinden, sie hatten nämlich nach der Bauart des Schiffes Spanier erwartet. Hierauf machten sie uns zu Gefangenen und der Kapitän beorderte 15 Mann an Bord unseres Schiffes, um uns nach der Havannah zu bringen. Bei unserer Angabe, wie wir zu dem Schiff gekommen waren, blieben die Spanier ungläubig und erklärten, wir seien Seeräuber und hätten das Schiff mit Gewalt genommen; da sich unser Paß, den wir vom Gouverneur der Havannah hatten, nicht vorfand, so mußte unsere Angabe den Spaniern allerdings verdächtig scheinen. Wir besorgten, große Schwierigkeit um unsere Freiheit zu erhalten, hauptsächlich, wenn das Kriegsschiff nach der Station St. Jago abführe, indeß es ging uns besser, wie wir erwarten konnten, denn das Schiff fuhr geraden Wegs nach der Havannah, wo wir wußten, daß alles sich gehörig aufklären würde. Als wir vor Anker lagen, und als die Spanier an Bord unseres Schiffes kamen, wurden wir bald wieder erkannt und der Kapitän, welcher sich zum Gouverneur begab, von unserer Angelegenheit unterrichtet. Somit wurden wir sogleich frei gegeben; der Pater Antonio und der ehrliche Plymouth machten uns einen Besuch und waren sehr erfreut, uns wieder zu sehen. Wir blieben 2 Tage, bevor wir absegeln konnten, und alsdann fuhren wir mit günstigem Winde ab, nachdem wir die Stadt salutirt hatten.

Zwei Tage nach unserem Absegeln umfuhren wir das Cap Florida und gelangten in den Golf, welcher den Namen führt, den wir ohne Gefahr passirten. Hier aber überraschte uns eine plötzliche Windstille, wie sie sich häufig jenseits des Golfes vorfindet. Eine Strömung trieb uns stark nach Westen, welche, wie ich glaube, durch die Oeffnung des Landes an dieser Küste entsteht. Da die Windstille vier Tage lang dauerte, so wurden wir unmerklich bis auf eine halbe Stunde ans Ufer getrieben.

Da aber ein leichter Wind vom Lande sich erhob, kamen

wir etwas weiter ins Meer. Unsere Gefahr jedoch wurde größer, denn wir sahen bald, daß drei bewaffnete Kähne voll Indier auf uns zukamen.

Wir hatten nicht viel Zeit übrig zur Berathung, denn die Indier kamen uns jeden Augenblick näher. Der Tod oder noch etwas Schlimmeres schaute uns ins Antlitz; die meisten von uns glaubten, dies sei der letzte Tag ihres Lebens. „Meine Freunde," rief ich meinen Gefährten zu, „wenn wir sterben sollen, so laßt uns tapfer als Engländer fallen!" Wir luden doppelt vier Gewehre und unsere Vogelflinten mit Flintenkugeln; unsere übrigen Waffen setzten wir in Bereitschaft und beschlossen, lieber kämpfend zu sterben, wie uns den Qualen der Indier von Florida auszusetzen, welche alle Weiße, die in ihre Gewalt fallen, zu tödten pflegen. Wir beschlossen, unsere 6 Flinten sogleich abzuschießen, wie sie in unseren Bereich kämen; wir zielten auf zwei in jedem Kahn und feuerten. Diese Salve mußte den Indiern Schaden zugefügt haben, denn die Kähne hielten an. Hierauf fuhren wir weiter, die Kähne aber verfolgten uns mit lautem Geschrei.

Als wir zum drittenmal feuerten, thaten wir mehr Wirkung, da die Indier uns näher waren; wir luden unsere Flinten zum viertenmal und legten sie aufs Verdeck bereit zum weitern Kampf. Als wir zum Ufer hinblickten, sahen wir, daß noch 8 Kähne auf uns zuruderten; wir aber spannten alle Segel auf und da der Wind jetzt ziemlich stark war, so fuhren wir sehr schnell. Während wir nicht weiter die Indier zu tödten suchten, ließen wir dieselben bald weit hinter uns zurück. Hierauf fuhren wir mit günstigem Wind ohne merkwürdigen Vorfall, bis zum 15. Juni, wo wir zu unserem Erstaunen Land erblickten, denn wir glaubten, wir würden bis England auf offener See fahren. Als wir unsere Karten um Rath fragten, erkannten wir, daß wir in der Nähe von Newfoundland waren; als wir bemerkten, daß wir gerade auf den Hafen von St. John steuerten, welcher der bequemste der Insel ist und worin die Hauptstadt dieses Theiles von Newfoundland liegt, waren wir sehr vergnügt.

Nach einem zweitägigen, dortigen Aufenthalt segelten wir wieder weiter nach England, am 25 Juli 1700. Auf der Ueberfahrt ereignete sich nichts Merkwürdiges, bis wir das Vorgebirge Land's-End am 21. August erblickten. Meine Freude, mein Vaterland wieder zu sehen, läßt sich nach meinen Abenteuern beurtheilen — mein Entzücken, als ich die Insel, worauf ich geboren bin, erblickte, übertraf sogar meine Freude, die ich bei meiner Rettung in der drohendsten Gefahr empfand.

Byrons Erzählung vom Schiffbruch der Wette.*

Am 18. Septbr. 1740 segelte die Wette, eines der fünf Schiffe unter dem Befehl des Comodore Anson, mit den übrigen Schiffen der Expedition von St. Helena ab, welche letztere zu einem Kreuzzug gegen die Spanier im stillen Meer bestimmt war. Die Wette war das schlechteste Schiff des ganzen Geschwaders; sie war nämlich ein alter Ostindienfahrer, welcher als Kriegsschiff ausgerüstet war, und die Mannschaft bestand aus Leuten, welche für andern Dienst gepreßt waren. Die Marinetruppen an Bord bestanden allein aus einem Detachement von Invaliden, oder aus halb genesenen kranken Soldaten; beide hatte man aus dem Chelsea-Hospital entnommen. Außerdem war die Wette mit militärischen und andern Vorräthen zum Dienst des Geschwaders stark beladen, da es zu einem Proviantschiff der Expedition bestimmt war. Alle diese Umstände trugen dazu bei, die Fahrt auf dem Schiff gefährlicher als gewöhnlich zu machen.

Die Wette umsegelte mit der übrigen Expedition Anfang April 1741 das Cap Horn und bald darauf begannen die Leiden der Mannschaft. Das Wetter wurde stürmisch; der Besammast ward bei unruhiger See abgebrochen; alle Raaketten wurden ebenfalls zerrissen. Alsdann ging der beste Anker verloren, und das Schiff verlor die übrigen der Expedition aus dem Gesichte. Die Männer litten an Krankheit und Scorbut; ein Uebel folgte dem andern, bis das Schiff am 14. Mai um vier Uhr Morgens an einen vom Wasser bedeckten Fels stieß und sogleich sich auf die Seite legte, während die Wogen furchtbar über dasselbe hinschlugen. Alle, die sich zu regen vermochten, eilten aufs Verdeck; einige arme Geschöpfe, welche ihre Hangematten nicht verlassen konnten, ertranken aber sogleich. Einige Zeit lang vor Anbruch des Tages sah die Mannschaft nichts wie Wogen und glaubte jeder Augenblick würde ihr letzter sein.

Als der Tag anbrach, sah man Land in der Nähe, und alle Gedanken richteten sich sogleich auf die Aufgebung des Schiffes, als das einzige Mittel der Lebensrettung. Mit

* Dieser Byron (Admiral B.) war ein naher Verwandter des Dichters, und ist auch durch eine spätere Entdeckungsreise in der Südsee bemerkenswerth. Lord Byron sagt von ihm, in einem Gedicht an seine Schwester:

Das Loos, dem das Geschick den Bruder weihte,
Ist sonderbar, da es auch jenem glich,
Das unsrem Ahnen ward, ob umgewandt;
Rast fand er nicht zur See, wie ich zu Land.

In demselben Gedichte findet sich weiterhin eine Anspielung auf diesen Schiffbruch Byrons auf der Wette.

Hülfe der Boote gelangte die Mannschaft, mit Ausnahme Weniger, die betrunken waren, oder die das Schiff auf einige Zeit noch für sicher hielten, ans Land; allein die vor ihnen liegende Aussicht war eine furchtbare. „Wohin wir blickten," sagt Byron, „zeigte sich eine Gegend voll Schauder; auf der einen Seite war das Wrack, worin Alles sich vorfand, um uns zu erhalten und zu ernähren, nebst der stürmischen See; auf der andern Seite vermochte das Land uns keine Hoffnung zu erwecken; es war öde und unfruchtbar, ohne Zeichen des Anbaues, und wir konnten nicht hoffen, daß wir andere Wohlthaten davon erhalten würden, als die Rettung aus der Flut. Wir mußten mit Nässe, Kälte und Hunger kämpfen, und es zeigte sich kein sichtbares Gegenmittel gegen alle diese Uebel." Das Land, worauf die Mannschaft geworfen war, war ihnen unbekannt, sie merkten nun, es sei eine Insel oder ein Theil einer solchen, an der Westküste Südamerika's, ungefähr hundert Meilen nördlich von der Magellanstraße. Die Schiffbrüchigen betrugen im Ganzen 140 Mann, mit Ausschluß der wenigen noch an Bord Gebliebenen. Die erste Nacht wurde in einer alten indischen Hütte verbracht, und die Entdeckung einiger Lanzen in einem Winkel derselben erweckte neue Besorgnisse, nämlich die vor Eingebornen. Einige Tage später waren die Leute mit den Versuchen beschäftigt, Rindfleischfässer und andere Dinge vom Wrack zu holen, welches noch einige Zeit nicht gänzlich zerstückelt blieb, obgleich ein Artikel nach dem andern hinweggespült wurde. Nur mit Schwierigkeit konnte man die Leute, die an Bord geblieben waren und sich der Trunkenheit überlassen hatten, dazu überreden, ans Ufer zu kommen. Mit dem aus dem Wrack herbeigeschafften oder ans Ufer geworfenen Material wurden Zelte errichtet, und ein allgemeines Vorrathszelt für die Nahrung oder für die Branntweinfässer gebaut, die man aus dem Schiffe hatte herbeischaffen können. Dieser Ort wurde unaufhörlich bewacht. Die Rationen waren natürlich sehr klein, und die Leute konnten an der Küste selbst kaum einen Fisch, Vogel oder vierfüßiges Thier fangen. Das Wetter aber blieb naß und kalt.

Ueble Stimmung und Unzufriedenheit verbreitete sich jetzt wegen der Schwierigkeit, Nahrung herbeizuschaffen, unter der Mannschaft, und die geringe Aussicht, die schlimme Lage zu bessern, verging allmählig. Einige Leute trennten sich von den Andern, und zehn der Verwegensten beschlossen, die Uebrigen im Stich zu lassen. Sie bauten sich einen Kahn, und fuhren dann in eine der Lagunen ab, ohne daß man jemals wieder etwas von ihnen hörte. Der Geist der Zwietracht wurde durch einen Vorfall sehr gesteigert, der am

10. Mai sich ereignete. Ein Seekadett, mit Namen Cozens, welcher den Zorn des Kapitäns Cheap erregt hatte, wurde von diesem seinem Vorgesetzten erschossen. Diese That war sicherlich eine Handlung der Leidenschaft, allein der Kapitän hatte in dem Augenblick Ursache zu dem Glauben, daß Cozens sich offen gegen ihn aufgelehnt hatte, oder im Begriff stand, sich zu empören. Diese That rief einen unglücklichen Eindruck bei der Mannschaft hervor, welche ohnedem jeden Tag geringere Nahrung bekam.

Einige Indier, Männer und Weiber von kleinem Wuchs und schmutzigem Aeußern, besuchten die Gesellschaft und waren derselben bei Herbeibringung der Nahrung nützlich, allein die Matrosen beschimpften die Weiber der Indier und somit gingen alle fort. „Als die Indier uns verlassen hatten, und das Wetter stürmisch und regnerig blieb, wurde die Noth der Mannschaft aus Mangel an Nahrung unerträglich. Unsere Zahl, die zuerst 145 betragen hatte, war jetzt hauptsächlich durch Hunger, bis auf 100 zusammengeschmolzen. Die dringenden Forderungen des Hungers erweckten den Scharfsinn unserer Leute, und brachten sie auf eine Menge Mittel, denselben zu befriedigen; ein Gehülfe des Steuermanns, mit Namen Fips, gelangte auf das sinnreichste. Nachdem er ein Wasserfaß genommen hatte, schlug er Löcher in die Seiten, band in letztere zwei Klötze, einen auf jeder Seite, und fuhr mit diesem sonderbaren Fahrzeug auf Abenteuer aus. So verschaffte er sich oft Austern und Meervögel, mußte sich aber weit vom Lande in das Meer wagen, wurde bei einer solchen Gelegenheit auf einen Fels verschlagen und mußte dort zwei Tage bleiben.“ Ein armer indischer Hund, der Byron angehörte und der viele Anhänglichkeit zu ihm hegte, wurde von den Leuten ergriffen und verzehrt; drei Wochen später war Byron sehr erfreut, als er die Pfoten fand, welche man weggeworfen hatte, die er alsdann aufaß, obgleich sie verfault waren.

Die Gesellschaft blieb in diesem Zustande des sich stets mehrenden Elendes bis zum 24. September. Nur eine Hoffnung auf Erlösung bot sich ihnen dar; diese beruhte auf dem großen Boote, woran der Zimmermann unaufhörlich arbeitete, um es in festen und sicheren Zustand zu versetzen. Am erwähnten Tage war das Boot beinahe fertig, worauf Byron und eine kleine Gesellschaft entsandt wurden, um die Küste im Süden zu erforschen, weil beinahe die ganze Mannschaft entschlossen war, nach der Magellanstraße zu fahren, obgleich der Kapitän an der Küste nordwärts zu fahren suchte. Nach einem oder zwei Tagen kehrte die Gesellschaft auf die Insel zurück, denn man hatte erkannt, daß das Land eine Insel

war; das große Boot wurde sogleich mit dem Kutter und mit dem Lichterschiff ins Meer gelassen, welche Boote sämmtlich gerettet worden waren. 81 Mann bestiegen diese Boote, die einzigen, welche noch übrig waren, mit Ausnahme des Kapitän Cheap und zweier Anderen, welche freiwillig blieben und für deren Gebrauch ein anderes Boot, die Jolle, zurückgelassen war. Der Umstand, daß der Kapitän zurückgelassen wurde, war für Byron und einige Andern unerwartet, und als man das Lichterschiff wieder zurückschicken mußte, um einige Ellen Leinwand von der Insel zu holen, benutzte die Mannschaft diesen Umstand, um sich dem Kapitän wieder anzuschließen und sein Schicksal zu theilen. Die endliche Trennung von denen am Ufer und denen im großen Boote, welches südwärts segelte, geschah am 29. Oktober. Kapitän Cheap und diejenigen, die zu ihm kamen, wurden noch durch eine kleine Gesellschaft verstärkt, die sich von dem Hauptcorps getrennt hatte, und diese ganze vereinigte Schaar, an zwanzig Mann, segelten im Lichterschiff und in der Jolle am 15. Decbr. nach Norden. Bis dahin hatten sie mit unerhörter Schwierigkeit von beinahe Allem gelebt, was sie als eßbar brauchen konnten; Meergras, im Talg einiger Lichter gebraten, und wilder Selleri bildeten die einzige Nahrung, und die Kraft Aller war so sehr vermindert, daß sie kaum kriechen konnten. An einem heitern Tage ward der Rumpf des gescheiterten Schiffes, der noch zusammenhielt, bloß gelegt, und die Gesellschaft, als sie sich dahin begab, fand noch drei kleine Fässer gesalzenes Rindfleisch. Dieses gab den Unglücklichen bald genügende Kraft zur weitern Unternehmung, und sie unternahmen im Lichterschiff und in der Jolle am erwähnten Tage ihre Fahrt. Unglücklicherweise wurde das Meer sehr stürmisch, und die Leute in den Booten mußten so sehr wie möglich zusammengedrängt sitzen, um die Wellen mit ihren Rücken aufzufangen, damit die Boote nicht gefüllt würden; man mußte alles, sogar das Rindfleisch und die Enterhaken, um die Boote zu erleichtern, damit sie nicht untersanken, über Bord werfen. Die Nacht brach an, die Boote liefen schnell auf eine Brandung am Ufer zu; als Jeder den Tod für unvermeidlich hielt, entdeckte man aber eine Oeffnung in dem Felsen; die Boote liefen ein und fanden einen Hafen mit stillem und spiegelglattem Wasser.

Die Schiffbrüchigen blieben hier vier Tage, indem sie viel von ihrem alten Feinde, vom Hunger, litten. Als sie weiter an der Küste hinfuhren, welches sie unter fortwährender Gefahr ausführten, kamen sie in solche Noth, daß sie ihre Schuhe von Robbenleder essen mußten. Sie hatten niemals einen trockenen Faden an ihren Kleidern, und das Klima war

sehr kalt. In den ersten Wochen ihrer Fahrt ging die Jolle verloren und ein Mann ertrank; ein noch größeres Unglück bestand darin, daß sie vier Mann am Ufer lassen mußten, da die Jolle nicht Alle tragen konnte. Die Zurückgelassenen widersetzten sich nicht, denn sie waren ihres Lebens müde. Als die Andern abfuhren, standen die armen Kerle auf dem Ufer; sie riefen dreimal zum Abschiede aus: „Gott schütze England!" Man hat nie etwas von ihnen gehört; ohne Zweifel sind sie, wie Byron meint, vor Hunger gestorben. Jeder hatte jetzt die Hoffnung auf Rettung aufgegeben, wie sich dies aus dem beinahe einmüthigen Entschluß ergab, nach der Insel, wo der Schiffbruch stattgefunden hatte, zurückzukehren und dort ein elendes Leben zu führen.

Die armen Matrosen erreichten wieder die Insel, indem sie unterwegs nichts wie Seekraut aßen. Hier ging es ihnen nicht besser. „Das Wetter war stets feucht und wilder Selleri unsere einzige Nahrung, der unseren Magen nur reizte, anstatt den Hunger zu stillen. Das furchtbare und letzte Hülfsmittel von Menschen in so schlimmen Umständen, wie die unsrigen, die Tödtung Eines zur Ernährung der Andern, wurde umher geflüstert. Glücklicherweise fand ein Mann am Seeufer eine Kiste von verfaultem Rindfleisch und war großmüthig genug, sie mit den Uebrigen zu theilen, eine Großmuth, welche nur von Denjenigen gewürdigt werden kann, die in ähnlichen Umständen sich befunden haben."

Diese Lebensmittel ernährten Alle, bis einige Indier von einem Cazíken der Insel Chiloe begleitet ankamen, welche 40° 42′ südlicher Breite liegt. Dieser Cazike sprach etwas Spanisch und ging mit der Gesellschaft die Verabredung ein, sie in dem Lichterschiff zur nächsten spanischen Kolonie zu bringen, wofür er das Lichterschiff und dessen ganzen Inhalt erhalten sollte. Die unglücklichen Matrosen, 14 an der Zahl, stießen wieder in See und wurden von dem Führer an die Mündung eines Flusses gebracht, den derselbe hinaufzufahren vorschlug. Nach der Arbeit eines ganzen Tages wurde aber die Absicht, gegen den Strom zu rudern, aufgegeben und jene wurden gezwungen, die Küste wieder zu suchen. Die harte Arbeit, mit Hunger verbunden, veranlaßte den Tod eines der stärksten der Gesellschaft, obgleich man glaubte, daß er hätte gerettet werden können, wäre nicht der Kapitän Cheap, welcher allein einige von den Indiern erhaltene Nahrung hatte, so unmenschlich gewesen, dem sterbenden Mann einen Bissen zu verweigern. Dieses erweckte den Unwillen der Andern und die Folge war, daß sechs Mann, während die Andern Nahrung am Ufer suchten, sich des Bootes bemächtigten, abfuhren und die Anderen verließen, um nicht

wiederzukehren. „Alle Leiden, die wir bis jetzt ertragen hatten, schienen unbedeutend im Vergleich mit den kommenden, die wir wegen der Verrätherei unserer Leute erwarteten, weil dieselben mit dem Boote Alles entzogen hatten, was zur Lebensrettung uns hätte dienen können. Jedoch war unsere Befreiung nahe."

Byron wurde jetzt mit Kapitän Cheap von dem indischen Führer in ein indisches Dorf gebracht, von wo er weiteren Beistand in der Führung der Gesellschaft zu erwarten hoffte. Sollte das Lichterschiff nicht wieder erlangt werden können, so sollte der Cazike eine Flinte und einige andere Artikel als Belohnung erhalten. Als Byron am Abend in die indischen Hütten nach einem Marsche von zwei Tagen gelangte, ward er vernachläßigt und allein gelassen. Von Hunger und Kälte bedrängt kroch er in die erste Hütte und fand dort zwei Frauen, eine junge und eine ältere, deren Verfahren das wohlbekannte Lob bestätigt, welches der Güte dieses Geschlechtes gegen arme Reisende überall gespendet wird. Sie sahen den jungen Seefahrer durchnäßt und schaudernd und machten ihm ein Feuer; sie brachten ihm alsdann ihre einzige Nahrung, einen großen Fisch, und brieten ihm denselben. Als er sich auf dürrem Laube niederlegte, fand er nach einigen Stunden bei seinem Erwachen, daß die Frauen ihn mit warmen Kleidern bedeckt hatten, wobei sie sich selbst der Kälte aussetzten. Als er durch Zeichen erklärt hatte, sein Hunger sei nicht gestillt, gingen sie mit ein paar Hunden wieder aus, die jene Indier zum Beistand beim Fischen abrichten. Nach Abwesenheit einer Stunde kamen sie vor Kälte zitternd und mit nassen Haaren zurück und brachten zwei Fische, die sie brieten und wovon sie Byron den größten Theil gaben. Um eines armen Fremden willen waren sie in Mitte der Nacht ausgegangen, hatten sich in die kalte See begeben und ihm Nahrung durch Hülfe ihrer Netze oder anderer Geräthe verschafft. Diese gütigen Geschöpfe waren die Frauen eines alten Indiers, der damals abwesend war, der sie aber bei seiner Rückkehr mit brutaler Gewaltthätigkeit schlug, indem Byron mit unmächtiger Wuth und Unwillen zuschauen mußte. Die Rückkehr dieses Indiers und seiner Gefährten befähigten den Caziken, eine Anordnung für die Weiterführung der verunglückten Gesellschaft weiter nach Norden zu treffen. Der Kapitän verließ alsdann mit Byron die Hütte, um zu seinen Gefährten zurückzukehren, worauf sich bald eine Gesellschaft von indischen Führern ihnen anschloß.

Diese Reise nach Norden begann gegen Mitte März. Mehre indische Kähne fuhren mit der ganzen Gesellschaft Tag nach Tag die Seeküste entlang. Austern, Eier von See-

vögeln und Seegras bildete die Nahrung, und sogar diese ließ sich nur in geringer Menge erlangen, so daß sie kaum das Leben fristete. Der Zustand des Kapitäns war in dieser Hinsicht besser wie der der Anderen, denn die Indier hielten ihre Belohnung für gesichert, wenn sie den Häuptling der Weißen mit Nahrung gut versähen, und dieser war grausam genug, die Ansicht zu ermuthigen. Allein nur die vollkommenste Selbstsucht konnte von einer Person in solchem Zustande erwartet werden. „Ich konnte Kapitän Cheaps Leib mit nichts als mit einem Ameisenhaufen vergleichen, denn 1000 Ungeziefer krochen auf ihm herum. Er machte jetzt gar keine Versuche mehr, sich von dieser Qual zu erlösen, denn er hatte sich gänzlich selbst vergessen; er erinnerte sich nicht der Namen seiner Umgebung, noch seines eigenen. Sein Bart war so lang wie der eines Einsiedlers; letzterer und sein Gesicht war mit Thran und mit Schmutz bedeckt, denn er pflegte auf stinkenden Seerobbenstücken zu schlafen, um Bart und Gesicht sich zu schützen." Auch die Uebrigen befanden sich in keinem besseren Zustande. Byron mußte sich oft mitten unter Hagel und Schnee entkleiden, um die Insekten zu tödten, die um ihn umherschwärmten. Zuletzt jedoch gelangte die Gesellschaft, nachdem einer derselben seinen Leiden erlegen war, zur Insel Chiloe am äußersten Ende der spanischen Generalkapitanerie Chili. Da Chiloe am äußersten Ende derselben liegt, so befanden sich dort nur wenige Spanier, hauptsächlich Geistliche des Jesuitenordens; die Einwohner jedoch waren ziemlich civilisirt. Die Leiden der Schiffbrüchigen waren gewissermaßen hier beendet, denn die Einwohner hegten Mitleid mit ihnen und versahen sie mit überflüssiger Nahrung; glücklicherweise that ihnen die Menge Nahrung keinen Schaden. Nachdem sie auf der Insel ziemlich lange Zeit geblieben und alsdann auf das Hauptland nach der Stadt Chaco gebracht waren, wo ein spanischer Gouverneur wohnte, blieb der Hunger der armen Seefahrer immer noch ungeheuer: „Jedes Haus stand uns offen; wenn wir auch erst vor einer Stunde gespeist hatten, deckten die Einwohner uns immer dennoch den Tisch, denn sie glaubten, wir könnten niemals genug essen, nach Allem, was wir gelitten hatten; auch wir hegten dieselbe Meinung." Byron erhielt stets vom Koch des Gouverneurs Lebensmittel, und hatte somit Gelegenheit, sich auf seinem Zimmer nach Bequemlichkeit zu sättigen. Von Chaco wurden sie nach der größeren Stadt Castro gebracht; sie waren jetzt ihrer vier: der Kapitän Cheap, Byron, Hamilton und Campbell; sie blieben dort einige Monate als Kriegsgefangene, ärmlich gekleidet, aber gut genährt und logirt. Am 2. Januar wurden sie nach der

Hauptstadt St. Jago eingeschifft, nachdem ihr Unglück dem Generalkapitän von Chili bekannt geworden war. Hier blieben sie zwei Jahre lang als Kriegsgefangene, wurden aber nicht in Gefängnisse eingesperrt. Zu ihrem Glück bat ein schottischer Arzt, welcher dort den Namen Don Patricio Gedd führte, den Gouverneur um Erlaubniß, daß sie bei ihm wohnen dürften; dieser großmüthige Mann ernährte sie zwei Jahre lang wie seine Brüder beinahe auf eigene Kosten. Am 20. December wurde der Kapitän Cheap nebst Byron und Hamilton an Bord eines französischen Schiffes zur Ueberfahrt nach Europa gebracht. Campbell war nämlich Katholik geworden und in Chili geblieben. Sie erreichten glücklich Frankreich und erhielten, nachdem sie einige Zeit dort aufgehalten waren, die Erlaubniß, nach Großbritannien zurückzukehren, auf einen Befehl der spanischen Regierung. Ihre Verwandten erstaunten sehr bei ihrer Rückkehr und hatten sie schon lange für todt gehalten. Ihre Abwesenheit hatte länger wie fünf Jahre gedauert.

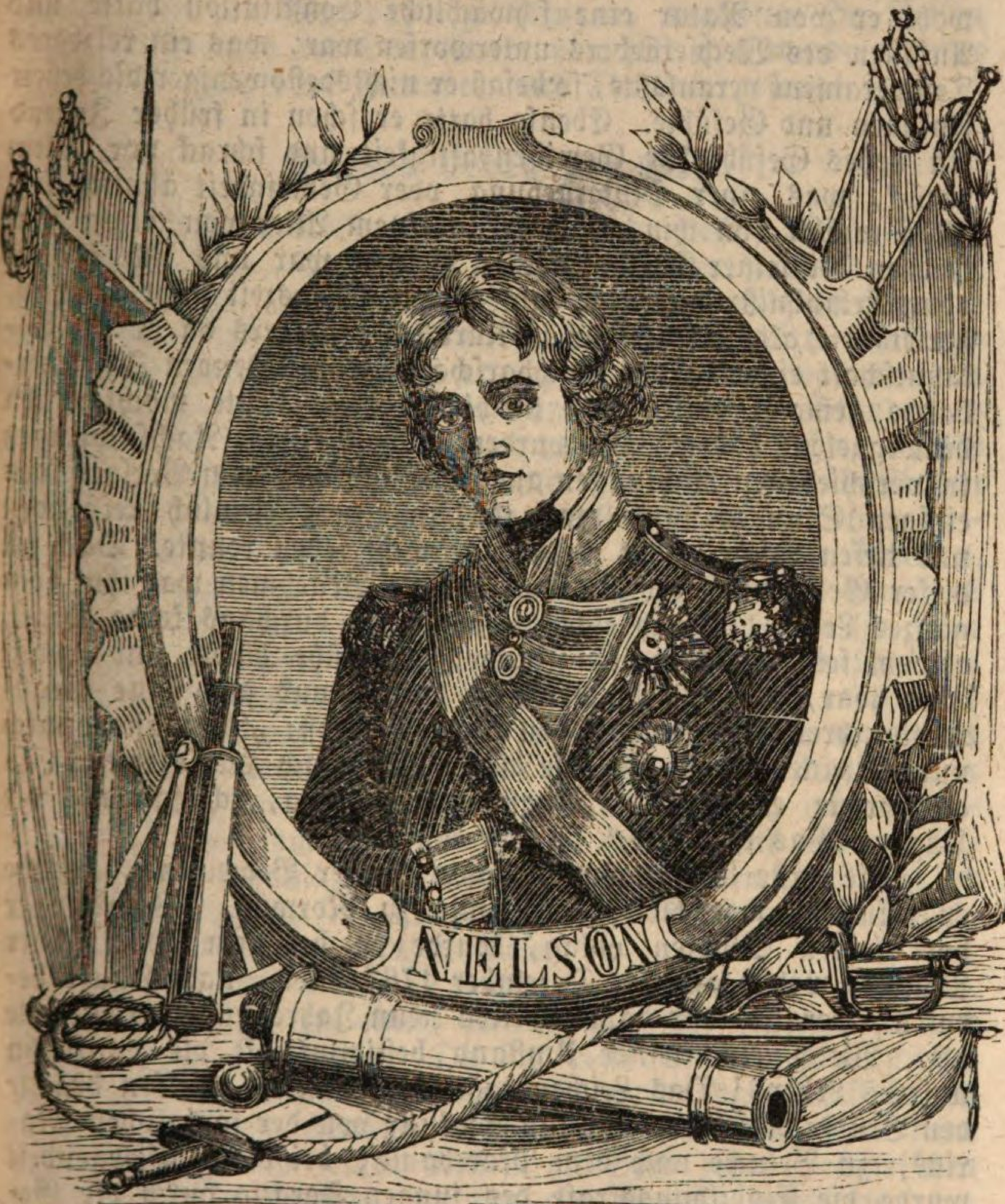
Die sechs Männer, welche mit dem Lichterschiff fortfuhren, sind spurlos verschwunden und ohne Zweifel an der Küste umgekommen. Das Schicksal der zahlreicheren Gesellschaft, die südlich im großen Boote fuhr, ist durch die Erzählung des Kanoniers John Bulkeley, eines der Ueberlebenden, bekannt. Das Boot umschiffte Südamerika durch die Magellanstraße und erreichte Brasilien unter Leiden, die denen der andern Abtheilung gleich kamen und die ihre Zahl von beinahe 80 auf 30 verminderten. Sie erreichten den Rio Grande im Januar 1742. In der portugiesischen Kolonie fanden sie Nahrung, Freunde und Landsleute und trennten sich von einander. Bulkeley und die zwei andern erreichten England am 1. Januar 1743.

Die Mitglieder dieser berühmten Expedition fuhren in der Hoffnung ab, daß sie Gold in Menge sich in den spanischen Kolonien erwerben würden, und die unmittelbare Mannschaft des berühmten und kühnen Admirals Anson erreichte auch, ungeachtet mancher Wechselfälle, zuletzt ihre Hoffnung; wie verschieden aber war das Schicksal der unglücklichen Mannschaft der Wette!

Das Leben Nelsons.

Aus dem Englischen

von **Theodor Roth.**



Horatio Nelson wurde am 29. September 1758 in dem Pfarrhause des Pfarrdorfes Burnham-Thorpe, in der Grafschaft Norfolk, geboren, wo sein Vater, der ehrw. Edmund Nelson, Geistlicher war. Horatio war sein fünfter Sohn und erhielt

seinen Namen nach seinem Taufpathen, dem ersten Lord Walpole, mit welchem Mrs. Nelson verwandt war.

Die frühen Tage der Kindheit lassen nicht immer den zukünftigen Mann erkennen, doch scheint dies bei dem jungen Horatio der Fall gewesen zu sein. Unter seinen Jugendgespielen zeichnete er sich durch kühne, verwegene Handlungen aus, vor welchen Knaben seines Alters gewöhnlich zurückschrecken. Obwohl er von Natur eine schwächliche Constitution hatte und Anfällen des Wechselfiebers unterworfen war, was ein reizbares Temperament veranlaßte, so besaß er nichtsdestoweniger die besten Anlagen und Gefühle. Ebenso hatte er schon in früher Jugend ein hohes Gefühl für Gewissenhaftigkeit und schrack vor Allem zurück, was einer Hintergehung oder Gemeinheit ähnlich sah. Man erzählt von ihm, daß er in einem Alter von etwa fünf Jahren bei seiner Großmutter zu Besuche war und sich einmal ohne Erlaubniß entfernte; als er zur Essenszeit nicht erschien, gerieth die alte Dame sehr in Unruhe, besonders da er die Bekanntschaft einer in der Nachbarschaft herumziehenden Zigeunerbande gemacht hatte, und fürchtete, diese Leute möchten ihn hinweggelockt haben. Es wurden alsbald eifrige Nachsuchungen in verschiedenen Richtungen angestellt und nach dem Verlauf von einigen Stunden fand man ihn an einem ziemlich reißenden und tiefen Bache, über welchen er nicht setzen konnte. Das bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegte Benehmen war ihm sein ganzes Leben hindurch eigen — er zeigte durchaus keine Angst, obwohl sein Gefährte (ein Junge, der Kühe hütete und wenig älter war, als er) ihn verlassen hatte; und als seine Großmutter ihren Verweis mit den Worten schloß: „Ich wundre mich nur, Kleiner, daß dich die Angst nicht nach Hause trieb!" so antwortete er schnell, „Angst! Großmama, ich sah nie die Angst. Was ist dies?"

Die erste Bildungsanstalt von einiger Bedeutung, welche er besuchte, war die hohe Schule zu Norwich. Während er dort seinen Studien oblag, wurde er bei dem Tode seiner Mutter, welche am 24. Dezember 1767 starb, nach Hause berufen; Horatio war damals etwa neun Jahre und drei Monate alt. Welch ein kleiner Umstand bestimmt oft die Laufbahn unseres Lebens! Das Leichenbegängniß der Mrs. Nelson brachte den Bruder derselben, Kapitän Suckling von der königlichen Marine, zu Besuche nach dem Pfarrhause; bei dieser Gelegenheit wurde die Einbildungskraft des jungen Horatio durch die Geschichten und Anekdoten aus dem Seeleben entflammt, welche sein Oheim in der Gesellschaft seiner Verwandten erzählte, und er faßte den Entschluß, wo möglich Seemann zu werden. Seine Studien zu Norwich und später zu North-Walsham vermochten diesen jugendlichen Gedanken nicht aus seinem Geiste zu ver-

wischen, und sein Vater, welcher ihn ganz seiner eigenen Neigung folgen lassen wollte, vermochte Kapitän Suckling leicht, ihn unter seine Obhut zu nehmen. Wir übergehen den schmerzlichen Abschied von Brüdern und Gespielen und folgen dem hoffnungsvollen Jünglinge bei seinem Eintritte in das öffentliche Leben.

Das Schiff Kapitän Suckling's lag auf dem Medway, und um ihn auf den Weg dahin zu bringen, begleitete Hr. Nelson seinen Sohn nach der Hauptstadt; von hier aus wurde er aber ohne Begleiter, ohne Freunde, nach Chatham gesandt.

Frühes Leben zur See.

Der Eintritt Nelson's in den Stand, dessen höchste Zierde er werden sollte, fand unter außerordentlichen Umständen statt. Wie es scheint, wußte sein Oheim nicht, an welchem Tage er ihn zu erwarten habe. Als daher Horatio vor Kälte schauernd und ohne zu wissen, wohin er sich wenden oder was er thun sollte, zu Chatham ankam, so wanderte er einige Stunden in den Straßen umher und empfand dabei die ganze Schwere jener Herzensbetrübniß, welche selbst unter den günstigsten Umständen junge Leute befällt, wenn sie zum ersten Male aus einer Heimath voll bekannter Gesichter unter lauter fremde kommen. Endlich nahm ihn ein gutherziger Offizier, der sein trauriges Aussehen bemerkte, mit sich nach Hause und sorgte für seine Bedürfnisse; hierauf brachte er ihn in ein Boot, welches ihn nach dem Raisonable führen sollte. Auch hier hatte er Unglück — sein Oheim war nicht an Bord — Niemand war von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt; den ganzen übrigen Tag ging er auf dem Verdecke umher, ohne daß sich Jemand um ihn bekümmerte, oder ihm auch nur Speise anbot; und erst am folgenden Tage veranlaßte Menschlichkeitsgefühl den Constabler zu der Frage, wer er sei, und, wie Nelson sich selbst später ausdrückte, „Mitleid mit ihm zu fühlen."

Der Raisonable war in Folge eines Streites mit Spanien, der wahrscheinlich zu einem Kriege zu führen schien, auf den Kriegsfuß gesetzt worden. Da sich diese Erwartung glücklicher Weise als eine unrichtige erwies, so wurde das Schiff schnell dieser Bestimmung überhoben, und Kapitän Suckling hatte keine andere Wahl, als seinen Neffen an Bord eines westindischen Kauffahrers zu schicken, welchen ein Kapitän befehligte, der früher sein Steuermann gewesen war. Hier zeigte sich der junge Nelson äußerst fleißig in Erfüllung seiner Pflichten und erwarb sich bedeutende Kenntnisse in seinem Fache; unter dem Schiffsvolke prägte sich ihm indessen eine Abneigung gegen die königliche Marine als einen Dienst ein, in welchem man sich nicht

die besten praktischen Kenntnisse in der Seemannskunst erwerben könne. Bei seiner Zurückkunft in das Vaterland fand er seinen Oheim als Commandanten des Triumphes von 74 Kanonen, der als Wachtschiff zu Chatham lag, und es wurde ihm der Vorschlag gemacht, auf diesem Schiffe Dienste zu nehmen. Trotz aller Achtung für seinen Oheim, willigte er doch nicht gerne ein; da aber Kapitän Suckling viel daran gelegen war, die falschen Eindrücke zu verwischen, so stellte er seinem Neffen die vielen aus dem Dienste erwachsenden Vortheile dringend vor, und der Jüngling, gab wider seinen Willen nach. Eine Zeit des Friedens bietet einem jungen Seemanne nur einen beschränkten Wirkungskreis dar, besonders an Bord eines Wachtschiffes hat er während derselben allerdings wenig Gelegenheit zu Erwerbung von Kenntnissen; um ihn zu ermuthigen, vertraute Kapitän Suckling seinem Neffen das große Boot an, das als Begleitungsschiff für den commandirenden Offizier der Station mit einem Verdeck versehen und aufgetakelt worden war. Diese Stellung mußte unserem Jünglinge angenehm sein, da sie seinem Ehrgeize nach Auszeichnung schmeichelte, der stets seine vorherrschende Leidenschaft war. Seine Freude stillte jedoch keineswegs seinen Durst nach Belehrung. Sein kleines Fahrzeug mußte oft den Medway hinab nach dem Great Nore und von da die Themse hinauf zu dem Schiffe segeln, welches Freiwillige und Gepreßte aufnahm, oder es mußte die verwickelten Kanäle hinab und um North Foreland herum nach den Dünen. Es war dies ein geringer Dienst, aber auch geringe Dienste können gut oder schlecht verrichtet werden; und in jeder Lage des Lebens wird es einem talentvollen jungen Manne möglich, sich eine Geschicklichkeit zu erwerben, welche ihn zu einem höheren Berufe befähigt. Der Knabe Nelson — denn ein solcher war er in der That — wurde ein gewandter Steuermann in diesen Gewässern und gewann ein Vertrauen auf seine Kenntnisse, welches mit dem Alter zunahm.

Im April 1773 gab Lord Sandwich auf Ansuchen der königlichen Gesellschaft den Befehl zur Ausrüstung zweier starken Bombardirschiffe, des Racehorse und des Carcase, welche so weit als möglich gegen Norden vordringen und den vielbesprochenen nordwestlichen Durchgang suchen sollten. Das erstere Schiff wurde von dem ehrenwerthen Kapitän Phipps (nachher Lord Mulgrave), das letztere von Kapitän Lutwidge, zwei ausgezeichneten, wissenschaftlich gebildeten Seemännern, befehligt. Der Ausrüstung der Expedition wurde sowohl hinsichtlich der Erreichung des Zweckes, als der Bequemlichkeit der Mannschaft, alle Aufmerksamkeit gewidmet. Da Nelson's Geist schon durch die Verantwortlichkeit des Commando's und die Erwerbung nautischer Kenntnisse, besonders als Pilot, angefeuert

war, so hörte er kaum von der beachsichtigten Entdeckungsreise, als er auch schon dringend bat, ihn dieselbe mitmachen zu lassen. Allein es lagen Befehle vor, wornach keine Knaben an Bord der beiden Schiffe genommen werden sollten, und so hatte er wenig Hoffnung, seinen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen. Bei jeder schicklichen Gelegenheit legte er jedoch die Sache Kapitän Suckling ans Herz, der, durch die Zudringlichkeit seines Neffen gewonnen, Kapitän Lutwidge, mit welchem er auf freundschaftlichem Fuße stand, bat, er möge denselben auf der Carcase aufnehmen. Der Befehl der Admiralität war längere Zeit ein bedeutendes Hinderniß, bis der Commandant der Carcase, überrascht durch die unbezwingliche Begierde des kühnen, eifrigen Jungen, in dessen Aufnahme willigte und ihn in den Schiffsbüchern als Führer der Schaluppe einzeichnen ließ.

Die Fahrzeuge gingen am 2. Juni 1773 unter Segel, erreichten am 28. desselben Monats Spitzbergen und hielten sich bei ihrem Laufe längs der Küste, welche, bei mildem Wetter, von Eis ziemlich frei war; am 5. Juli stießen sie jedoch auf ein Hinderniß, das ein weiteres Vorrücken unmöglich machte. Da sich das Eis von Nordwest nach Ost ausdehnte, ohne eine Oeffnung zu lassen, so waren die Schiffe mehr als 10 Grade weit von Ost nach West demselben entlang gefahren. Ohne besseren Erfolg richtete Kapitän Phipps sofort seinen Lauf nach Osten. Am 31. Juli waren sie von Eis eingeschlossen und sahen sich nach angestellten Beobachtungen unter 80 Graden 37 Minuten nördlicher Breite. Die durch die massiven Eisblöcke getrennten Schiffe lagen nur zwei Schiffslängen von einander, hatten aber nicht Raum genug, sich um den Anker zu schwenken.

Als sie am 3. August fanden, daß das Eis nicht wich, sondern im Gegentheile so sehr drückte, daß sich einige Blöcke so hoch wie die große Raa auf einander schoben, so gaben die Offiziere Befehl, einen Weg durchzuhauen; allein die hierbei von den Leuten gemachten Fortschritte waren so klein, die Gefahren, welchen sie sich, wollten sie hier überwintern, aussetzten, so groß, daß Kapitän Phipps die Absicht äußerte, die für einen derartigen Nothfall in Bereitschaft gehaltenen Boote in's Meer und die Fahrzeuge gänzlich im Stiche zu lassen. Nachdem sein Unternehmen bereits begonnen war, wurde eine Oeffnung bemerkt; und da das Eis am 9. lockerer wurde, so fuhren sie langsam durch die kleinen Oeffnungen und kamen an den Booten vorüber, welche wieder an Bord genommen wurden. Nachdem sie am folgenden Tage vieler Gefahr ausgesetzt gewesen, befreite sie ein heftiger Wind aus Nord-Nord-Ost, und sie kehrten in den Hafen von Smeerenburg an der Küste von Spitzbergen zurück, um den erlittenen Schaden auszubessern.

Der junge Nelson erwarb sich viel Lob durch seinen Eifer

und seine Unerschrockenheit während der Zeit der Gefahr. Er hatte den Befehl über eines der das Eis untersuchenden Boote und entledigte sich seines Auftrages so gut, daß er sich den Beifall Kapitän Phipps, wie seines eigenen Commandanten erwarb. Als sie einmal Nachts von dem Eise eingeschlossen waren, bemerkte man einen Bären, welcher um die Carcase her auf Beute ausging; Nelson, welcher die Wache auf dem Verdeck hatte, bewaffnete sich unbemerkt mit einer Muskete und verfolgte in Begleitung eines Schiffsgefährten das Thier. Es erhob sich ein starker Nebel, und als man Nelson's Abwesenheit entdeckte, wurden alsbald, obwohl ohne Erfolg, Nachforschungen angestellt und man gab ihn verloren. Mit Tagesanbruch entdeckte man ihn in bedeutender Entfernung, und seinen Gefährten zwischen ihm und dem Schiffe. Mittelst des Fernglases erkannte man Nelson mit seinem Gewehre nahe bei einem ungeheuren weißen Bären, der durch eine in dem Eise befindliche Kluft von ihm getrennt war. Es wurde eine Kanone abgefeuert, um ihn zurückzurufen; allein er zögerte Folge zu leisten; endlich kehrte er indessen zurück und erzählte, als er auf den Bären angeschlagen, habe ihm sein Gewehr versagt; da er aber das Thier gerne erlegt hätte, so sei er demselben in der Hoffnung gefolgt, mit dem Kolben seiner Waffe einen glücklichen Streich nach ihm zu führen. Das Abfeuern der Kanone auf dem Schiffe verjagte den Bären und rettete wahrschheinlich das Leben des Jünglings. Sein Kapitän gab ihm einen strengen Verweis, weil er das Schiff ohne Erlaubniß verlassen, und fragte, aus welchem Grunde er sich in so große Gefahr begeben habe. „Sir," erwiderte Nelson, „ich wünschte den Bären zu tödten, um meinem Vater das Fell bringen zu können."

Nachdem er seine Mannschaft rekrutirt und den durch die Eisbrüche erlittenen Schaden wieder ausgebessert hatte, segelte Kapitän Phipps von Smeerenburg ab, um sich wieder seiner Aufgabe zu widmen; als er aber überall die Mauer undurchdringlich fand (viele der Berge waren nicht weniger als dreihundert Fuß hoch), und die Jahreszeit schon sehr vorgerückt war, so segelte er am 22. August nach England, wo bald darauf die Schiffsmannschaft entlassen wurde.

Die Gefahren, welchen er ausgesetzt gewesen, und die Mühseligkeiten, welche er durchgemacht, hatten den unerschrockenen Muth Nelson's nicht eingeschüchtert. Er hatte seine Kenntnisse vermehrt, sein Verstand war mehr gereift, und er hatte jenes vollkommene Selbstvertrauen gewonnen, welches im späteren Leben gewöhnlich zu großen Resultaten führt. Sein Oheim und sein Vater waren stolz auf ihn; denn sowohl Kapitän Phipps, als Kapitän Lutwidge hatten ihm ausgezeichnete Zeugnisse hinsichtlich seines Betragens gegeben und auch gegen Kapitän Suckling

sich vortheilhaft über ihn ausgesprochen. Die Reise war nicht von langer Dauer gewesen; allein während seiner kurzen Laufbahn als Seemann hatte er doch die heiße und die kalte Zone besucht, die größte Hitze und Kälte ertragen; da er überdies den Unterschied der Klimate kennen lernte, war er auch in dem Gebrauche und der Handhabung astronomischer Werkzeuge unterwiesen worden und hatte sich außerdem in der Steuermannskunst vervollkommnet.

Er kommt auf die königliche Flotte.

Wenige Tage, nachdem Nelson in sein sechszehntes Jahr getreten war, wurde die Mannschaft der zu der Untersuchung ausgesandten Schiffe entlassen, und er brachte eine kurze Zeit in dem Pfarrhause zu Burnham-Thorpe zu, wo man ihn als einen Helden ansah. Er begab sich sofort zu seinem Oheime nach Chatham; als er aber hörte, daß der Seahorse, eine Fregatte von zwanzig Kanonen, unter dem Befehle des berühmten Kapitän Farmer, dessen Tapferkeit allgemein bekannt war, für Ostindien ausgerüstet werde, so bat er, man möge ihn dorthin versetzen; in Folge der Verwendung seines Oheimes, so wie der Empfehlung der Kapitäne Phipps und Lutwidge, erreichte er seinen Zweck. Im Anfange zählte er nicht als Seekadet, obwohl er auf dem Hinterverdeck erscheinen durfte und mit den „jungen Herren" an einem Tische aß. Kapitän Farmer's Name war so berühmt, daß Eltern, welche ihre Söhne für die See bestimmt hatten, froh waren, wenn sie dieselben bei einem so trefflichen Befehlshaber unterbringen konnten, und es waren folglich die vakanten Stellen besetzt; um ihm aber den Sold eines geschickten Seemannes geben zu können, wurde er als Vormarsmatrose eingeschrieben, und beim Einreffen und Verschlagen der Segel mußte er auf dem Vormars sein, wo er bei dem Geschäfte half und die Aufsicht über dessen wichtige Besorgung führte. Sobald eine Stelle in den Büchern frei wurde, wurde sie mit seinem Namen ausgefüllt.

Er kam im Oktober 1773 auf den Seahorse, wenig mehr als vierzehn Tage, nachdem er die Carcase verlassen; und er war jetzt im Begriffe, das indische Meer zu durchschiffen. Das Betragen Nelsons gefiel im Anfange seinen neuen Tischgenossen nicht; der unermüdliche Eifer in seinem Dienste stimmte nicht mit ihren aristokratischen Gefühlen überein; und als sie sahen, wie er seine Hände in einen Theerkessel tauchte, und der Mannschaft half, wenn sie an dem Schiffsgeräthe arbeitete, so betrachteten sie dies als etwas den Offizier Entwürdigendes; allein sein liebenswürdiger Humor siegte bald. Bei den Schwierigkeiten dieser Krisis wurde er sehr von einem verwandten Geiste unter-

stützt, welchen er in einem Seekadetten mit Namen Thomas Troubridge fand, welcher später Theil an verschiedenen seiner glänzendsten Abenteuer nahm, und, wie er selbst, auf einem Kauffahrer gedient hatte. Zwei solche Naturen konnten sich nicht nahe sein, ohne eine innige Freundschaft zu schließen; diejenige zwischen Nelson und Troubridge sollte für das Leben dauern. Glücklicher Weise war ihr Schiffer, Surridge, ein Mann, der ihr eifriges Verlangen nach Fortschritten in Kenntnissen ihres Standes mitfühlte, sie unter seine besondere Obhut und seinen Schutz nahm, und ihnen ausgezeichneten Unterricht über die Schifffahrtskunst gab, besonders nachdem sie Ostindien erreicht hatten; hier machte er mit seinen Zöglingen genaue Aufnahmen in dem bengalischen Meerbusen.

Im Anfange sagte das Klima Nelsons Gesundheit zu; er bekam einen kräftigen Körperbau und eine blühende Gesichtsfarbe; allein sein grenzenloser Eifer und sein unermüdlicher Fleiß nagten an einer doch immer noch schwachen Constitution. Er wurde von dem Fieber befallen, welches ihn zu einem Skelett machte; und für einige Zeit verlor er gänzlich den Gebrauch seiner Glieder. Der oberste Befehlshaber, Sir Edward Hughes, hätte ihn gerne auf der Station behalten; allein Rücksichten für sein Leben sprachen dafür, daß er nach Hause geschickt werde, obwohl man befürchtete, er werde England nicht mehr erreichen. Sein Freund Troubridge, welcher ihn bediente und mit der größten Sorgfalt pflegte, war sehr in Sorgen über seine Lage. Die Krankheit spottete der Wirkung der Medicin, und als man ihn an Bord des Delphin von zwanzig Kanonen, unter dem Befehle von Kapitän James Pigot, brachte, schien er beinahe zu erliegen; — sein früherer Commandant, Kapitän Farmer, gab ihm hinlängliche Zeugnisse über sein Benehmen und seinen Charakter. Der Abschied zwischen Nelson und Troubridge war wirklich rührend — der Erstere erwartete seinen baldigen Hintritt, der Andere blieb den Mühen des Seedienstes erhalten.

Während der Ueberfahrt nach England schwebte Nelsons Leben lange in der Wagschale; und wäre er in weniger menschlichen Händen gewesen, so wäre seine Hangmatte sein Grabtuch, das Meer sein Grab geworden; Kapitän Pigot erwies ihm dagegen die sorgfältigste Aufmerksamkeit und Güte; und diesem würdigen Offizier hat man neben der Gnade der Vorsehung die Errettung des nachmaligen Helden vom Tode zu verdanken. Bei seiner Ankunft zu Hause, etwa in der Mitte September 1776, fand man seinen Gesundheitszustand zwar besser, allein er war immer noch schwach und abgezehrt, und litt an jener bedeutenden Niedergeschlagenheit des Geistes, welche man in Wahrheit Herzenskrankheit nennen kann. Seine Tischgenossen hatte er glücklich auf dem Pfade thätiger Pflichterfüllung und voll schöner

Hoffnungen zurückgelassen, während er, abgezehrt und beinahe hülflos, eine dunkle Wolke über sich hängen sah, welche ihm eine traurige und unnütze Laufbahn verkündete. Als er einige Jahre später über dieses Thema sprach, sagte er: „Es drängte sich mir das Gefühl auf, ich werde mich nie in meinem Stande erheben. Mein Geist war bedenklich gemacht im Hinblicke auf die Schwierigkeiten, welche sich meinem Fortschreiten in den Weg stellten, und das geringe Interesse, welches ich an einem Emporsteigen in dem Dienste nahm. Es schien keine Mittel zu geben, durch welche ich den Zweck meines Ehrgeizes erreichen konnte. Nach langen, düsteren Träumereien, in welchen ich mich beinahe selbst über Bord wünschte, entzündete sich plötzlich eine patriotische Glut in meiner Brust, stellte mir meinen Fürsten und mein Vaterland als meinen Schutzpatron vor, und ich rief aus: Nun denn, so will ich leben, um ein Held zu werden, und im Vertrauen auf die Vorsehung will ich furchtlos jeder Gefahr entgegen treten."

Es war diese Stimmung eine Mischung von Enthusiasmus und natürlicher Frömmigkeit, welche zu allen späteren Zeiten Nelson beseelte und ihn in jeder Prüfung aufrecht erhielt. Vor seiner Rückkehr aus Indien war Kapitän Suckling Generalzahlmeister der Marine geworden, ein Posten, welcher bedeutenden Einfluß gewährte. Als die Mannschaft der Delphin am 24. September entlassen wurde, so wurde Nelson an Bord des Worcester von 64 Kanonen, unter dem Befehle von Kapitän Mark Robinson, gesandt, dessen Name unter den Tapfersten in der Seegeschichte Englands genannt wird. Er diente kurze Zeit als Unterschiffer; während sie aber zu Spithead mit dem Befehle zum Auslaufen lagen, um eine Kauffahrteiflotte nach Gibraltar zu geleiten, so beging einer der Lieutenants in einem Anfalle von Geisteskrankheit einen Selbstmord, und Nelson wurde auf Verlangen seines Kapitäns durch den Hafenadmiral zu Portsmouth, Sir James Douglas, an seine Stelle zum dienstthuenden Lieutenant ernannt. Er hatte damals sein neunzehntes Jahr noch nicht angetreten, auch seine Prüfung noch nicht erstanden; allein die ihm zu Theil werdenden Empfehlungen waren so ausgezeichnet, daß man das vollkommenste Vertrauen in ihn setzte; und oft hörte man seinen Kapitän sagen: „Er sei bei den Nachtwachen ebenso beruhigt gewesen, wenn Nelson den Dienst auf dem Verdeck hatte, als wenn der älteste Offizier dort war." Sein ganzes Leben hindurch blieb ihm eine dankbare Achtung für Kapitän Robinson.

Steigen in dem Dienste während des amerikanischen Krieges.

Der Worcester wurde bis zum April 1777 als Geleitsschiff für Kauffahrer verwendet, wo sodann am 10. dieses Monates Nelson

seine Prüfung mit glänzendem Erfolge erstand. Am folgenden Tage erhielt er seine Bestallung als zweiter Lieutenant des Lowestoffe, einer Fregatte von 32 Kanonen, unter Kapitän William Locker, mit welchem er nach Jamaika segelte. Um diese Zeit wurde Britannien in den unseligen Krieg mit seinen Kolonien verwickelt. Der Lowestoffe brachte auf einer seiner Kreuzfahrten nach französischen und amerikanischen Freibeutern ein amerikanisches Kaperschiff auf. Es wehte damals ein heftiger Sturm, und die See ging hohl, man hielt es jedoch für nöthig, zu entern; das Boot wurde ausgesetzt, und der erste Lieutenant erhielt diesen Auftrag. Dieser mochte ihm nun zusagen oder nicht, jedenfalls suchte er ziemlich lange nach seinem Seitengewehre. In der Zwischenzeit kam Kapitän Locker auf das Verdeck und rief, als er sah, daß das Boot an der Seite wahrscheinlich versenkt werden könnte: „Wie, habe ich keinen Offizier auf dem Schiffe, um die Prise zu entern?“ Der Schiffer* bot sich augenblicklich freiwillig an; allein Nelson, welchen bis jetzt ein Gefühl der Nachsicht für den ersten Lieutenant abgehalten hatte, sich anzubieten, sprang auf die Laufplanke und hielt den Schiffer mit den Worten zurück: „Halt da! nun ist die Reihe an mir; und wenn ich zurückkehre, dann kommen Sie.“ Er sprang in das Boot, und es gelang ihm, auf das Verdeck des Amerikaners zu kommen. Er fand, daß dieser in Folge der schweren Last von Kanevas, welche er führte, viel Wasser durch Lecke bekommen hatte, so daß das Boot von der See an Bord und wieder hinausgeschwemmt wurde.

Aehnliche Handlungen machten ihn Kapitän Locker theuer; und der um diese Zeit erfolgte Tod seines Oheimes ließ ihm die Freundschaft seines Commandanten um so werthvoller erscheinen. Im höchsten Grade begierig nach thätiger Verwendung, erhielt er den Befehl über einen kleinen Schoner, ein Begleitungsschiff der Fregatte, und auf diesem kreuzte er zwischen den Inseln, und erwarb sich genaue Kenntniß der westindischen Lootsenkunst, besonders an den Felsenriffen im Norden von Hispaniola — einer Gruppe kleiner Felsen und Inseln, welche die Schifffahrt äußerst schwierig machen. In Folge von Kapitän Lockers warmen Lobreden und Empfehlungen, versetzte ihn Sir Peter Parker auf den Bristol, sein Flaggenschiff; allein dieser Wechsel war nur für kurze Zeit, denn am 8. Dezember 1778 wurde Nelson, welcher damals etwa zwanzig Jahre und zwei Monate alt war, zum Commandanten der Schaluppe Badger ernannt, und Collingwood nahm seine Stelle als erster Lieutenant auf dem Bristol ein. Er erhielt den Befehl, die Mosquitoküste und die Bai von Honduras gegen die Kapereien der ameri-

* Auf Kriegsschiffen Master genannt, ein dem Range nach unmittelbar unter dem Lieutenant stehender Offizier. Der Uebers.

kanischen Freibeuter zu schützen, und vollzog diesen Auftrag mit so vielem Erfolge, daß er sich die dankbare Achtung der Kolonisten erwarb, welche ihm einstimmig ihren Dank darbrachten. Nach seiner Rückkehr nach Montego Bai (Jamaika) lief die Fregatte Glasgow ein, und nach etwa zwei Stunden sah man sie in Flammen stehen, weil sich ein Rumfaß entzündet hatte. Ohne einen Augenblick zu zögern, begab sich Nelson an Bord, und seine Geistesgegenwart und Schnelligkeit retteten ihm das Leben, welches er sonst sicher verloren hätte. Bis zum 11. Juni 1779 blieb er auf dem Badger, wo er sodann, obwohl noch nicht einundzwanzig Jahre alt, auf den Hinchinbrooke von 28 Kanonen, einen aufgebrachten französischen Kauffahrer, versetzt wurde, während Colingwood ihm auf dem Badger nachfolgte.

Zunächst wurde nun Nelson zu einer Seeexpedition gegen das spanische Gebiet in Honduras verwendet; allein es war dies eine unglückliche Unternehmung. Die unter dem Befehle eines Majors von der Armee stehenden Truppen wurden am 24. März 1780 an dieser niederen Gegend des südamerikanischen Festlandes ausgeschifft. Zu spät fand man, daß Niemand das Land kenne, und die sich darbietenden Schwierigkeiten trugen einen so furchtbaren Charakter, daß den Meisten der Muth sank. Nelson, welcher den nautischen Theil des Unternehmens leitete, war nicht der Mann, der sich durch derartige Schwierigkeiten schrecken ließ. Er sammelte einen Theil der Matrosen, und fuhr mit seinen eigenen Booten und den Canoe's der Indianer den damals ungewöhnlich niedrigen Fluß San Juan hinauf. Mit jedem Tage nahmen die Gefahren und Mühseligkeiten in Folge der heftigen Hitze einer versengenden Sonne zu, und da beide Ufer des Flusses mit hohen Bäumen bewachsen waren, so war jeder Luftzug abgeschnitten, während bei Nacht der ungesunde, heftige Tau die Kleider der Leute durchdrang. Nun brach Krankheit aus; gleichwohl blieben sie bis zum 9. April, wo sodann eine auf der Insel St. Bartolomeo befindliche Batterie ihr Feuer auf sie eröffnete; Nelson sprang in Begleitung des Kapitän Despard von der Armee an der Spitze weniger Matrosen an das schlammige Ufer, stürmte das Fort und nahm es. Zwei Tage später erschienen sie vor dem Fort St. Juan. Nelson rieth, man solle dasselbe auf einmal mit Sturm nehmen, und bot sich freiwillig an, wie er sich ausdrückte, „die Enterer anzuführen;" der Anführer der Truppen hielt jedoch eine lange Belagerung mit allen ihren Nebenumständen und Förmlichkeiten für nöthig, und so wurde viel Zeit verschwendet. Die Strapazen und das ungesunde Klima lichteten schnell die Reihen; die Regenzeit fing an, und die Krankheit hatte eine beunruhigende Ausdehnung erhalten, als die Besatzung am 24. übergab. Hätte man Nelsons Rath befolgt, so wäre der größere Theil des Unglückes vermieden worden. Sie fanden

Castell und Stadt von Allem entblößt, was die Kranken bedurften, so wie nichts zur Bequemlichkeit oder zum Unterhalte für Diejenigen, welche den Dienst noch versahen. Die Beerdigung der Todten konnte von den Ueberlebenden nicht mehr besorgt werden, und so wurden die faulen Leichname in den Strom geworfen, oder den Vögeln zum Raube überlassen. Unter diesen Umständen wurde die Eroberung aufgegeben, und von 1800 Mann kehrten nicht mehr als 380 zurück, während von der ganzen aus 200 Menschen bestehenden Bemannung des Hinchinbrooke nur 10 gerettet wurden. Die ganze Bemannung starb, und da mehre Schiffe wegen Mangel an Leuten nicht mehr geleitet werden konnten, so versenkte man sie, während sie vor Anker lagen.

Man kann sich leicht denken, welche Gefühle sich unter dem Drucke solcher unglücklichen Umstände Nelsons bemächtigten. Durch das Trinken aus einem Bache, in welchen Zweige des Manschinellenbaumes geworfen worden waren, hatte er seiner Gesundheit geschadet, und obwohl sein unerschrockener Geist sich aufrecht erhielt, so rieb doch die Krankheit seinen Körper beinahe auf und fortwährend hatte er während seines ganzen übrigen Lebens mit deren Folgen zu kämpfen.

Während der Belagerung starb Kapitän Glover auf Jamaika, und Nelson wurde zu dem erledigten Befehlshaberposten auf dem Jason von 44 Kanonen ernannt, während Collingwood zu gleicher Zeit an Bord des Hinchinbrooke versetzt wurde. Nelson übernahm sein neues Commando; allein obwohl ihn der Admiral in seiner eigenen Wohnung gepflegt hatte und ihm die beste ärztliche Hülfe zu Theil geworden war, so war doch seine Constitution so ernstlich angegriffen, daß man seine Rückkehr nach England für nöthig hielt. Er ging demzufolge auf dem Lion von 64 Kanonen unter dem Befehle des ehrenwerthen William Cornwallis unter Segel; nur der unermüdlichen Sorgfalt dieses biederen aber rauhen Seemannes glaubte Nelson selbst die Verlängerung seines Lebens verdanken zu müssen.

Nach seiner Ankunft in England führte man den abgezehrten und hülflosen jungen Kapitän ans Land und brachte ihn nach Bath, wo die Luftveränderung und das Wasser ein günstiges Ergebniß zur Folge hatten, und nach Verfluß von drei Monaten sah er sich so weit hergestellt, daß ihm eine längere Unthätigkeit unerträglich wurde. Er eilte nach der Hauptstadt, bat um Verwendung, wurde im August 1781 zu dem Befehle des Albemarle von 28 Kanonen befehligt und mußte während des folgenden Winters auf dieser kältesten und unangenehmsten Station — der Nordsee — bleiben.

Der Krieg, welcher zu dieser Zeit mit Frankreich und den Vereinigten Staaten geführt wurde, machte es nöthig, daß brittische Kauffahrteischiffe auf ihrer Fahrt über den atlantischen

Ocean von Kriegsschiffen begleitet wurden. Im April 1782 segelte Nelson mit dem Albemarle als Theil einer Geleitflotte nach Neufundland und Quebeck und kreuzte später in der Bai von Boston. Während er sich hier aufhielt, nahm er einen mit dem Fischfange beschäftigten Schooner gefangen, und obwohl der Kapitän dieses kleinen Handelsschiffes sehr um seine Freiheit bat, da seine ganze Habe sich auf dem Fahrzeuge befinde und er zu Hause Frau und Familie habe, so war doch Nelson unerbittlich, behielt ihn auf dem Schiffe und benützte ihn als Lootsen. Die Hinwegnahme hülfloser Fischerfahrzeuge während eines Krieges wurde allgemein als ein tyrannisches Verfahren verworfen, und es findet dies so selten statt, daß die Hinwegnahme in dem vorliegenden Falle bei Nelson nur durch die Verlegenheit, in welcher er sich befand, Entschuldigung findet. Die Folge zeigte jedenfalls, daß er nicht aus niedrigen Gefühlen handelte. Vier französische Linienschiffe und eine große Fregatte liefen von Boston aus, um den Albemarle zu nehmen, und da sie bessere Segler waren, so war alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß derselbe werde genommen werden; allein Nelson, geleitet durch den Kapitän des genommenen Schooners, steuerte kühn unter die vielen Untiefen der St. Georgsbank, wohin seine größeren Verfolger ihn zu begleiten nicht für räthlich hielten. Die Fregatte setzte die Jagd fort; als sie aber sah, daß Nelson sein großes Marssegel aufgezogen hatte, um sie zu erwarten, stand sie von der Verfolgung ab und gesellte sich zu dem Geschwader. Für diesen Dienst wurde der Schooner seinem Eigenthümer von Nelson mit einem Zeugnisse zurückgegeben, welches den Kapitän vor jeder Belästigung durch andere Schiffe schützte. Der dankbare Mann kam später bei Nacht mit Gefahr seines Lebens auf das Schiff und brachte ein Geschenk von Schafen, Geflügel und Gemüsen, eine ganz zeitgemäße Lieferung, da der Skorbut sehr schlimm unter den Matrosen hauste. Das damals ausgestellte Zeugniß wird noch in Boston aufbewahrt.

Im Oktober 1782 wurde der Albemarle befehligt, eine Kauffahrteiflotte von Quebeck nach New-York zu geleiten, wo Nelson Lord Hood fand, welchen er nach Westindien begleitete. Hier wurde er bei dem Prinzen Wilhelm Heinrich (später König von England) eingeführt, welcher Seekadet auf dem Flaggenschiffe, dem Barfleur von 98 Kanonen, war. Ihre erste Zusammenkunft war sehr merkwürdig. Natürlich hatte Seine Königliche Hoheit viel von Nelson gehört, und da sich der Prinz sein Aeußeres und seinen Muth in Uebereinstimmung mit seinem erlangten Rufe ausmalte, so erwartete er etwas edel Aussehendes, Riesenartiges. Sein Erstaunen war groß, als er in ihm „einen solchen Knaben von einem Kapitän fand, wie er noch keinen gesehen, gekleidet in einen ganz mit Gold besetzten Uniformsrock,

eine altmodische weiße, vornen mit Schlitzen versehene Weste, deren Klappen über die Hüften herabreichten, mit weißen Kniebändern, Schnallen an den Schuhen und schlichten, ungepuderten Haaren, welche hinten in einen steifen hessischen Zopf von beträchtlicher Länge zusammengebunden waren." Seine Königliche Hoheit konnte nicht begreifen, wer er sei, oder was er wolle; allein Lord Hood löste das Geheimniß durch eine Vorstellung, wobei er dem Prinzen sagte, „wenn er irgend eine Belehrung über Seekunst wünsche, so kenne er keinen Offizier der Flotte, welcher im Stande sei, ihm dieselbe vollständiger zu geben." Von dieser Zeit an wurde der Prinz der innigste Freund Nelsons und erklärte, „sein Benehmen und seine Unterhaltung seien äußerst gefällig; und wenn er über Fachangelegenheiten gesprochen, so sei dies mit einer Begeisterung geschehen, welche deutlich zeigte, wie sehr seine ganze Seele dabei betheiligt gewesen sei."

Von seiner frühesten Jugend an besaß Nelson die glückliche Kunst, sich Freunde zu erwerben, und die noch glücklichere, sich ihre einmal gewonnene Freundschaft zu erhalten. Sein Charakter war fest, aber mild und gewinnend, und trotz der in Folge von körperlichen Schwächen aus Reizbarkeit bisweilen sich zeigenden Aufbrausungen, waren derartige Fälle doch selten, und Niemand war schneller bereit, eine Entschuldigung vorzubringen oder Genugthuung zu geben, wenn er einsah, daß seine Worte oder Handlungen barsch oder ungerecht gewesen waren. Die Matrosen liebten ihn mit einer ihrem Charakter eigenthümlichen Inbrunst; denn obwohl streng in Beziehung auf Disciplin, war er auch stets zu Aufmunterungen bereit und wich nie von seiner eigenen, wenn auch strengen Pflicht ab. Er führte sie bei ihren Unternehmungen, trug mehr als den ihn treffenden Theil ihrer Beschwerden und verlangte unter mißlichen Umständen keine bessere Kost als sie selbst. Gegen die unter ihm stehenden Offiziere war er billig und freundlich, und wenn ein junger Bursche, der noch nie seine Hände in Salzwasser gewaschen, zu ihm kam, so machte er es sich zur unabänderlichen Regel, ihn auf jede mögliche Weise zu ermuntern, wahrscheinlich in der Erinnerung an das, was er selbst gelitten, als er zuerst den Fuß an Bord eines Kriegsschiffes gesetzt hatte. Wir wollen ein Beispiel anführen, wie gerne er Jedem Gerechtigkeit widerfahren ließ. Lord Hood scheint großes Vertrauen in sein Urtheil und seine Geschicklichkeit gesetzt zu haben. Als Seine Lordschaft bemerkte, daß die Franzosen durch einige der schwierigen Durchgänge der Bahama's zu entkommen suchten, so sagte er zu Nelson: „Ich denke, Sir, nach der langen Zeit, welche Sie schon zwischen den Bahamaklippen kreuzen, sollten Sie die Lootsenkunst genau verstehen?" Nelson erwiderte: „Allerdings, Mylord, habe ich mich mit den verschiedenen Ka-

nälen genau bekannt gemacht, allein mein zweiter Lieutenant ist mir in dieser Hinsicht weit überlegen."

Man erhielt die Nachricht, daß die Franzosen in Puerto Cabello, an der Küste von Venezuela, eingelaufen seien und Nelson nahm seine Stellung zwischen diesem Hafen und La Guayra, wo er unter französischer Flagge kreuzte. Eines der königlichen, den Spaniern gehörigen großen Boote kam, getäuscht durch das Aeußere des Albemarle, auf Hörweite demselben nahe und die Offiziere wurden in französischer Sprache eingeladen, „an Bord zu kommen." Sie thaten dies ohne Zögern und gaben offen Auskunft über Zahl und Stärke des Feindes. Die Offiziere und die Mannschaft des Langbootes, welche meinten, die Fregatte sei in neuester Zeit von Frankreich ausgelaufen, waren begierig auf Nachrichten über die Vorfälle in diesem Lande, und man kann sich ihre Verwunderung denken, als sie sich gefangen sahen. Nelson behandelte sie indessen mit der größten Höflichkeit; die Mannschaft wurde von den wackeren Matrosen mit Nahrung versehen, und die Offiziere (unter welchen sich ein Prinz des deutschen Reiches und Bruder des Erben des Kurfürstenthums Baiern, sowie einige vornehme Franzosen befanden, welche aus Eifer für die Wissenschaft aus den verschiedenen Gebieten der Naturgeschichte Exemplare sammelten) wurden an Nelsons eigenem Tische mit dem Besten bewirthet, was sein Schiff zu geben hatte. Nichtsdestoweniger gefielen sie sich nicht sehr, da sie sich als Gefangene betrachteten und bedachten, wie sehr sie in ihren wissenschaftlichen Forschungen aufgehalten seien. Eine kurze Zeit ergötzte sich Nelson an ihrer Verlegenheit und ihrem Aerger; allein er dachte zu edel, als daß er über Jammer triumphirt hätte, wenn es in seiner Macht lag, denselben zu lindern, und somit sagte er ihnen mit all dem seinem Wesen eigenthümlichen Edelmuthe, „sie seien vollkommen frei und können mit ihrem Boote nebst dessen ganzem Inhalte sobald abreisen als sie wollten," und gewiß darf man glauben, daß diese Handlung Niemand mehr Freude machte, als Nelson selbst.

Im Anfange des Jahres 1783 hörte der Krieg zwischen England, Frankreich und Spanien auf, und ebenso wurde der unglückliche und schlechtverstandene Streit mit den amerikanischen Kolonisten beendet. Nelson kehrte nach Hause zurück und sein Schiff wurde zu Portsmouth am 31. Juli abgelohnt. Vor dieser Zeit hatte er ein Verhältniß mit einer jungen Dame, der Tochter eines Predigers der englischen Kirche, angeknüpft und wünschte, sie zu heirathen; allein seine beschränkten Vermögensumstände erlaubten ihre Verbindung nicht und zwangen ihn sogar, einige Zeit in Frankreich zuzubringen, um mit seinem halben Solde haushälterischer leben zu können. Im darauffolgenden Jahre kehrte er frühe zurück und erhielt eine Anstellung auf

dem Boreas von 28 Kanonen, der bereit war, mit der Gemahlin des Oberbefehlshabers, Sir Richard Hughes, und dessen Familie nach den Leewardinseln zu segeln. Da man sich auf dem Friedensfuße befand, so wurde der vollzählige Stand der Offiziere der Fregatte bedeutend vermehrt. Es befanden sich auf derselben nicht weniger als dreißig junge Männer als Freiwillige und Seekadetten, und Nelson unterwarf sich edelmüthig der Aufgabe, ihre Erziehung für den Seedienst zu leiten; ja er versäumte es keinen Tag, das Lehrzimmer zû besuchen und persönlich den Jüngsten in ihren Studien nachzuhelfen. Seine wohlmeinende Thätigkeit blieb sogar hiebei nicht stehen; denn da er selbst ein ausgezeichneter praktischer Seemann war, so benutzte er jede Gelegenheit, „seinen Jungen" die beste Belehrung zu ertheilen. Sah er, daß einer derselben Furcht zeigte, wenn er in das Takelwerk hinaufging, so bestieg er dieses selbst, um ihnen zu zeigen, wie leicht es geschehen könne, und dadurch erweckte er einen Antrieb, der stets die besten Wirkungen hatte.

Im Verlaufe seines Dienstes zeigte Nelson damals, daß er nicht nur ein kühner und tüchtiger Seemann, sondern auch ein Mann von scharfsichtigem, entschlossenem Geiste war. Ehe die amerikanischen Kolonien ihre Unabhängigkeit von England erklärten, waren sie beinahe ausschließlich in dem Besitze des Handels mit den westindischen Inseln; sie benützten den Umstand daß ihre Fahrzeuge noch brittische Beilbriefe führten, und betrieben ihren Handel fortwährend als Unterthanen Großbritanniens zum Nachtheil der Königlichgesinnten, welche sich in Neuschottland angesiedelt hatten. Die Navigationsakte Englands verbot ausdrücklich allen Fremden, Handel mit Westindien zu treiben, und Nelson, welcher die Amerikaner seit ihrer Trennung von dem Mutterlande als Fremde betrachtete, war entschlossen, die Verfügungen der Akte in ihrer vollsten Ausdehnung zu handhaben. Er gab den Amerikanern Nachricht von seinem Vorhaben und schickte Viele fort, damit ihn nicht der Vorwurf treffe, er habe einen ungebührlichen Vortheil über sie benützt. Er setzte den Admiral Sir Richard Hughes von seinem Entschlusse in Kenntniß und dieser gab demselben im Anfange seine Bestätigung, nahm aber die letztere in der Folge wieder zurück und sandte Nelson einen schriftlichen Befehl, er solle mit seinem weiteren Verfahren inne halten. Generalmajor Sir Thomas Shirley, Gouverneur der Leeward-Inseln, widersetzte sich gleichfalls dem Kapitän des Boreas, und bei einer Zusammenkunft der beiden Offiziere rief Sir Thomas ärgerlich aus, alte Generale seien nicht gewohnt, von jungen Herren einen Rath anzunehmen. Hierauf erwiderte Nelson: „Sir, der Premierminister von England ist nicht älter als ich, und ich halte mich für ebenso fähig, ein Schiff Seiner Majestät zu lenken, wie Herr Pitt das Staatsruder führt."

Es blieb ihm die Alternative, entweder dem Befehle des Admirals nicht zu gehorchen, oder Parlamentsakten nichtig zu machen; er verließ sich auf seine Rechtlichkeit und schrieb dem General, daß er seinen Anweisungen den Gehorsam verweigere. Sir Richard war im höchsten Grade ärgerlich und wollte Nelson abgesetzt wissen; der Flaggenkapitän rieth ihm jedoch hievon ab und sagte ihm, daß das ganze Geschwader den Befehl als ungesetzlich betrachte. Später überzeugte sich der Admiral von seinem Irrthume und dankte Nelson, daß er ihn darauf aufmerksam gemacht.

Nelson wollte mit Schnelligkeit handeln, und wurde hiebei von seinem alten Freunde Collingwood, welcher die Fregatte Mediator, und von seinem Bruder, welcher die Schaluppe Rattler commandirte, unterstützt. Zu Nevis wurden vier Amerikaner mit Schiff und Ladung aufgegriffen und von dem Admiralitätsgericht verurtheilt. Die Eigenthümer führten einen Prozeß gegen Nelson und gaben ihren Schaden zu 40,000 Pfd. Sterling an. Es wurden häufige Versuche gemacht, ihn zu verhaften; allein durch die Gewandtheit seines ersten Lieutenants, Herr Wallis, entging er dem Prozesse. Eines Tages machte ein Offizier Bemerkungen über die Ermüdung und den Zwang, unter welchem er arbeite, und gebrauchte dabei zufällig das Wort „Mitleid". Nelson erwiderte scharf, „Mitleid sagen Sie? Ich lebe, Sir, um beneidet zu werden, und darnach werde ich stets meine Handlungsweise einrichten." Da man dem Könige Vorstellungen machte, so wurde der Befehl gegeben, man solle ihn auf Kosten der Krone vertheidigen, und auf seine Angabe wurde die Registerakte entworfen.

Diese Billigung seines Souveräns und der Regierung konnte ihm nur willkommen sein; als aber der Dank der Schatzkammer Sir Richard Hughes für Das dargebracht wurde, was Nelson trotz des Gegenbefehls des Admirals gethan hatte, so war er beleidigt und unwillig; in der Ueberzeugung jedoch, daß er seine Pflicht erfüllt habe, würdigte er die Sache keiner weiteren Beachtung.

Während Nelson in Westindien stationirt war, heirathete er (am 11. März 1787) Mrs. Nisbet, Wittwe eines Arztes zu Nevis, und Nichte Herrn Herberts, des Präsidenten dieser Insel. Herr Herbert scheint sich mit seiner Tochter überworfen zu haben, und sprach den Entschluß aus, seine ganze Habe seiner Nichte zu vermachen; allein Nelsons Edelmuth wollte von einem solchen Entschlusse keinen Nutzen ziehen; augenblicklich verwandte er sich für die Tochter, und endlich gelang es ihm, eine Versöhnung zwischen Herrn Herbert und seinem Kinde zu Stande zu bringen.

Nelson's beharrliche Rechtlichkeit brachte ihn zu jener Zeit

in Mißkredit bei gewissen Admiralitätsbeamten. Als er sah und Beweise hatte, daß ungeheure Betrügereien in der Verwaltung von Westindien verübt würden, sandte er den Bericht an die geeignete Stelle und erhielt für seine Bemühungen den Befehl, mit seinem Schiffe nach England zurückkehren. Dies war eine große und unverdiente Schmach, denn kein Offizier hatte sich gewandter benommen. Bei seiner Zurückkunft befielen ihn Fieber und Halsweh, allein nie verließ er sein Schiff; und als der Befehl kam, dasselbe außer Dienst zu setzen, erklärte er feierlich die Absicht, sein Amt niederzulegen, und machte zu diesem Zwecke augenblicklich dem ersten Lord der Admiralität seine Aufwartung. Lord Howe sprach einige Zeit mit ihm, und nachdem er sich vollkommen von seiner strengen Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit überzeugt hatte, stellte ihn seine Lordschaft dem Könige vor, der ihn sehr gnädig empfing. Erfreut über die ihm gewordene Aufnahme blieb er nicht nur in dem Dienste, sondern überlieferte nach vielen Anstrengungen die Kassendiebe der Gerechtigkeit und verursachte dadurch der Regierung eine ungeheuere Ersparniß.

Da er ohne Commando war, besuchte er mit seiner Gemahlin und seinem Schwiegersohne seinen Vater zu Burnham-Thorpe wo er sich mit der Jagd und dem Landbau beschäftigte, während Mrs. Nelson ihn gewöhnlich begleitete. Allein er sollte nicht in vollkommener Ruhe bleiben. Die Amerikaner erneuerten ihre ärgerlichen Klagen und gaben den Schaden auf 20,000 Pfund Sterling an; er würde England verlassen haben, um nach Frankreich zu gehen, hätte er nicht von der Regierung die Versicherung erhalten, daß aller nöthige Schutz und Hülfe ihm zu Theil werden solle.

Laufbahn während des Krieges mit Frankreich.

Wir müssen nunmehr Nelson in das Getümmel des großen Krieges folgen, in welchem er sich so sehr auszeichnete. Bisher hatte sein abenteuerlicher Charakter nur wenig Spielraum gehabt; nun sollte ihm ein weites Feld der Thätigkeit eröffnet werden. Nachdem Frankreich am 1. Februar 1793 Großbritannien den Krieg erklärt hatte, begann ein Streit, welcher bald Spanien und Holland mit Frankreich vereinigte und den Engländern nebst einigen armseligen Verbündeten einen der fürchterlichsten Kämpfe zuzog, welche die Geschichte kennt. Die Britten, welche dieses Ereigniß voraussahen, verstärkten ihre Flotte, und unter andern Seefahrern bat auch Nelson um eine Bestallung. Nach wiederholten Bemühungen erreichte er seinen Zweck und erhielt den Befehl des Agamemnon von 64 Kanonen mit einer gänzlich neuen Schiffsmannschaft; diese hatte er in kurzer Zeit zu einer

solchen Gewandtheit gebracht, daß die Leute sich mit jedem Matrosen in dem königlichen Dienste messen konnten.

Der Agamemnon verließ England mit dem Geschwader des Admiral Hotham, welches in dem mittelländischen Meere zu Lord Hood stoßen sollte. Zweck diese Expedition war die Unterstützung der französischen Royalisten, welche sich der Revolution widersetzten; und durch diese unglückliche Partei wurde Toulon den englischen und spanischen Flotten für den Nominalregenten von Frankreich, Ludwig XVII., übergeben.

Ehe Lord Hood in den Hafen einlief, wurde der Agamemnon mit Depeschen an Sir William Hamilton, den Gesandten zu Neapel, geschickt; und Nelson hatte den Befehl, nach Vollziehung seines Auftrages sich mit Comodore Linzee zu Tunis zu vereinigen. Während er an der Küste von Sardinien hinsegelte, entdeckte er fünf Fahrzeuge, welche man für feindliche hielt, und machte alsbald Jagd auf sie. Wie sich später zeigte, waren es drei Fregatten von 44 Kanonen, eine Korvette von 24 und eine Brigg von 12 Kanonen — somit eine Totalmacht von 168 Kanonen und etwa 1400 Mann, während der Agamemnon 70 Kanonen führte und bei einem Treffen nur 345 Mann auf ihren Posten mustern konnte. Trotz dieser ungeheuern Ungleichheit griff Nelson eine der Fregatten (die Melpomene) an und hätte sie sicher genommen, wären ihr die andern nicht zu Hülfe gekommen. Sie war so schlimm zugerichtet, daß die Franzosen den Agamemnon nicht verfolgten, sondern bei ihrem Bruderschiff blieben, um demselben Beistand zu leisten. Nelson hätte toll sein müssen, wenn er den Angriff eines ihm an Stärke so sehr überlegenen Geschwaders hätte abwarten wollen; er verfolgte daher seinen Lauf nach Tunis und wurde bald darauf mit einem kleinen Geschwader entsendet, um mit den unter General Paoli auf Corsika stehenden Truppen gegen die Oberherrschaft Frankreichs zu fechten. Als er mit seinem Geschwader an St. Fiorenzo vorüber segelte, landete er mit 120 Mann und zerstörte ein mit Mehl für die französische Besatzung gefülltes Magazin, welches nahe bei der einzigen Mühle stand. Diese Mühle verbrannte er und schiffte sich, nachdem er das Mehl in die See geworfen, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben, wieder ein, obwohl ihm 1000 Mann gegenüber standen. Seine stets rüstige Thätigkeit schnitt dem Feinde alle Zufuhren ab; und Tag und Nacht war er geschäftig, Fahrzeuge aus den Buchten und Häfen an der Küste wegzukapern oder die französischen Forts und Außenposten anzugreifen.

Diese Angriffe gaben nicht nur seiner Mannschaft hinlänglich zu thun, sondern sie dienten auch in hohem Grade dazu, den Feind zu beunruhigen und ihm Schaden zuzufügen. Unter General Dundas wurden Truppen ans Land gesetzt, und nach

der Räumung von Toulon begab sich auch Lord Hood dahin. Die Franzosen verließen St. Fiorenzo und zogen sich über die Landenge an der nördlichen Spitze der Insel nach der starken Feste Bastia zurück, welche die Britten mit Sturm zu nehmen beschlossen; allein General Dundas hielt dies nicht für ausführbar. Nelsons Temperament konnte sich nicht mit dieser Ansicht vereinigen, und er erklärte, mit 500 Mann würde er den Sturm unternommen haben, in der vollkommenen Ueberzeugung, daß die Eroberung gelungen wäre. Lord Hood beschloß, den Platz zu belagern; aber weder Dundas, noch General d'Aubant, welcher später die Armee commandirte, wollten Hülfe leisten, und so wurde troß der Weigerung der Generale die Belagerung mit 1183 Kriegern, Artilleristen und Seesoldaten, und 250 Matrosen begonnen — während damals fünf gute Regimenter unthätig zu St. Fiorenzo lagen.

Nelson war nun sehr aufgeheitert; er diente am Ufer in dem Range eines Brigadegenerals und leitete nicht nur persönlich die Errichtung von Batterieen und ließ Kanonen auf den Bergen auffahren, sondern leistete auch häufig bei dem beschwerlicheren Dienste hülfreiche Hand. Die Belagerung wurde thätig von dieser Handvoll Leute betrieben. Am 19. Mai bot der Feind eine Capitulation an. Die fünf unthätigen Regimenter marschirten von St. Fiorenzo hinüber und am andern Morgen hielten diejenigen, welche ihr Oberbefehlshaber an den Gefahren und Mühen nicht hatte Theil nehmen lassen, in Bastia ihren Einzug, um den Lohn zu ernten; jedoch erst, nachdem 4000 Mann, welche den Platz vertheidigten, etwa 200 Seesoldaten und Matrosen die Waffen gestreckt hatten. Die Befehlshaber der unthätigen Truppen ernteten Beifall; Nelson, dem das größte Verdienst zukam, wurde nicht einmal genannt, außer von seinem Admiral, Lord Hood, welcher in den schmeichelhaftesten Ausdrücken von ihm sprach.

Calvi hielt noch immer aus; und nach einer kurzen Kreuzfahrt, während welcher eine zu Befreiung der Insel herbeikommende französische Flotte genöthigt ward, sich unter dem Schutze ihrer am Ufer aufgefahrenen Batterien zurückzuziehen, wurde die Belagerung von Calvi begonnen; Sir Charles Stuart befehligte die Landtruppen, und Nelson arbeitete mit aller Macht an den vorgeschobenen Batterien. In einem Briefe an Lord Hood sagt er: „Wir wollen uns bis auf's Aeußerste abmühen, ehe uns ein Schimpf zur Last fallen soll. Ich hoffe, man wird nicht vergessen, daß 25 Stücke grobes Geschütz nach den verschiedenen Batterien geschleppt, und mit Ausnahme von dreien alle durch Seesoldaten bedient wurden, während nur ein Artillerist mit der Richtung der Kanonen beschäftigt war."
Nelson litt damals sehr an den dem Klima eigenthümlichen

Krankheiten, wie auch in Folge seiner bedeutenden Anstrengungen und Besorgnisse; hiezu kam noch, daß eine Kugel, welche in die Batterie, in deren Nähe er sich befand, einschlug, ihm ein kleines Stück Stein in sein rechtes Auge warf, so daß er für immer das Gesicht an demselben verlor. Auch am Kopfe war er bedeutend verwundet; er legte sich jedoch nur einen Tag zu Bett und kehrte dann, trotz der bedeutenden Schmerzen mit erneuter Thätigkeit zu seinem Dienst zurück. Die einzige Beachtung dieses seines Mißgeschickes finden wir in einem Briefe an seinen Verwandten, William Suckling Esq., worin er sagt: „Sie werden überrascht sein, wenn ich Ihnen sage, daß ich durch Steine aus der Schartenzeile unserer Batterie am Kopfe verwundet wurde. Aus meinem rechten Auge sehe ich gar Nichts, doch geben mir die Aerzte Hoffnung, daß ich den Gebrauch desselben nicht ganz verliere. Gegenwärtig kann ich Licht von Dunkel, jedoch keinen Gegenstand unterscheiden. Die Verwundung hielt mich einen Tag zu Hause, hierauf konnte ich jedoch, Gott sei Dank, meinen Dienst wieder versehen."

Am 10. August 1794 ergab sich Calvi. Höchst wahrscheinlich wäre dies früher geschehen, hätte man Nelson's Rath befolgt; allein es scheint zwischen den Oberbefehlshabern der Landtruppen und der Marine einige Eifersucht stattgefunden zu haben; noch deutlicher geht dies aus dem Umstande hervor, daß General Stuart in seinen Depeschen kaum Kapitän Nelson's erwähnte, ungeachtet es wohl bekannt war, daß der tapfere Seemann die wichtigsten Dienste geleistet und hauptsächlich den Erfolg herbeigeführt hatte. Lord Hood's Bericht bezog sich beinahe nur auf Nelson's Thätigkeit, wogegen weder der General, noch der Admiral ein Wort über den Verlust von Nelson's Auge sagten. Indessen wurde sein Tagebuch, worin er die Vorkommnisse jedes Tages während der Belagerung aufgezeichnet hatte, an die Admiralität eingeschickt.

Die Einnahme von Calvi brachte die Engländer in den Besitz von Corsika, und hier fand Nelson seinen Gegner, die Melpomene, von welcher er sagt, sie sei „die schönste Fregatte, welche er je gesehen." Bezüglich der Witterung bemerkt er, „das Klima ist vom Juli bis zum Oktober für militärische Operationen äußerst ungünstig. Wir haben gegenwärtig die sogenannten Hundstage; hier bedient man sich des Ausdruckes Löwensonne; Niemand kann dieselbe ertragen; wir haben tausend bis zweitausend Kranke, und die Anderen sind nicht besser wie Gespenster. Durch die Witterung haben wir sehr viele, durch den Feind nur sehr wenige Leute verloren. Ich bin hier das Rohr unter den Eichen; die herrschenden Krankheiten haben auch mich befallen, allein ich habe nicht Kraft genug, als daß

sie sich festsetzen könnten. Ich beuge mich vor dem Sturme, während die stämmige Eiche umgelegt wird."

Man kann sich natürlich denken, daß in einem sanguinischen Temperamente, wie bei Nelson, die von seinen Vorgesetzten ihm zu Theil gewordene offene Hintansetzung den Eifer nicht eben vermehrt hatte; allein zu seinem großen Ruhme muß man sagen, daß dieselbe nur dazu diente, ihn zu größeren Anstrengungen anzuspornen, als ob er allein durch seine Thaten den Gipfel des Ruhmes erreichen könnte, zu welchem er sich in der Folge emporschwang. In einem Briefe an seine Schwester, worin er sich über die ihm widerfahrene Behandlung beklagt, sagt er ferner: „Indeß dies macht mir nicht viel Kummer; ich werde einst eine Zeitung für mich allein haben." Dies erfüllte er genau, und zu seinem Lobe muß gesagt werden, daß, als er seine eigene Zeitungen hatte, nie die Verdienste seiner unter ihm stehenden Offiziere vergessen wurden.

Nach dem Falle von Calvi fuhr Nelson auf dem Agamemnon nach Genua; er wollte dieses Schiff nicht verlassen, obwohl ihm mehre von 74 Kanonen angeboten worden waren, und zog es vor, bei seinen tapfern Norfolkern zu bleiben, welche ihm so getreu gedient hatten. In Genua benahm sich der Doge äußerst höflich gegen ihn. Lord Hood wurde durch Befehl nach Hause gerufen, Vice=Admiral Hotham folgte ihm in dem Oberbefehle über das mittelländische Meer nach, und Nelson wurde hauptsächlich dazu bestimmt, die französische Flotte zu Toulon zu bewachen, welche nach der Vereinigung mit den Schiffen von Gourjeau Bai aus sechszehn Linienschiffen, zehn Fregatten und Korvetten bestand, deren Absicht, wie man vermuthete, auf die Wiedereinnahme von Corsika ging, welches jetzt förmlich zu der Krone Großbritanniens geschlagen war. Ebenso waren sieben Linienschiffe auf dem Stapel, und der neutrale Staat Genua versorgte die Franzosen reichlich mit dem Nöthigen. Während Admiral Hotham zu Livorno lag, erhielt er die Nachricht, daß die Flotte von Toulon in die See gegangen sei, und machte sich augenblicklich mit seiner ganzen Macht auf, um dieselbe zu entdecken. Er hatte vierzehn Linienschiffe und ein neapolitanisches Schiff von 74 Kanonen; die englischen Schiffe waren aber kaum mehr als halb bemannt, so daß sie im Ganzen nur 7650 Mann trugen. Außer der Ueberlegenheit an Schiffen hatte der Feind nicht weniger als 16,900 Mann.

Die beiden Flotten trafen zusammen. Die französische war ausgeschickt worden, um sich mit der englischen zu schlagen; im Angesichte der brittischen Flagge hatten sie jedoch kein Verlangen, sich auf etwas einzulassen, denn nachdem sie einen ganzen Tag manöverirt, ergriffen sie die Flucht; Admiral Hotham machte Jagd auf sie, während deren der Ça-ira von

84 Kanonen seinen Fockmast und die große Marsstange verlor; die Fregatte Inconstant, welche zunächst war, gab auf ihn Feuer, wurde aber gezwungen, sich davon zu machen. Eine französische Fregatte nahm das Schiff von 84 Kanonen ins Schlepptau, während der Sansculotte von 120 Kanonen und der Jean Barras sich ganz nahe an seiner Luffseite hielten. Nelson's Begierde, sich in ein Gefecht einzulassen, veranlaßte ihn, zu segeln, bis jedes Schiff seiner Flotte einen Abstand von mehren Meilen hatte. Immer drängte er weiter, in der Absicht, sein Feuer so lange zurückzuhalten, bis er beinahe den Stern des Franzosen berührte; als er aber fand, daß dessen Kanonen hinten am Schiffe ausgezeichnet gerichtet wurden, so daß beinahe jeder Schuß den Agamemnon traf, so gierte er von Steuerbord nach Backbord und von Backbord nach Steuerbord, gab mit größter Pünktlichkeit die ganze Lage, schoß die Segel des Feindes in Fetzen und brach die Bramstänge des Besanmastes, wie auch das Sturmsegel. Dieses Manöver führte er zwei und eine halbe Stunde fort, bis die andern Linienschiffe dem Ça-ira zu Hülfe kamen. Der Admiral gab das Zeichen, daß die Schiffe im Vordertreffen sich ihm anschließen sollten, und Nelson gehorchte. Trotz dieses hitzigen Gefechtes hatte der Agamemnon nur sechs Verwundete — der Ça-ira verlor 110 Mann.

Mit Tagesanbruch sah man am folgenden Morgen die französische Flotte in einer Entfernung von etwa fünf Meilen; der Ça-ira und der Censeur, welcher denselben im Schlepptau hatte, waren etwa anderthalb Meilen hinter den andern zurück. Der englische Admiral gab das Zeichen, diese Schiffe abzuschneiden, und abermals griff die Mannschaft des Agamemnon nicht nur ihren kolossalen Gegner vom Tage zuvor, sondern auch den Censeur an, welche beide sofort die Flagge strichen.

Nachdem sich Nelson der beiden Prisen versichert, eilte er zu Admiral Hotham und machte demselben den Vorschlag, während zwei der am meisten verkrüppelten englischen Schiffe von 74 Kanonen und vier Fregatten zu Beaufsichtigung der gefangen genommenen Schiffe zurückgelassen würden, sollte der Rest der Flotte den errungenen Vortheil verfolgen; allein der Admiral erklärte sich zufrieden und setzte hinzu: „Wir haben uns sehr gut gehalten." In einem Briefe, welcher nähere Aufschlüsse über dieses Treffen gibt, sagt Nelson: „Hätten wir nur zehn Segel genommen und das elfte entkommen lassen, während es in unserer Macht stand, uns in dessen Besitz zu setzen, so hätte ich dies ein „„uns gut halten"" genannt. Goodall stand hinter mir, ich überredete ihn, dem Admiral zu schreiben; allein es wollte nicht gehen. Wir hätten einen Tag erlebt, wie ihn, glaube ich, die Jahrbücher von England nicht aufzuweisen ver-

mögen. Ich wollte, ich wäre Admiral und Commandant der englischen Flotte. Ich weiß gewiß, hätte ich am 14. den Befehl gehabt, so hätte entweder die ganze französische Flotte meinen Triumph geschmückt, oder ich befände mich in einem schlimmen Zustande." Gewiß ist, daß mit dem Muthe, welchen die Matrosen an den Tag legten, mehr hätte gethan werden sollen. Es ist wahr, daß die Admiralität aus kleinlicher Sparsamkeit sehr mit Unrecht die Seemacht in dem mittelländischen Meere vernachlässigt hatte; diese Schiffe waren in einem schlechten Zustande, die Magazine waren beinahe leer an allen Vorräthen und auch nicht ein Hauptmast war zu Gibraltar zu erhalten.

Um diese Zeit kam Admiral Man mit einem Geschwader von fünf Linienschiffen an; aber selbst troß dieser Verstärkung waren die Franzosen den Engländern an Zahl überlegen, und das zu Verstärkung der Letzteren herankommende neapolitanische Schiff von 74 Kanonen wurde somit freudig begrüßt. Nelson beschwerte sich sehr über diese Sorglosigkeit in der Verwaltung; gleichwohl machte man ihn zum Obersten der Marine, welcher Beweis von Auszeichnung ihm gefiel. Mit einem unter seinem Befehle stehenden Geschwader von acht Fregatten wurde er nunmehr entsendet, um gemeinschaftlich mit dem österreichischen Generale de Vins zu wirken. Er verließ die englische Flotte zu St. Fiorenzo, stieß aber mit der französischen Flotte am Vorgebirge del Mele zusammen, welche sein Geschwader nach St. Fiorenzo zurücktrieb, und Admiral Hotham ging so schnell als möglich unter Segel, um sie fort zu treiben. Es folgte nur ein theilweises Gefecht, worin der Alcide, ein französisches Schiff von 74 Kanonen, die Segel strich, hernach aber Feuer fing und zu Grunde ging. Der Agamemnon war abermals scharf im Treffen; Admiral Hotham rief ihn jedoch zurück, und die französische Flotte lief in Frejus Bai ein. Nelson verfolgte seinen Lauf mit seinem Geschwader, und auf seinen Rath machte der brittische Gesandte, Herr Drake, dem Handel der Neutralen mit den Franzosen ein Ende. Er projektirte auch eine Reihe von Siegen über die Heere Napoleon's, allein der österreichische General zeigte große Langsamkeit, und Admiral Hotham befolgte ein dem öffentlichen Dienste nachtheiliges System der Vorsicht. Der neutrale Hafen von Genua war mit kleinen französischen Raubschiffen und Ruderbooten angefüllt, welche Abends ausliefen und einen englischen Kauffahrer aufgriffen, der so unglücklich war, ihnen in den Weg zu kommen. Endlich wurde ein österreichischer Commissär, der mit baaren 10,000 Pfund Sterling auf neutralem Boden zwischen Genua und Vado reiste, zu Voltri von der Bootmannschaft einer damals zu Genua liegenden französischen Fregatte seiner ganzen Baarschaft beraubt, und am andern Tage wurden auf den Straßen dieser

Stadt Leute öffentlich für den französischen Dienst geworben; somit hatte jeder Vorwand der Neutralität ein Ende. Nelson, welcher lange die Unaufrichtigkeit der Oesterreicher befürchtet hatte, fehlte es an zulänglicher Macht, um die daraus erwachsenden wahrscheinlichen Folgen zu verhüten. Sir Hyde Parker, welcher für dieses Mal in dem Befehle auf Admiral Hotham gefolgt war, verringerte seine Stärke noch dadurch, daß er alle seine Schiffe, mit Ausnahme einer Fregatte und einer Brigg zurückzog; doch hielt er selbst mit diesen aus, ohne zurückzuweichen, bis das Kriegsglück vom österreichischen Heere wich, als General de Vins unter dem Vorwande von Krankheit den Oberbefehl mitten in der Schlacht abgegeben hatte. Nie war auf Seiten der Franzosen ein Sieg vollständiger.

Diese Niederlage unserer Verbündeten brachte die genuesische Küste von Verona bis Voltri in die Hände der Franzosen; und als Nelson sah, daß er keine wesentliche Dienste mehr leisten könne, fuhr er nach Livorno, um Ausbesserungen vorzunehmen. Als er in die Docke gebracht war, konnte der Agamemnon, obwohl sein Rumpf mit Halsen umbunden war, nur schlecht zusammengehalten werden, und Masten, Raaen, Segel und Takelwerk waren erbärmlich zerstückelt und zerrissen. Nachdem er mit vieler Mühe zusammengeflickt und ausgebessert war, segelte er nach der Bai von St. Fiorenzo, wo Nelson zu seiner großen Befriedigung Sir John Jervis fand, welcher den Befehl über die ganze Flotte des mittelländischen Meeres übernommen hatte. Die Art, auf welche der Admiral Kapitän Nelson empfing, war für den Letzteren äußerst schmeichelhaft, und er nahm auf Sir Johns Verlangen seine Stellung in dem Golf von Genua ein, um gegen Bonaparte zu operiren, welcher damals an der Spitze der Armee in Italien stand. Hier handelte er mit großer Schnelligkeit und Wachsamkeit, bis von der brittischen Regierung Befehle wegen der Räumung Corsika's ankamen; Nelson wurde dazu verwendet, Truppen und Vorräthe hinwegzubringen. Nachdem er diese ziemlich erniedrigende Aufgabe vollzogen hatte, erhielt er den Befehl, mit dem Range eines Commodore an Bord der Fregatte Minerva einen Ständer aufzuhissen und mit der unter seinem Befehle stehenden Fregatte Blanche nach Porto Ferrago zu segeln. Auf dem Wege dahin traf er zwei spanische Fregatten, von welchen die Minerva eine nach kurzem Gefechte gefangen nahm. Kaum hatte sie Besitz von ihrer Prise ergriffen, als eine andere spanische Fregatte herankam und ein zweiter Angriff erfolgte. Dieser neue Gegner machte sich jedoch, nachdem das Gefecht eine Stunde gedauert, davon; und da Nelson ein spanisches Geschwader von zwei Linienschiffen und zwei Fregatten vor sich sah, so war er genöthigt, seine Prise fahren zu lassen und sich zurückzuziehen. Allen Ruhm wegen dieser glän-

zenden Gefechte schrieb Nelson seinem Kapitän Georg Cockburn und der ausgezeichneten, unter seinem Befehle stehenden Mannschaft zu.

Schlacht auf der Höhe des Vorgebirges St. Vincent.

Nachdem er seine Befehle zu Porto Ferrago vollzogen, suchte er den Admiral auf; an der Mündung der Straße, in welcher er sich befand, wurde jedoch am 11. Febr. 1797 von zwei spanischen Linienschiffen Jagd auf ihn gemacht, und bald darauf war er im Angesichte der ganzen spanischen Flotte. Am 13. war er im Stande, dies Sir John Jervis mitzutheilen, welchen er auf der Höhe des Vorgebirges St. Vincent fand. Er erhielt sodann den Befehl, seinen Ständer an den Kapitän eines Schiffes von 74 Kanonen, Kapitän M. W. Miller, abzugeben. Am Morgen des 14. brach der Tag mit leichten Winden und neblichtem Wetter an, und man erblickte durch den dicken Nebel die spanische Flotte sehr zerstreut, während die brittischen Schiffe in geschlossener Schlachtordnung blieben; und dadurch, daß er so viele Segel beisetzte, als der Zustand des Windes erlaubte, kam er durch die spanische Flotte und schnitt neun Schiffe von dem Haupttreffen ab. Der spanische Admiral, welcher luvwärts war, versuchte seine Schiffe leewärts zu vereinigen; sobald Nelson, welcher die Nachhut bildete, dies bemerkte, ertheilte er, nachdem er die hinterste Reihe der luvwärts stehenden Schiffe des Feindes passirt hatte, ungeachtet des Signales von Sir John Jervis, sich sofort anzuschließen, dem Kapitän den Befehl, von dem Winde zu wenden, und stand nun gegen die Spanier gewendet, nachdem er ihre Vereinigung vereitelt. Das sechste Schiff der spanischen Nachhut war die Santissima Trinidad von 136 Kanonen auf vier Verdecken, welche die Flagge des spanischen Admirals führte. Ohne einen Augenblick zu zögern, griff Nelson auf seinem kleinen Schiffe von 74 Kanonen nicht nur seinen wahrhaft furchtbaren Gegner an, sondern hatte auch gegen dessen Sekundanten von je drei Verdecken vorne und hinten zu kämpfen.

Nelsons Manöver und dessen Bedeutung wurde von der brittischen Flotte rasch entdeckt, und eine im höchsten Grade enthusiastische Bewunderung, verbunden mit Besorgniß, durchdrang jede Brust, als sie drei oder vier andere große spanische Schiffe sich um ihn sammeln sahen. Sein alter Tischgenosse Troubridge eilte ihm auf dem Culloden von 74 Kanonen zu Hülfe und ihm folgte der Blenheim von 90 Kanonen, Kapitän Frederick, welcher das heftigste Feuer von dem Kapitän ablenkte. Der tapfere Collingwood auf dem Excellent nahm bald darauf Theil an dem Gefechte, und einer oder zwei der Spanier zogen ihre Flaggen ein. Contre-Admiral Parker war mit dem Prinzen

Georg, dem Orion, Irresistible und Diadem im Anzuge, und der spanische Admiral gab, statt seine Schiffe leewärts zu vereinigen, seiner Flotte das Zeichen, den Wind an dem Backbordgang zu schralen und mehr Segel beizusetzen.

Nachdem Nelson die Santissima Trinidad verlassen, griff er den San Joseph an, einen Dreidecker, welcher die Contreadmiralsflagge führte, sowie den San Nicolao von 80 Kanonen; der Commodore befahl, die Enterer zu rufen, und nachdem der Helm des Kapitäns an ein Steuerbord aufgelegt war, während sich seine blinde Raa in das Haupttakelwerk des San Nikolas verwickelt hatte, folgte jenes verzweifelte Hineinstürzen der Matrosen, wovon man Augenzeuge sein muß, um sich einen richtigen Begriff machen zu können. Lieutenant Berry enterte das Takelwerk des feindlichen Besammastes, und der Commodore drang durch das Fenster der Seitengalerie ein; der Kampf dauerte jedoch nicht lange, denn der spanische General fiel während des Rückzuges auf sein Hinterverdeck; und bald waren die Sieger in dem vollständigen Besitze des San Nicolao.

Die Sternfenster des San Joseph waren gerade über der Luvseite des San Nikolas, und von dieser und dem Hüttendeck aus unterhielten die Spanier ein beunruhigendes Musketenfeuer auf die auf der Prise befindlichen Britten; allein Nelson beachtete diesen Umstand nicht, verlangte noch mehr Leute von dem Kapitän und unter dem Rufe „Westminster Abtei oder ruhmvoller Sieg!" stellte er sich an die Spitze und enterte den Dreidecker; ein spanischer Offizier lehnte über das Geländer des Hinterverdeckes und sagte, „sie ergäben sich." Nelson bestieg das Hinterverdeck und empfing dort den Degen des spanischen Kapitäns, welcher sagte, der Admiral sei unten und in Folge seiner Wunden dem Tode nahe. Die Offiziere übergaben der Reihenfolge nach dem Commodore ihre Degen, welcher sie sofort einem Manne aus Norfolk, einem seiner alten Gefährten auf dem Agamemnon, einhändigte, und dieser steckte sie mit derselben Ruhe unter seinen linken Arm, als ob er Reiser zu einem Büschel sammelte. Um die Art des von Nelson errungenen Sieges richtig zu beurtheilen, muß man erwähnen, daß, während die spanische Flotte aus 27 Linienschiffen und neun Fregatten bestand — welche im Ganzen 2282 Kanonen führten — die brittische Flotte 15 Linienschiffe, 4 Fregatten und 3 kleinere Fahrzeuge, mit zusammen 1232 Kanonen, führte.

Sobald die Schlacht vorüber war, begab sich Nelson an Bord des Admiralschiffes. Sir John Jervis schloß auf dem Hinterverdeck den Commodore in seine Arme und sagte, „er könne ihm nicht genug danken." In seinen dienstlichen Berichten that jedoch der Admiral weder Nelsons noch seines tapferen Benehmens, wodurch der Sieg errungen wurde, besondere Erwäh-

nung. Der Oberbefehlshaber, welcher kaum etwas gethan hatte, wurde mit einer jährlichen Pension von 3000 Pfd. Sterling zum Grafen von St. Vincent ernannt; der unerschrockene und heldenmüthige Nelson, welcher der Ernennung zum Contreadmiral zur Zeit der Schlacht nahe stand, erhielt den Bathorden. Die wirklichen Thatsachen konnten indessen der Nation nicht lange verborgen bleiben; die öffentliche Presse brachte die tapfere Heldenthat zur Sprache; Beifall und Glückwünsche strömten aus allen Weltgegenden herzu, und obwohl Sir John Jervis in den Grafenstand erhoben wurde, so wurde doch Nelson alle Ehre zu Theil.

Bald darauf hißte Sir Horatio seine Flagge (Blau auf dem Besanmast) auf dem Theseus von 74 Kanonen auf, wo Kapitän Miller unter ihm diente. Dieses Schiff hatte sich bei der in England stattgefundenen Meuterei hervorgethan; allein noch war der Contreadmiral nicht lange an Bord, als man auf dem Hinterverdeck ein Papier mit folgenden Worten fand: „Glück erwartet Admiral Nelson! Gott segne Kapitän Miller! Wir danken ihm für die Offiziere, welche er über uns gesetzt. Wir sind glücklich und erfreut, und wollen jeden Blutstropfen in unsern Adern vergießen, um sie zu unterstützen; der Name des Theseus soll unsterblich werden, wie der des Kapitäns."

Bei der Blokade von Cadix hatte Sir Horatio den Befehl über das landwärts liegende Geschwader; bei einem nächtlichen Bootgefechte ruderte seine Barke längs eines spanischen großen Bootes von sechsundzwanzig Mann hin. Nelson hatte nur seine zehn Bootsleute, Kapitän Freemantle und John Sykes, den Führer der Kriegsschaluppe, bei sich. Der Kampf war verzweifelt — Mann gegen Mann mit Hirschfängern. Sykes rettete zweimal das Leben des Admirals, indem er — einmal mit dem eigenen Kopfe — die Hiebe auffing, welche seinen Vorgesetzten treffen sollten. Achtzehn Mann wurden dem Feinde getödtet, alle Uebrigen, mit Einschluß des Commandirenden, verwundet; das große Boot wurde genommen.

Etwa vierzehn Tage nach diesem Gefechte führte der Admiral eine Expedition gegen die Insel Teneriffa; allein sie schlug gänzlich fehl, obwohl auch hiebei der Ruf der Engländer von den Spaniern geachtet wurde. Nelson wollte eben aus seinem Boote an das Land steigen, da traf eine Kugel seinen rechten Ellbogen und zerschmetterte ihn. Er hatte den Degen gezogen, welchen er von seinem Oheime, Kapitän Suckling, erhalten; in Folge der Erschütterung mußte er ihn fallen lassen; er nahm denselben jedoch in die linke Hand, mit der Bemerkung, „er habe gelobt, sich nie von ihm zu trennen, so lange er lebe." Sein Schwiegersohn, Lieutenant Nisbet, schaffte ihn in das Boot, und während sie unter den feindlichen Geschützen nach dem Theseus hin-

ruderten, wurde der Kutter Fox durch eine Kugel versenkt, und 97 Mann gingen mit demselben unter; ungeachtet der großen Schmerzen, welche er litt, leistete er persönliche Hülfe bei der Rettung Vieler; 83 wurden gerettet. Als er an Bord seines eigenen Schiffes kam, wurde sein Arm amputirt, und sein Gemüth schien einen trüben Blick in die Zukunft gethan zu haben. Er kehrte nach England zurück, wo die ausgezeichnetsten Ehrenbezeugungen seiner warteten. Das Bürgerrecht von London und Bristol wurde ihm zum Geschenke gemacht, und er wurde mit einer Pension von jährlichen 1000 Pfund Sterling belohnt Die erforderliche Eingabe zählte seine Dienste auf und sagte, daß er viermal mit Flotten sich geschlagen und in nicht weniger als einhundertundzwanzig Gefechten gewesen war; daß er bei der Erbeutung von sieben Linienschiffen, sechs Fregatten, vier Korvetten, elf Freibeutern von verschiedener Größe thätig gewesen und beinahe fünfzig Kauffahrteischiffe genommen oder vernichtet habe. Bei seinem Erscheinen am Hofe empfing ihn der König, nachdem er mit dem Bathorden geschmückt war, äußerst gnädig und drückte sein Bedauern über den Verlust aus, welchen er erlitten und der, wie er befürchten zu müssen glaubte, das Land seiner ferneren Dienste beraube. Nelson antwortete: „Ich kann das nie für einen Verlust ansehen, was mir die Verrichtung meiner Pflicht zugezogen, und so lange ich einen Fuß habe, auf welchem ich stehen kann, werde ich für meinen König und mein Vaterland fechten."

Als der Arm des Contreadmirals amputirt wurde, wurde eine Nerve mit oder statt einer Arterie abgelöst, und die beständigen dadurch veranlaßten Reizungen und Schmerzen zehrten die schon erschütterte Gestalt beinahe auf; endlich wurde der Verband abgenommen, und er sah sich von den Schmerzen befreit. Bei seiner Wiedergenesung schickte er mit jenem frommen Gefühle, welches wir bereits als einen Zug seines Charakters bemerkt, einen Brief des Dankes an den Prediger von St. Georg, Stadtviertel Hannover: „Ein Offizier wünscht dem allmächtigen Gotte seinen Dank für die vollkommene Genesnng von einer schweren Wunde, wie für so viele ihm zu Theil gewordene Gnadenbezeugungen darzubringen."

Schlacht am Nil.

Zu Ende des Jahres 1797 zog Sir Horatio seine Flagge auf dem Vanguard von 74 Kanonen auf, und am 29. April 1798 traf er mit dem Grafen St. Vincent auf der Höhe von Cadix zusammen. Am andern Tage wurde er von dem Oberbefehlshaber mit zwei Schiffen von 74 Kanonen, zwei Fregatten und einer Kriegsschaluppe entsendet, und kurz darauf stieß Troubidge auf

dem Culloden mit zehn weiteren Linienschiffen zu ihm, und die ganze Expedition hatte den Zweck, die Schritte eines Geschwaders zu beobachten, welches damals zu Toulon ausgerüstet wurde und das man für Malta und Aegypten bestimmt glaubte. Die ersten Nachrichten, welche Nelson von dieser Kriegsflotte erhielt, bestanden darin, daß sie Malta genommen, und er bereitete sich vor, die vor Anker liegende Flotte anzugreifen; weitere Nachrichten sagten ihm jedoch, daß sie bereits unter Segel gegangen, und da er immer glaubte, sie habe sich nach Aegypten gewendet, so folgte Nelson dahin. Er kam am 28. Juni auf der Höhe von Alexandrien an; allein die Franzosen waren nicht hier, und er kehrte nach Sicilien zurück, ohne weitere Kunde von ihnen zu erhalten. Durch die geheime Vermittlung Sir William Hamiltons, des Gesandten zu Neapel, erhielt er die nöthigen Lebensmittel und erneuerte seine Nachforschungen, indem er sich bemühte, wo es nur möglich war, Nachrichten einzuziehen; endlich entschloß er sich, Alexandrien noch einmal zu besuchen, wo er am Vormittag des 1. August 1798 die französische Flotte in der Bai von Abukir vor Anker liegen sah, und alsbald traf er Anstalten zum Angriffe. Die Engländer hatten dreizehn Linienschiffe, von denen zwölf 74 und nur eines 50 Kanonen führte, zusammen 1012 Kanonen und 8068 Mann. Die Franzosen hatten die gleiche Anzahl von Kriegsschiffen, von denen eines 180 und drei 80 Kanonen führten; außerdem befanden sich darunter vier Fregatten. Die Zahl ihrer Mannschaft belief sich auf 11,230, diejenige ihrer Kanonen auf 1196. Nelsons Plan ging dahin, die Franzosen zwischen zwei Feuer zu bringen und so weit seine Kräfte reichen von seinen Schiffen eines an dem äußerem Bug, ein anderes an dem äußeren Raume zwischen dem großen Durchmesser der Raa und dem Rock eines jeden der feindlichen Schiffe zu befestigen. Eine heftige Kanonade begann bei dem Anrücken der Britten; allein nicht ein Schuß wurde erwidert, da die Mannschaft oben mit dem Einziehen der Segel beschäftigt war. Endlich eröffneten die Engländer, nachdem sie meistens an dem Stern geankert hatten, ein verheerendes Feuer. Der Vanguard hatte sechs Flaggen, welche an verschiedenen Theilen des Takelwerkes wehten, und da sämmtliche Schiffe sehr richtig aufgestellt waren, so wüthete die Schlacht mit der fürchterlichsten Heftigkeit. Unglücklicher Weise strandete der Culloden, und obwohl er dazu diente, andere vor der Gefahr zu warnen, so konnte er doch keinen Theil an dem Gefechte nehmen. Es war völlig dunkel, ehe die ganze Flotte geankert hatte.

Etwa mitten in der Schlacht, nachdem einige französische Schiffe die Flagge gestrichen hatten, wurde Nelson von einem schweren Splitter an den Kopf getroffen; die Stirnhaut wurde abgestreift und hing über das Gesicht herab. Er wurde nach

dem Krankenverschlag heruntergebracht, und man befürchtete wegen des großen Blutausflusses, die Wunde möchte tödtlich sein. Als der Wundarzt herbeieilte, um ihn zu untersuchen, rief er aus: „Nein, ich will mit meinen tapferen Jungen abwechseln,“ und als er sich dem Tode nahe glaubte, bezeichnete er Thomas Hardy, welcher die Brigg Mutine befehligte, für den Posten eines Kapitäns. Als der Wundarzt die Wunde untersucht und erklärt hatte, dieselbe sei eine bedeutende Fleischwunde, jedoch nicht tödtlich, so wurde die größte Freude laut, und sobald dieselbe verbunden war, setzte sich Nelson nieder und schrieb den offiziellen Bericht, welcher in öffentlichen Blättern erschien. Das größte der französischen Schiffe, l'Orient, fing Feuer, und die Flammen ließen trotz der Dunkelheit der Nacht die Flaggen beider Flotten unterscheiden. Nelson fand, mit verbundenem Kopfe und beinahe des Gesichtes beraubt, den Weg nach dem Hinterverdeck des Vanguard und sandte Boote ab, um von dem brennenden Schiffe zu retten, wen sie konnten; allein um zehn Uhr sprang dasselbe mit einer Explosion in die Luft, welche alle Schiffe erschütterte, und in Folge der Ehrfurcht, welche das großartige Schauspiel einflößte, schwiegen während einiger Minuten alle Schiffe auf beiden Seiten. Die Kanonade wurde theilweise bis drei Uhr Morgens fortgesetzt, wo sie sofort aufhörte; die Engländer blieben in dem Besitze von neun französischen Linienschiffen. Zwei waren verbrannt, und zwei andere, wie auch zwei Fregatten entkamen durch die Flucht. Von den beiden andern Fregatten war die eine versunken, die zweite wurde, nachdem sie ihre Flagge eingezogen, von ihrem Kapitän in Brand gesteckt und vernichtet. Der Verlust der Engländer an Todten und Verwundeten betrug 895, derjenige der Franzosen 5225; die Uebrigen, mit Einschluß der Verwundeten, wurden an das Land geschickt.

Sobald die Eroberung beendigt war, ordnete Nelson an Bord jedes Schiffes ein Dankgebet für den Sieg an, welcher die Waffen Seiner Majestät gesegnet, und die feierliche Stille, welche während der Verrichtung dieser feierlichen Handlung auf der ganzen Flotte herrschte, machte einen tiefen Eindruck auf Freunde wie auf Feinde. Nelson sah wohl ein, daß der Zweck des französischen Heeres dahin ging, unsere Besitzungen in Ostindien anzugreifen; da dieser aber nunmehr vereitelt war, so sandte er einen Offizier nach Bombay, welcher dem Gouverneur die Nachricht von der gänzlichen Vernichtung der Flotte brachte; so wurden ungeheure Kosten für bereits in Angriff genommene Vertheidigungsanstalten erspart.

Der Sieg am Nil wurde von der Nation mit Freuden aufgenommen, denn man fühlte, daß man die Plane Bonaparte's auf einmal vereitelt und den Ruf der brittischen Seemacht unge-

heuer erhoben habe. Nelsons Heldenthaten bei dieser Gelegenheit wurden so hoch geschätzt, daß man ihn mit dem Titel Baron Nelson vom Nil zu der Pairswürde erhob und ihm eine Pension von jährlichen 2000 Pfd. Sterling für sein Leben und zwei seiner Nachkommen bewilligte. Auch das irische Parlament bewilligte ihm eine Pension von jährlichen 1000 Pfd. Sterling; die Ostindische Compagnie machte ihm ein Geschenk von 10,000 Pfd. Sterling, und verschiedene andere Geschenke liefen noch von anderen englischen Gemeinden ein, während die Türkei, Sicilien, Neapel, Sardinien u. a. m. reiche Gaben sandten.

Angenehm wird man berührt, wenn man unter allen glücklichen Erfolgen Nelsons in dem grausamen Kriegshandwerke Zeichen seines edelmüthigen Charakters herausleuchten sieht. Als die Regierung ihre Auszeichnungen verlieh, war er äußerst bemüht, daß sein alter Freund Troubridge und sein erster Lieutenant nicht übersehen wurden. Da aber der Culloden im Anfange der Schlacht gestrandet war, so schien es der offiziellen Beurtheilung ganz unmöglich, daß dessen Offiziere irgendwie ausgezeichnet werden. Nelson bekämpfte diesen Beschluß kräftig. „Troubridge war es," sagte er, „welcher das Geschwader zu Syrakus so bald ausrüstete; Troubridge war es, welcher sich nach der Schlacht für mich bemühte; Troubridge war es, welcher den Culloden rettete, wo meines Wissens Niemand in dem Dienste dies unternommen hätte." Zu unserem Bedauern müssen wir hinzufügen, daß diese uneigennützigen Verwendungen zu Gunsten Troubridge's ohne Erfolg blieben; Nelson erhielt nur die Erlaubniß, den Lieutenant bei der ersten erledigten Stelle zu befördern.

Siebenzehn Tage nach der Schlacht verließ Nelson die Bai von Abukir und segelte nach Neapel, wo er in Folge einer schweren Krankheit, welche ihn auf dem Wege dahin befallen, am 22. September in einem äußerst geschwächten Zustande ankam. Die Neapolitaner und der dortige Hof, welche durch zwei ihm vorangehende Fahrzeuge von seinem Siege benachrichtigt waren, empfingen ihn mit allen möglichen Ehrenbezeugungen. Er blieb in dieser Stadt bis zum Dezember, und hier wurde sein bisher ehrenwerther Charakter durch eine unehrenhafte Verbindung mit Lady Hamilton zuerst befleckt, welche das Gift für sein späteres Leben wurde. Schmerzlich ist es, wenn man zuletzt inmitten großer Triumphe Unehre auf einen Mann fallen sieht, welcher vollkommen liebenswürdig und rein während vieler Kämpfe mit allen Arten mißlicher Umstände dagestanden. Das Schlimmste war indessen noch nicht gekommen. Wir müssen nunmehr die Laufbahn Nelson's durch eine mehr historische Entehrung, theilweise die Folge einer anderen, verfolgen. Neapel wurde damals von den französischen Waffen überwältigt, und

Alles was Nelson thun konnte, bestand darin, daß er den schwachen König und seinen Hof nach Palermo brachte. Unterstützt von den Franzosen, setzte eine kleine Partei Neapolitaner, worunter sich viele Adelige befanden, eine republikanische Regierung ein; doch währte sie nicht lange. Eine Veränderung in der Stellung der französischen Heere verursachte die Entfernung der meisten Truppen von Neapel. Die Freunde des Königs hatten die Gelegenheit ergriffen, seine Macht wieder herzustellen. Die Handvoll der an der Spitze stehenden Patrioten konnte sich nur in zwei Forts werfen, um für ihr Leben und ihr Eigenthum zu unterhandeln. Während dieser Krisis betrat Nelson den Schauplatz mit seiner Flotte und bemühte sich, voll Eifer für die Interessen des Königs und um Lady Hamilton gefällig zu sein, die Bedingungen der Capitulation umzustoßen. Die unglücklichen Republikaner wurden der Rache des Hofes übergeben, der im höchsten Grade blutdürstig war. Nelson ließ den bejahrten Fürsten Caraccioli von seinen Feinden gerichtlich verurtheilen, welcher alsbald an dem Nock eines neapolitanischen Fahrzeuges aufgehangen wurde. Sein edelmüthiger Charakter scheint bei dieser Veranlassung sich gänzlich geändert zu haben; und die ganze Reihe von Verhandlungen muß stets ein merkwürdiger Beweis bleiben, wie mächtig ein entwürdigender Fehler andere und noch schlimmere nach sich zieht.

Nachdem er noch andere wichtige Dienste geleistet, in deren Anerkennung der König von Neapel ihm den Titel eines Herzogs von Bronte nebst einer bedeutenden Apanage verlieh, kehrte Nelson, begleitet von Sir William und Lady Hamilton, nach England zurück, indem er durch Deutschland nach Hamburg zu Lande reiste. Auf seiner Reise wurden ihm von allen Regierungen die größten Auszeichnungen zu Theil, und als er Yarmouth erreichte, waren die Freudenbezeugungen außerordentlich. In der Hauptstadt wurde Seiner Lordschaft die begeistertste Aufnahme sowohl von dem Könige, als dessen Unterthanen; und den Tag nach seiner Ankunft, dem Lordmayorstage, ward er zu dem Bürgerfeste eingeladen, wo ihm ein Degen im Werthe von 200 Guineen zum Geschenke gemacht wurde. Er blieb einige Monate in England; allein obwohl man ihn mit Festen und Auszeichnungen überhäufte, fühlte sich sein Geist doch keineswegs behaglich; denn in Folge seiner Verbindung mit Lady Hamilton hatte er sich von seiner Gattin getrennt und strebte nach thätiger Beschäftigung, um trübe Gedanken zu verscheuchen.

Expedition gegen Dänemark.

Sein Wunsch wurde schnell erfüllt, denn da die Regierung vermuthete, daß Napoleon sich in den Besitz der Flotten der

nordischen Mächte zu setzen beabsichtige, um sich für diejenigen zu entschädigen, welche die Engländer genommen und zerstört hatten, so wurde Sir Hyde Parker mit einer angemessenen Macht nach Kopenhagen gesandt, um die dänischen Schiffe in Sicherheit zu bringen, und Nelson ward bestimmt, unter ihm zu dienen. Mit zwölf Linienschiffen griff er kühn die Dänen an, deren Batterien zu Lande wie zu Wasser im höchsten Grade furchtbar waren. Sir Hyde Parker lag mit dem Reste der Flotte in beträchtlicher Entfernung, und Nelson wurde der Unterstützung zweier Schiffe von seinem eigenen Geschwader beraubt, da diese auf den Sandbänken strandeten. Gleichwohl verließ ihn seine Seelengröße keinen Augenblick. Die Schlacht war eine der entschiedensten und verzweifeltsten, die je geschlagen wurde. Etwa in der Mitte derselben hißte Sir Hyde Parker, welcher das auf die Britten unterhaltene kräftige Feuer bemerken konnte, das Signal auf „das Gefecht abzubrechen.“ Dies wurde Nelson berichtet, der das Glas vor das blinde Auge nahm und erklärte, „er könne dasselbe nicht sehen;“ dann setzte er hinzu: „Laßt meine Flagge einen noch heftigeren Kampf signalisiren — nagelt sie an den Mast.“

Gegen das Ende des Gefechtes zeigte sich ein charakteristisches Beispiel von Nelson's Kaltblütigkeit. Um weiteres Blutvergießen zu ersparen, schrieb Seine Lordschaft einen Brief an den Kronprinzen: — „Viceadmiral Lord Nelson hat den Befehl, Dänemark zu schonen, wenn dasselbe nicht länger Widerstand leistet. Die Vertheidigungslinie an der Küste ist der brittischen Flagge gewichen, wenn aber das Feuer von Seiten Dänemarks fortgesetzt wird, so muß er alle genommenen Prisen in Brand stecken, ohne daß es in seiner Macht stände, die Mannschaft zu retten, welche dieselben so tapfer vertheidigte. Die wackeren Dänen sind die Brüder, und sollten nie die Feinde Englands sein.“ Der Bediente stellte ihm eine Oblatendose hin, aber Nelson schob diese bei Seite und ließ ein Licht bringen, vermittelst dessen er den Brief mit Siegellack siegelte, indem er bemerkte, „es sei jetzt nicht an der Zeit, sich das Ansehen zu geben, als wisse man in der Eile die nöthigen Formen nicht zu beobachten. Ein Parlamentärschiff brachte die Depesche an das Ufer; dieselbe hatte die Einstellung der Feindseligkeiten zur Folge, und Nelson befreite die eigene beschädigte Flotte aus drohender Gefahr, während er zu gleicher Zeit die genommenen Prisen behielt. Die Engländer erlitten an Todten und Verwundeten einen Verlust von 953, die Dänen, mit Einschluß der Gefangenen, von 6000 Mann.

Um die Friedenspräliminarien festzusetzen, begab sich Nelson ans Land und ging beinahe allein unter dem so eben noch bekämpften Feinde umher, wo man ihn mit schweigender Achtung

empfing. Später nahm er Theil an einem von dem Kronprinzen veranstalteten Mahle. Die Prisen, 6 Linienschiffe und 8 Prahmen wurden in Sicherheit gebracht; allein nur eines der ersteren wurde nach England gesandt, da Sir Hyde Parker die übrigen verbrennen ließ, wo sie lagen, so daß ihre schönen Metallkanonen, welche mit dem Rumpfe untersanken, später von den Dänen wieder gefunden wurden. Dieses Verfahren stimmte nicht mit den Wünschen Nelson's überein, der in demselben eine Beraubung der Offiziere und Matrosen an ihrem Prisengelde sah. Seine Lordschaft war auch in hohem Grade unzufrieden über die Saumseligkeit des Oberbefehlshabers, denn er befürchtete der russischen und schwedischen Flotte zu Bekämpfung der englischen zu begegnen, und obwohl er an der Erringung eines Sieges über sie nie zweifelte, so hätte er das Blutbad doch gerne vermieden, welches nothwendig folgen mußte. Sir Hyde ging mit den zum Dienste tauglichen Schiffen unter Segel und ließ Nelson mit den übrigen folgen; als aber der Letztere hörte, daß die englische und schwedische Flotten einander nahe seien, so verließ er sein Schiff (den St. Georg) in einem offenen Boote und ruderte etwa 4 Meilen weit, bis er um Mitternacht an Bord des Elephanten kam — bei kaltem, schneidendem Winde — nachdem er überdies wegen des eiligen Abganges seinen Ueberrock zurückgelassen hatte. Am anderen Tage erblickten sie die schwedische Flotte, welche in Karlskrona Schutz suchte.

Am 5. Mai 1801 wurde Sir Hyde Parker zurückberufen; Nelson erhielt die Ernennung als Oberbefehlshaber und den Titel Viscount. Augenblicklich wurden schnelle Maßregeln ergriffen; in Folge seiner durch den Tod des Kaisers Paul unterstützten thätigen Anstrengungen wurde das nordische Bündniß aufgelöst, und obwohl sich Dänemark anschickte, das Betragen der Engländer übel aufzunehmen, und obwohl der Kronprinz noch immer Befehle von Napoleon erhielt, so fehlte Dänemark doch die Kraft zum Handeln.

Sir Charles Maurice Pole folgte in dem Oberbefehle auf Nelson, denn der Letztere hatte dringend um seine Zurückberufung gebeten, da seine Gesundheit in dem rauhen Klima sehr litt; er wollte aber die Flotte nicht dadurch schwächen, daß er auf einem der großen Schiffe in die Heimath segelte, und begnügte sich mit einer Brigg; als er bei Yarmouth landete, besuchte er zuerst das Spital, um die tapferen Verwundeten zu sehen, welche mit ihm bei Kopenhagen gefochten.

Als man einige Wochen später einen Angriff befürchtete, wurde er zu dem Befehle von Orfordneß nach Beachy Head bestimmt. Er griff die französische Flotille bei Boulogne an; allein der Friede von Amiens machte weiteren Feindseligkeiten eine Ende, und Nelson zog sich auf einen Landsitz zurück, wel-

chen er bei Merton, in Surrey, gekauft hatte. Hier sollte er nicht lange bleiben; denn da der Krieg wieder begann, so wurde er zum Oberbefehlshaber der Flotte im mittelländischen Meere ernannt. Die Franzosen liefen von Toulon aus; Seine Lordschaft verfolgte sie bei fortwährend heftigen Stürmen, welche den Feind zwangen, wieder in den Hafen einzulaufen. Im März 1805 gingen sie abermals unter Segel, und nachdem sie in der Höhe von Cadix eine Vereinigung mit den Spaniern zu Stande gebracht, welchen der Krieg gleichfalls erklärt war, so verließ diese furchtbare Flotte das mittelländische Meer, um die brittischen Besitzungen in Westindien anzugreifen. Die vereinigte Flotte bestand aus 20 Linienschiffen, 7 Fregatten von 44 Kanonen, einer Fregatte von 23 Kanonen, 3 Korvetten und 1 Brigg. Als Nelson endlich erfuhr, welche Richtung sie genommen, verfolgte er sie augenblicklich mit 10 Linienschiffen und 3 Fregatten. Er folgte ihnen in geringer Entfernung, obwohl er bisweilen durch falsche Nachrichten getäuscht wurde und bisweilen selbst die Ueberzeugung hegte, daß er sie verloren; bald zeigte sich jedoch, daß selbst die geringere Macht Nelsons hinreichte, den französischen Admiral zu schrecken, denn plötzlich änderte dieser seinen Lauf und führte seine Flotte nach Europa zurück. Nelson folgte abermals und ging am 19. Juni bei Gibraltar vor Anker. „Am folgenden Tage," so sagt er in seinem Tagebuch, „ging ich seit dem 16. Juni 1803 zum erstenmale ans Land, während welcher Zeit ich die Viktoria zwei Jahre weniger zehn Tage nie verlassen hatte;" in der That verließ er auch vom Mai 1803 bis zum August 1805 sein Schiff nur dreimal, und zwar jedesmal im Dienste des Königs, wobei seine Abwesenheit nie über eine Stunde dauerte.

Zu Gibraltar erhielt er keine neue Nachrichten von den Franzosen. Er schickte sich noch einmal zu deren Aufsuchung an, und nachdem er den Meerbusen von Biscaya und andere Meere durchschifft, erhielt er am 15. August den Befehl, mit der Viktoria und dem Superb nach Portsmouth zu gehen. Bei seiner Ankunft daselbst erfuhr er, daß die aus 20 Linienschiffen, 3 Schiffen von 50 Kanonen, 5 Fregatten und 2 Briggs bestehende französische Flotte von Sir Robert Calder mit 15 Linienschiffen, 2 Fregatten, 1 Kutter und 1 Lugger am 22. Juli 60 Meilen westlich vom Cap Finisterre angegriffen worden sei, wobei zwei französische Linienschiffe genommen wurden. Die Flotten blieben bis zum 26. einander gegenüber liegen, wo sodann die französische nach Vigo segelte; nachdem sie dort ausgebessert worden, segelte sie nach Ferrol und nahm von da ein anderes Geschwader mit, bis sie glücklich Cadix erreichte. Sir Robert Calder wurde, weil er nicht mehr gethan, von einem Kriegsgerichte in Untersuchung gezogen und zu einem strengen Tadel verurtheilt.

Letzter großer Sieg und Tod.

Nelson bot abermals seine Dienste an und sie wurden gerne angenommen; er hißte seine Flagge auf der Viktoria auf und nahm am 29. September, seinem Geburtstage, seine Stellung in der Höhe von Cadix, wo eine scharfe Blokade angeordnet wurde, um den Feind in See zu nöthigen. Von diesem Zeitpunkte an bis zum 19. Oktober ergriff Nelson täglich eine Gelegenheit, seinen Kapitänen die Art des von ihm beabsichtigten Angriffes mitzutheilen, da er den Feind nicht nur besiegen, sondern vernichten wolle; er setzte hinzu: „Wenn man seine Signale nicht sehen oder deutlich verstehen könne, so könne kein Kapitän fehlen, wenn er sein Schiff Seite an Seite mit dem feindlichen bringe."

Am 19. verließ Villeneuve Cadix und brachte am 21. nach einem geschickten Manöver die vereinigte Flotte in einen Halbmond, indem er seine Schlachtlinie nach der Seite unter den Wind neigte, und indem jede Oeffnung derselben durch ein Schiff unter der Windseite der Franzosen ausgefüllt wurde. Der Feind hatte fünfzehn spanische und achtzehn französische, zusammen dreiunddreißig Linienschiffe. Die Engländer bildeten mit siebenundzwanzig Linienschiffen zwei Abtheilungen; das Vordertreffen wurde von Nelson, die Nachhut von Lord Collingwood angeführt, der, weil das Vordertreffen mehr nordwärts steuerte, zuerst ins Feuer kam. Während er fortsegelte, gab Nelson sein letztes berühmtes telegraphisches Zeichen —

„England erwartet, daß Jeder seine Schuldigkeit thut," welches von der ganzen Flotte mit einem Ausbruche von Freudenrufen aufgenommen wurde, die mit dem sie beseelenden Geiste übereinstimmten. „Nun," sagte Nelson, „kann ich nichts mehr thun; wir müssen dem großen Lenker aller Ereignisse und unserer guten Sache vertrauen. Ich danke Gott für diese schöne Gelegenheit, meine Pflicht erfüllen zu können."

Es scheint, daß dieser Held von hundert Treffen in dem vorliegenden Falle des Sieges gewiß war; zu gleicher Zeit schien er aber auch ein Vorgefühl davon zu haben, daß er denselben nicht überleben werde. In der vollen Ueberzeugung, daß seine letzte Stunde gekommen sei, war er in seine Kajüte gegangen und hatte ein Gebet niedergeschrieben, wie auch ein Testament aufgesetzt, das der Fürsorge seines Vaterlandes die schändliche Frau empfahl, welche während seines Lebens ihm allein zur Unehre gereicht hatte. Einer seiner Kapitäne fand ihn ruhig, ohne daß er jedoch die Heiterkeit zeigte, mit welcher er in die Schlachten von Abukir und Kopenhagen ging. Da man wußte, daß auf allen französischen Schiffen auserlesene Schützen, darunter viele Tiroler, waren, so wurde an ihn die dringende Bitte gestellt,

er möge den kurzen Ueberrock, worauf seine verschiedenen Dekorationen waren, bei Seite legen, da diese leicht dazu dienen könnten, daß er von einem ausgezeichneten Schützen erkannt werde; allein mit einer Art von Verblendung, weigerte er sich und sagte: „In Ehren habe ich sie gewonnen und in Ehren will ich mit ihnen sterben." Schwer willigte er ein, daß zwei andere Schiffe vor dem seinigen Erlaubniß erhielten, die Schlacht zu eröffnen; nichtsdestoweniger drängte er aber vorwärts, so daß er die gegebene Einwilligung faktisch unnütz machte, da die beiden Fahrzeuge in Folge hievon nicht an seinem Schiffe vorbeikommen konnten. Während die Viktoria sich der Santissima Trinidad — Nelsons früherem Gegner bei dem Vorgebirge St. Vincent — näherte, wurde sie tüchtig von den zahlreichen Kanonen dieses Schiffes beschossen; fünfzig Mann wurden getödtet; Nelsons Sekretär, Herr Scott, fiel an seiner Seite. Bald war er mit der Santissima Trinidad und dem Bucentaur von der einen, und ebenso dem Redoubtable von der anderen Seite im hitzigsten Gefechte, und hatte so Gelegenheit, nach beiden Seiten zu feuern. Nachdem die Schlacht etwa eine Stunde gewährt, gab er, da er annahm, der Redoubtable habe sich ergeben — denn er war zum Schweigen gebracht und zeigte keine Flagge — aus dem ihm stets eigenen Menschlichkeitsgefühl Befehl, nicht mehr auf denselben zu feuern. Ernstlicher als zuvor war dieser Befehl wiederholt worden, als er aus eben diesem Schiffe die Todeswunde erhielt. Es war etwa ein Viertel über Ein Uhr, als eine Musketenkugel aus dem Takelwerke des Redoubtable ihn in die linke Schulter traf und einen Theil des Bouillons seines Epaulettes mit in die Wunde riß. Er fiel auf das Gesicht mitten in das Blut seines getödteten Sekretärs. Als ihn ein Sergeant und zwei Mann der Marinetruppen aufhoben, sagte er zu seinem Kapitän: „Meiner haben sie sich entledigt, Hardy." „Ich hoffe nicht," erwiderte Kapitän Hardy. „Doch," versetzte er, „mein Rückgrat ist durchschossen." Gleichwohl behielt er so viel Geistesgegenwart, daß er, während man ihn hinabtrug, einen Befehl bezüglich der Steuerreepe gab, welche er beschädigt sah. In der Seekadettenkajüte wurde er auf eine Matraze gelegt. Herr Beatty (später Sir William), der Wundarzt, untersuchte ihn und versicherte, nach den Symptomen sei die Wunde tödtlich, die Kugel sitze in dem Rückgrate; die wirkliche Gefahr wurde jedoch der Mannschaft verheimlicht. Nelson wußte, daß sein Ende nahe sei, und bat den Wundarzt, er möchte ihn verlassen, und Denen helfen, welchen er noch von Nutzen sein könne. Während er in heftigen Todesschmerzen dalag, hörte er das Frohlocken seiner Leute, so oft einer der Feinde die Segel strich, und jedesmal zuckte ein Freudenstrahl über sein Gesicht. Er gab seine Befehle deutlich und bestimmt, und sprach liebevoll mit den Um-

stehenden, wobei er oft Gott inbrünstig dankte, daß er seine Pflicht gethan. Als Hardy herabkam, fragte er eifrig nach dem Verlaufe des Tages. „Alles geht gut," sagte der Kapitän; „zehn feindliche Schiffe haben die Segel gestrichen. „Als er etwa eine Stunde später wieder kam, nahm er die Hand des sterbenden Admirals und wünschte ihm Glück zu dem vollständig errungenen Siege. Er drückte seine Freude aus, als er erfuhr, daß vierzehn oder fünfzehn feindliche Schiffe sich ergeben hätten, doch setzte er hinzu: „Ich wollte zwanzig haben." Er empfahl Hardy, augenblicklich vor Anker zu gehen — ein Befehl, der, wenn er befolgt worden wäre, den Sieg über den Feind noch vollständiger gemacht haben würde. Nachdem er noch einige Worte zu seinem Kaplan gesprochen, hauchte er noch die Worte — und es waren seine letzten — „Gott sei Dank, ich habe meine Pflicht gethan." Er starb um halb vier Uhr, drei und eine Viertelstunde, nachdem er die verhängnißvolle Wunde erhalten.

Zuletzt erreichten die genommenen Schiffe die von Nelson ersehnte Zahl; weil man aber seinen Befehl, vor Anker zu gehen, nicht befolgt hatte, so zerstreute und versenkte ein Windstoß mehre derselben. Gleichwohl war die Schlacht von Trafalgar ein Todesstreich für die Seemacht Frankreichs und Spaniens, und war für England von unberechenbarem Werthe, da sie die großen Siege Napoleon's zu Land aufwog, nach welchem es schien, als ob unser Vaterland sonst binnen weniger Jahre französischer Herrschaft unterworfen worden wäre. Der Sieg wurde theuer erkauft; außer dem unersetzlichen Verluste Nelsons fielen 23 Offiziere, 15 Unteroffiziere, 409 Matrosen und Seesoldaten; während 52 Offiziere, 57 Unteroffiziere und 1177 Matrosen und Seesoldaten verwundet wurden. Die Verluste auf feindlicher Seite sind kaum berechenbar, doch müssen sie wegen der heftigen Stürme, welche auf die Schlacht folgten, mehre Tausende betragen haben.

Alles, was eine dankbare Nation einem gefallenen Helden erweisen kann, wurde Nelson erzeigt, welcher für sie gestorben war. Seine irdischen Reste wurden bei Greenwich ans Land gebracht und wurden während drei Tagen auf dem Paradebette gezeigt. Ein öffentliches Leichenbegängniß, welchem die meisten männlichen Mitglieder der königlichen Familie beiwohnten, fand in der St. Pauls-Cathedrale statt. Sein Bruder wurde mit einem Gehalte von jährlichen 6000 Pfund Sterling zum Grafen Nelson ernannt; 10,000 Pfund Sterling wurden einer jeden seiner Schwestern geschenkt und 100,000 Pfund zum Ankaufe eines Landgutes verwendet. Statuen und Monumente wurden seinem Andenken errichtet, aber keines ist wohl bezeichnender für die Ruhe nach den Stürmen des Lebens, als das Grabmal, welches sich in der Gruft der St. Paulskirche über seinem Leich-

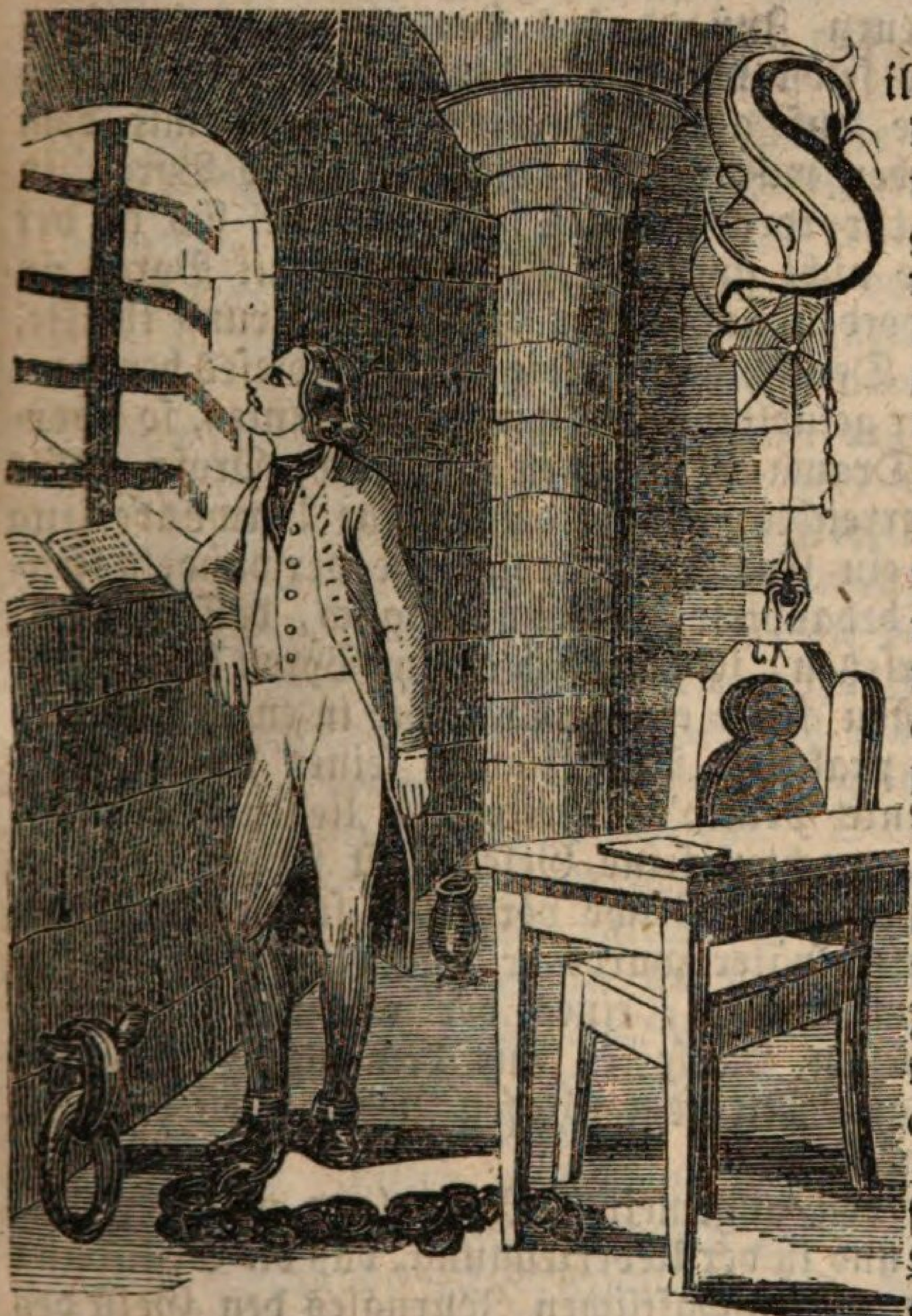
name erhebt. Es ist ein Sarkophag von schwarzem Marmor, der ursprünglich auf Anordnung des Cardinals Wolsey für dessen eigene Ueberreste gefertigt worden war. Auf dem Piedestal stehen die Worte: Horatio Viscount Nelson. Sein alter Freund Collingwood liegt auf der einen Seite Nelsons, und auf der andern ruhen die Ueberreste des Grafen von Northesk, eines andern ausgezeichneten Admirales.

Wir haben den Charakter Nelsons in seinen Handlungen sich entwickeln gesehen. Er war bis zu einem außerordentlichen Grade eifrig und furchtlos in Erfüllung seiner Pflichten, keine Anstrengung, kein Opfer war ihm zu groß, wenn er sich dadurch über den Matrosen und den Offizier erhob; keine Gefahr schreckte ihn zurück, wenn er vernünftiger Weise ein mögliches Gelingen des Unternehmens voraussehen konnte. Es lag in ihm eine sonderbare Vereinigung von Scharfsinn mit diesen feurigen Eigenschaften; und während er nicht gerne allzubereitwillig Schwierigkeiten nachgab, so bemerkte man doch, daß er zu gleicher Zeit scharf die Mittel zur Erfüllung eines jeden seiner Zwecke ins Auge faßte. Die Originalität und der Genius des Mannes zeigen sich vollständig in der Menge merkwürdiger Ausdrücke, deren er sich bei verschiedenen Gelegenheiten bedient — sein letztes Signal steht darunter oben an. Wenn wir außer diesen großen Eigenschaften sein edelmüthiges, großmüthiges Wesen — seine beständige Bereitwilligkeit, das Verdienst Anderer anzuerkennen — seine unveränderliche Humanität — in's Auge fassen, so müssen wir zugeben, daß wenige Charaktere an allen wünschenswerthen Anlagen denjenigen Nelsons übertroffen haben. Es ist klar, daß ohne irgend eine Hülfe von außen eben diese Eigenschaften unsern Helden von der niedersten Stufe im Dienste, welche je ein Gentleman einnahm, bis zu der höchsten Befehlshaberstelle führten; und es wird somit sein Leben ein schätzbarer Beweis für die Wahrheit, welche man sich nie tief genug einprägen kann, daß **ein guter Charakter und ein gutes Benehmen den wahren Talisman des Glückes bilden.**

Die Geschichte Silvio Pellico's.

Aus dem Englischen

von **Theodor Roth.**



Silvio Pellico, dessen Leidensgeschichte Mitgefühl der Theilnahme in ganz Europa hervorrief, wurde zu Saluzzo in Piemont, einer Provinz des italienischen Königreichs Sardinien, im Jahre 1789 geboren; sein Vater, Honorato Pellico, war damals bei dem Postamte angestellt, wurde jedoch später auf einen Posten in dem Kriegsministerium zu Turin befördert, wohin er sich sofort auch mit seiner Familie begab. Silvio war damals 6 Jahre alt und hatte bereits Zeichen seiner poetischen Gefühle gegeben. Ossian war der Dichter, welchem er seine frühesten Jahre widmete. In seinem sechszehnten Jahre begleite er seine Zwillingsschwester, an welcher er mit Liebe hing, nach Lyon in Frankreich; dort blieb er, bis einige Verse Foscolo's, des berühmtesten unter den neueren italienischen Dichtern, in seiner Brust eine so leidenschaftliche Erinnerung an sein Geburtsland erweckten, daß er nach demselben zurückeilte und sich zu seinem Vater begab, welcher damals zu Mailand wohnte. Dieser war in dem Kriegsdepartement unter der Herrschaft Napoleons, als des Königes von Italien, angestellt.

Die bei dem Sturze Napoleons erfolgte Zurückgabe der Lombardei an den Kaiser von Oesterreich machte Honorato Pellico seiner Stelle verlustig, und dieser begab sich mit seiner ganzen Familie, Silvio ausgenommen, der es vorzog, zu Mailand zu bleiben, sofort wieder nach Turin.

Der junge Silvio war bei seiner Neigung für die Dichtkunst und seiner Vorliebe für die Wissenschaft ein vertrautes Verhältniß mit Monti, Foscolo und anderen ausgezeichneten Männern von literarischem Verdienst, welche sich in Mailand aufhielten, eingegangen, und sie alle bildeten einen glänzenden Verein, welcher über den gesunkenen Zustand des Landes unter fremdem Joche seufzte. Silvio selbst wurde als der Verfasser einer Tragödie bekannt, welche auf allen Theatern Italiens mit dem größten Beifalle gegeben wurde, und die von Lord Byron in das Englische übersetzt worden sein soll, obwohl sie sich in der Ausgabe seiner Werke nicht findet. Pellico war mit Byron in Mailand bekannt geworden und da er die Bewunderung theilte, welche in Italien und Deutschland für die Gedichte dieses berühmten Mannes weit tiefer gefühlt wurde, wie in Britannien, so übersetzte er das poetische Drama Manfred in italienische Prosa. Als er dasselbe Byron überreichte, drückte dieser seine Verwunderung darüber aus, wie er ein Gedicht in Prosa habe verwandeln können, und da Pellico behauptete, es sei unmöglich, dasselbe richtig in Versen zu übersetzen, so überreichte ihm Byron bei einem spätern Zusammentreffen seine eigene Tragödie in englisch-poetischem Gewande, als praktische Widerlegung seiner Ansicht.

Die großen Talente Pellico's, sowie sein liebenswürdiges, gefälliges Benehmen, machten seine Gesellschaft später in Mailand sehr gesucht. Der Graf Briche vertraute seiner Sorgfalt einen seiner Söhne und später wurde er Hofmeister der Söhne des Grafen Porro Lambertenghi, eines der reichsten lombardischen Adeligen, in dessen Hause er mit den ausgezeichnetsten Männern zusammenkam. Mit dem Grafen Porro selbst verband ihn die innigste Freundschaft.

Bekümmert über den allgemeinen Mangel an geistiger Bildung unter dem Volke und in der Ueberzeugung, daß die Gründung eines literarischen und wissenschaftlichen Journales den Geist des Publikums bilden würde, theilte Silvio im Jahre 1819 Porro und einigen andern literarischen Freunden den Gedanken mit. Alle waren darüber entzückt; Graf Porro streckte die zu diesem Zwecke nöthigen Gelder vor, und der Plan wurde ausgeführt. Das Journal erhielt den Namen Der Conciliator, und zählte zu seinen Mitarbeitern die ausgezeichnetsten Männer Italiens. Außer den zu Mailand ansäßigen gehörten dazu Romagnosi von Venedig, ein berühmter Rechtsgelehrter, Melchior Gioja, ein Nationalökonom; Manzoni, ein ausgezeichneter Dich-

ter und Prosaiker; Grossi, der Verfasser von Ildegonda; und Brechet. Maroncelli, welchen das Schicksal später zum Gefährten Pellico's in seiner Gefangenschaft bestimmte, war gleichfalls einer der Mitarbeiter.

Die Presse stand unter der strengsten Censur. Die österreichische Regierung schien bei dem geringsten Zeichen von liberaler Gesinnung zu zittern. Bald ward der Conciliator der Durchsicht des Censors ausgesetzt. Obwohl keine politischen Angelegenheiten besprochen wurden, so war doch der freisinnige Ton einiger Artikel über Literatur anstößig. Sie wurden gestrichen, und das Journal erschien mit halb weißen Spalten. Es wurde deßhalb aufgegeben.

Im Jahre 1820 fand die unglückliche Revolution zu Neapel statt. Die Befürchtungen der argwöhnischen österreichischen Regierungen waren aufgeregter als je. Es wurde eine Proklamation erlassen, in welcher die Todesstrafe für das Vergehen angedroht wurde, einer geheimen Gesellschaft anzugehören. Die Partei in Italien, welche es sich zum Zwecke machte, das schmerzhafte Joch der Fremden abzuschütteln, nannte man diejenige der Carbonari, an deren Unterdrückung jede italienische Regierung eifrig arbeitete. Der Kaiser von Oesterreich war nicht der Letzte; auf den bloßen Verdacht einer Unzufriedenheit hin wurden zahllose Verhaftungen in dem ganzen Gebiete vorgenommen, welches man als das „Lombardisch-venetianische Königreich" bezeichnet. Zwei ausgezeichnete Bürger Mailands waren wegen ihrer erleuchteten Bemühungen zur Verbesserung ihres Vaterlandes dem Argwohn der Regierung ausgesetzt. Dies waren die Grafen Porro und Confalonieri, welche einen großen Theil ihres Besitzthumes dem wahrhaft patriotischen Zwecke widmeten, Kinder- und andere Schulen zu gründen, die Künste zu fördern, und in Italien die großen Künste neuerer Zeit einzuführen. Confalonieri besuchte Paris und London, um die Art des Unterrichtes in den Schulen Frankreichs und Englands zu studiren, welche er sodann in Italien einführen wollte. Auch sandte er von London aus den nöthigen Apparat zur Gasfabrikation, um die Straßen Mailands zu beleuchten; die Kosten trugen er und Porro gemeinschaftlich. In Verbindung mit Alexander Visconti bauten sie auch das erste Dampfboot, welches in Italien erschien. Dies war die Thätigkeit, welche sie für die Oesterreicher zum Gegenstande des Hasses und des Argwohns machten. Auch die Mitarbeiter des auf Kosten Porro's gegründeten Conciliators wurden mit mißliebigem Blicke betrachtet. Es wurden Befehle zu Aller Verhaftung erlassen. Porro war der Einzige, welcher durch zeitige Flucht in das Ausland entkam. Confalonieri wurde vom Krankenbette und aus den Armen einer liebenden Gattin gerissen. Pellico und die Andern wurden alle verhaftet. Ach!

armer Pellico. Folgen wir ihm in das Gefängniß und hören wir ihn selbst die Geschichte seiner Leiden erzählen. *

Gefangenschaft zu Mailand.

Freitag den 13. Oktober 1820 wurde ich zu Mailand festgenommen und nach Santa Margerita, einem früheren Kloster, wo sich nunmehr das Hauptbureau der ausgedehnten Polizeieinrichtung befindet, geführt. Es war etwa drei Uhr Nachmittags, als ich nach einem Verhör der Obhut des Gefangenwärters übergeben wurde, der mich, nachdem er mich in das für mich bestimmte Zimmer geführt, höflich einlud, ihm gegen Zurückgabe zu geeigneter Zeit meine Uhr, meine Börse und Alles, was ich in meinen Taschen habe, zu übergeben; nachdem er Alles erhalten, wünschte er mir mit einer gewissen Höflichkeit guten Abend.

Nach nicht ganz einer halben Stunde kam ein Mittagessen; ich aß wenig, trank ein Glas Wasser und wurde allein gelassen. Mein Zimmer war im Erdgeschosse und ging auf einen Hofraum mit Kerkern rings umher; Kerker zur Rechten und zur Linken, gegenüber und über mir. Ich lehnte mich gegen das Fenster und stand dort einige Zeit, indem ich den Tritten der hin- und wiedergehenden Gefangenwärter, sowie den wüsten Liedern einiger Gefangenen lauschte.

Ich verfiel in Nachdenken: vor einem Jahrhunderte war dieses Gefängniß ein Nonnenkloster. Konnten die heiligen Büßerinnen, welche dasselbe bewohnten, je glauben, daß eines Tages ihre Zimmer nicht mehr von Gebeten und Wehklagen frommer Frauen, sondern von Gotteslästerungen und verwerflichen Zoten wiedertönen und den Auswurf der Gesellschaft in sich schließen würden — Unglückliche, welche für die Galeeren oder den Galgen bestimmt wären? Und wer wird in einem späteren Jahrhunderte in diesen Löchern athmen? Ach, wie schnell vergeht die Zeit, wie unbeständig ist Alles! Sollte sich Jemand beklagen, daß ihm das Glück nicht lächelt, oder sich betrüben, wenn er in das Gefängniß geworfen, und mit dem Galgen bedroht wird? Noch gestern war ich einer der glücklichsten Menschen! Heute habe ich Alles verloren, was mein Dasein freudig machte — Freiheit, Freunde, Hoffnung! Ich wäre thöricht, wenn ich mich selbst täuschte. Diesen Ort vertausche ich nur gegen einen abscheulicheren Kerker, oder ich verlasse ihn, um den Händen des Scharfrichters überantwortet zu werden. Sei es so! Wenn ich todt bin, so hat es wenig zu bedeuten, ob ich meinen letzten Seufzer in einem Kerker aushauche, oder ob ich mit aller Pracht des Leichenpompes nach dem Grabe getragen werde.

* Das folgende ist ein aus dem italienischen Originale übersetzter Abriß von Pellico's Erzählung.

So fand mein Geist Kraft in dem Gedanken an das unerbittliche Dahineilen der Zeit; aber bald bestürmte mich das Andenken an meinen Vater, meine Mutter, meine Schwestern, meine Brüder und an eine Familie, welche ich so zärtlich liebte, als ob sie die meinige wäre, und die Beweise der Philosophie wurden machtlos. Weichere Gedanken kamen über mich, und ich weinte wie ein Kind.

Während der Nacht schlief ich wenig. Ich ergab mich allmählig in mein unglückliches Schicksal. Gegen Morgen hörte meine Aufregung auf und ich war erstaunt über die Veränderung. Ich dachte noch an meine Eltern und an alle meine Lieben, allein ich verzweifelte nicht mehr an ihrer geistigen Kraft; die Erinnerung an die tugendhaften Gefühle, welche ich sie bei früherem Unglücke an den Tag legen sah, trösteten mich ihretwegen.

Im Verlaufe des folgenden Tages wurde ich wieder zu einem Verhöre berufen und ohne eine andere Unterbrechung, als die mir für meine Mahlzeiten gestattete Zeit, wurde dies, mehre Tage hinter einander wiederholt.

Während der Prozeß so fortgesetzt wurde, entschwanden die Tage schnell in Folge der beständigen Thätigkeit, in welcher mein Geist wegen der Nothwendigkeit, ohne Unterbrechung die verschiedenartigsten Fragen zu beantworten, gehalten wurde; während der Pause des Verhöres mußte ich meine Kräfte sammeln, und mir Alles zurückrufen, was man mich gefragt, sowie was ich geantwortet hatte, und Alles bedenken, worüber man mir in der nächsten Zeit Fragen vorlegen könnte.

Am Ende der ersten Woche begegnete mir ein höchst grausames Mißgeschick. Mein armer Freund Piero, ebenso begierig, wie ich, eine Verbindung zwischen uns herzustellen, schrieb mir einen Brief, und sandte ihn nicht durch einen Secondino (Diener des Gefängnisses), sondern durch einen unglücklichen Gefangenen, der zu Besorgung des Dienstes in unsern Zimmern verwendet wurde. Er war ein Mann von sechzig bis siebenzig Jahren und ich weiß nicht zu wie viel monatlicher Haft verurtheilt. Mit einer Nadel, welche ich besaß, stach ich mich in den Finger und schrieb mit meinem Blute einige Zeilen, welche ich dem Boten übergab. Unglücklicher Weise wurde er bemerkt, mit dem Billet ergriffen, und, wenn ich nicht irre, gepeitscht. Ich hörte fürchterliches Jammern, das mich berührte, als käme es von dem armen alten Manne. Ich sah ihn später nie mehr.

Vor die Schranken gerufen, schauderte ich, als man mir den kleinen mit Blut bedeckten Brief vorzeigte, obwohl er, Dank sei dem Himmel, nichts Gefährliches enthielt, denn es waren nur einige Worte freundlicher Begrüßung. Ich wurde gefragt, womit ich mir Blut verschafft. Die Nadel wurde mir abgenommen und die Schurken lachten höhnisch. Aber ich konnte nicht

lachen! Ich konnte das Gesicht des alten Boten nicht vergessen. Ich hätte gerne seine Strafe erduldet, um ihm Verzeihung auszuwirken; und als ich das Jammern hörte, welches ich ihm zuschrieb, löste sich mein Herz in Thränen auf.

Vergebens fragte ich zu wiederholten Malen den Gefangenwärter und seine Secondini nach ihm. Sie schüttelten den Kopf und sagten: „Er hat schwer für seinen Fehler gebüßt, er wird es nicht wieder thun; er ist jetzt etwas ruhiger.“ Und sie weigerten sich, eine weitere Erklärung zu geben. Bezog sich dies auf das enge Gefängniß, in welches der Unglückliche gesperrt wurde, oder wollten sie sagen, der Unglückliche sei an den Streichen oder deren Folgen gestorben?

Eines Tages glaubte ich ihn auf der entgegengesetzten Seite des Hofraumes unter dem Säulengange mit einer Last Holz auf den Schultern zu erblicken, und mein Herz schlug, als ob ich einen Bruder gesehen hätte. Als ich die Qual, Fragen zu beantworten, nicht länger auszustehen hatte, und mich nichts mehr während des Tages beschäftigte, empfand ich erst das Gewicht der Einsamkeit in all seiner Bitterkeit.

Man gestattete mir eine Bibel und ein Exemplar von Dante; der Gefangenwärter stellte seine ganze Bibliothek zu meiner Verfügung, welche einige Romane von Scuderi, Piazzi und anderen noch Schlimmeren enthielt; allein mein Geist war viel zu aufgeregt, als daß er sich einer Lektüre gewidmet hätte. Ich lernte jeden Tag einen Gesang Dante's auswendig; allein diese Uebung war so mechanisch, daß ich in der Folge weniger an die Verse, als an mein Unglück dachte. Ebenso war es, wenn ich etwas Anderes las, gewisse Bibelstellen ausgenommen, welche einen tiefen Eindruck auf meine Gefühle machten und mir Kraft und Ergebung einflößten. Frei leben ist etwas weit Angenehmeres, als im Gefängnisse leben, und doch hat selbst in dem düsteren Gefängnisse, wenn man bedenkt, daß Gott gegenwärtig ist, daß die Freuden dieser Welt vergänglich sind, daß wahre Glückseligkeit in einem guten Gewissen besteht, das Leben einen Reiz. In weniger als einem Monate ergab ich mich in mein Schicksal mit einer Ruhe, die, wenn nicht vollkommen, doch wenigstens erträglich war. Ich sah ein, daß mein Loos kein anderes sein könne, als entweder der Galgen oder eine lange Gefangenschaft, da ich nicht die schändliche Handlung begehen, und meine Straflosigkeit durch das Verderben Anderer erkaufen wollte. Ich schickte mich daher an, mich mit meinem Schicksal zu versöhnen; ich will athmen, so lange man mir ein bischen Luft gestattet; und wenn sie mir dies nicht mehr bewilligen, so werde ich thun, was alle Anderen bei dem letzten Athemzuge thun — ich werde sterben.

Ich that mein Mögliches, um mit Allem zufrieden zu sein

und meinem Geiste alle mögliche Genüsse zu verschaffen. Meine gewöhnlichste Beschäftigung bestand in Aufzählung der Vortheile, welche mein Dasein verherrlicht hatten: ein ausgezeichneter Vater, eine ausgezeichnete Mutter, ausgezeichnete Brüder und Schwestern, diese und jene Freunde, eine gute Erziehung, Freude an den Wissenschaften u. s. f.; wer war glücklicher gewesen als ich? Warum sollte ich Gott nicht danken, wenn auch dieses Glück im gegenwärtigen Augenblicke durch mißliche Umstände gestört war! Bisweilen wurde ich bei dieser Aufzählung weichherzig und weinte einen Augenblick; mein Muth und meine Beruhigung kehrten jedoch bald wieder zurück.

Während der ersten Tage hatte ich mir einen Freund gemacht; es war nicht der Gefangenwärter, auch keiner seiner Secondini, auch keiner von denen, welche meinen Prozeß führten. Gleichwohl spreche ich von einem menschlichen Wesen. Wer war es denn? Ein taubstummes Kind von fünf bis sechs Jahren. Vater und Mutter waren Verbrecher, und das Gesetz hatte über sie verfügt. Die unglückliche kleine Waise wurde mit einigen andern Kindern, welche sich in derselben Lage befanden, von dem Staate aufgezogen. Sie lebten alle in einem dem meinigen gegenüberliegenden Zimmer; zu gewissen Stunden des Tages wurde ihre Thüre geöffnet, und sie kamen heraus, um in dem Hofe frische Luft zu schöpfen.

Der taubstumme Knabe kam unter mein Fenster, lächelte mir zu und machte einige Geberden. Ich warf ihm ein Stück Brod zu; er nahm es auf, machte aus Freude einige Sprünge, eilte zu seinen Gespielen, gab Allen etwas und kam hernach wieder, um seinen kleinen Theil in der Nähe meines Fensters zu verzehren, wobei er mir seine Dankbarkeit durch ein Lächeln aus seinen schönen Augen ausdrückte.

Die anderen Kinder sahen mich aus der Entfernung an, allein sie wagten es nicht, herbeizukommen. Der Taubstumme hatte eine große, übrigens äußerst uneigennützige Liebe für mich. Manchmal wußte er nicht, was er mit dem Brode, welches ich ihm zugeworfen, anfangen sollte, und dann gab er mir durch Zeichen zu verstehen, daß er und seine Kameraden genug gegessen hätten und nicht mehr verzehren können. Wenn er einen Secondino in mein Zimmer gehen sah, so gab er ihm das Brod, um es mir wieder zuzustellen.

Obwohl er nichts von mir erwartete, spielte er doch fortwährend mit ergötzlicher Anmuth unter meinem Fenster, und suchte darin sein Glück, daß er von mir gesehen würde. Einmal erlaubte ihm ein Secondino, mit in mein Gefängniß zu kommen. Kaum war der Knabe eingetreten, so stürzte er mir zu Füßen, umschlang meine Kniee und stieß einen Freudenschrei aus. Ich schloß ihn in meine Arme und kann das Entzücken nicht be-

schreiben, mit welchem er mich liebkoste. Wie viel Liebe lag in dieser zarten, kleinen Brust! Wie sehr wünschte ich, den Knaben zu erziehen und ihn aus seinem elenden Zustande zu retten!

Nie erfuhr ich seinen Namen; er selbst wußte nicht, ob er einen solchen habe. Er war immer heiter, und ich sah ihn nur einmal weinen, als er, ich weiß nicht weßhalb, von dem Gefangenwärter geschlagen wurde. Sonderbar! Wir halten es für das größte Unglück, an solchen Orten zu leben, und doch war dieses Kind dort gewiß ebenso glücklich, als es der Sohn eines Fürsten in diesem Alter sein kann.

In der Einsamkeit meines Kerkers und bei dem heftigen Verlangen nach einem geliebten Gegenstande dachte ich mit Vergnügen an meinen ferneren Verkehr mit dem armen Kinde; allein ich sollte enttäuscht werden. Eines Tages wurde ich in ein Gefängniß auf der anderen Seite des Hofraumes gebracht, aber ach! ich war nicht mehr im Erdgeschosse, nicht mehr an einem Orte, wo ich mit meinem kleinen Stummen verkehren konnte. Als ich über den Hof ging, sah ich das gute Kind in Angst und Betrübniß am Boden sitzen. Der Knabe hatte verstanden, daß er mich verlieren werde. Plötzlich sprang er auf und eilte auf mich zu; die Secondini hätten ihn gerne weggebracht; ich schloß ihn in meine Arme und küßte ihn, so schmutzig er war, zärtlich; sodann trennte ich mich von ihm — soll ich es gestehen? — mit Thränen in den Augen.

In meinem neuen, äußerst düsteren und unreinlichen Zimmer, wo ich mich aller Verbindung mit meinem kleinen Stummen beraubt sah, überwältigte mich die Schwermuth. Ich blieb einige Stunden an dem Fenster, welches auf eine Galerie ging, und von wo aus ich den Boden des Hofes, so wie das Fenster meiner früheren Wohnung sehen konnte. Wer war denn dort mein Nachfolger? Ich sah einen Gefangenen mit den sehr raschen Schritten eines aufgeregten Mannes auf- und abgehen. Zwei oder drei Tage später sah ich, daß man ihm Schreibmaterialien gegeben hatte, und er blieb sodann den ganzen Tag an seinem Tische.

Endlich erkannte ich ihn. Er kam mit dem Gefangenwärter aus seinem Zimmer und ging in das Verhör. Es war Melchio Gioja, ein liebenswürdiger Mann und der tiefste Denker, der sich in neuerer Zeit in Italien mit Nationalökonomie beschäftigt hatte. Ich fühlte schwere Pein. Auch Du, würdiger Mann, bist hier!

Nachdem ich einige Zeit damit zugebracht, daß ich ihn betrachtete, und aus seinen Bewegungen zu ersehen mich bemühte, ob sein Gemüth ruhig oder aufgeregt sei, gab ich ihm meine besten Wünsche, und fand mich gestärkter, reicher an Gedanken, zufriedener mit mir selbst. Hieraus sieht man, daß selbst der Anblick eines menschlichen Wesens, für welches man Mitge-

fühl hegt, hinreicht, die lästige Einsamkeit erträglicher zu machen. Diese Wohlthat war mir zuerst durch einen armen stummen Knaben geworden; jetzt fühlte ich sie durch den fernen Anblick eines Mannes von großem Verdienste.

Irgend ein Secondino sagte ihm ohne Zweifel, wer ich sei. Als er eines Morgens sein Fenster öffnete, grüßte er mich durch Winken mit seinem Taschentuche; ich bediente mich desselben Mittels, um seinen Gruß zu erwidern. O! welche Freude erfüllte meine Brust in diesem Augenblicke! Es war mir, als sei jede Entfernung aufgehoben, als seien wir zusammen; mein Herz schlug wie das eines Liebenden, wenn er mit der Geliebten zusammen kommt; wir machten Geberden, ohne einander zu verstehen, und zwar mit einer Lebhaftigkeit, als wüßten wir vollkommen, was wir gegenseitig ausdrücken wollten. Wir verstanden einander auch wirklich; diese Geberden drückten Alles aus, was unsere Seelen fühlten, und Jeder von uns wußte, was in dem Inneren des Anderen vorging.

O, welchen Trost schien uns diese Zeichensprache für die Zukunft zu versprechen! Die Zukunft kam; allein unsere Zeichen wurden nicht wiederholt! So oft ich Gioja wieder an dem Fenster sah, winkte ich ihm mit meinem Taschentuche zu, jedoch vergebens! Der Secondino sagte mir, derselbe habe den Befehl erhalten, meine Zeichen weder hervorzurufen, noch solche zu erwidern. Nichtsdestoweniger sah er häufig nach mir, und ich eben so häufig nach ihm; und so wußten wir, wie Vieles wir einander zu sagen haben. Nach wenigen Wochen erfuhr ich zu meinem Troste, daß der würdige Mann auf freien Fuß gesetzt worden sei. (Er ist seither gestorben.)

Eines Morgens trat ein Beamter zu mir, welcher mein Verhör aufgenommen hatte, und sagte mir ziemlich geheimnißvoll, ich solle mich auf einen Besuch vorbereiten, welcher mir angenehm sein werde; und als er mich hinlänglich vorbereitet glaubte, sagte er: „Es ist Ihr Vater; haben Sie die Güte, mir zu folgen." Von freudigen und weichen Gefühlen aufgeregt, folgte ich ihm nach dem Gerichtszimmer, und bemühte mich, eine heitere Miene anzunehmen, um meinen Vater zu beruhigen.

Als dieser von meiner Verhaftung hörte, glaubte er, dieselbe sei wegen unbedeutender Verdachtsgründe vorgenommen worden, und ich würde mich bald wieder in Freiheit befinden; als er aber sah, daß meine Gefangenschaft sich verlängere, suchte er bei der österreichischen Regierung meine Freisprechung nach. Bedauernswerthe Täuschung väterlicher Liebe! Mein Vater konnte nicht schnell genug begreifen, daß ich mich der Rache des Gesetzes ausgesetzt habe, und die erkünstelte Beruhigung, mit welcher ich mich gegen ihn äußerte, brachte ihm die Ueberzeugung bei, daß ich nichts Schlimmes befürchte.

Die kurze Unterredung, welche man uns vergönnte, ging mir näher, als ich sagen kann, und dies um so mehr, als ich mir Gewalt anthat, jedes Anzeichen hievon zu unterdrücken. Die schwierigste Aufgabe bestand darin, meine Aufregung zu verbergen, als der Augenblick der Trennung herankam.

Ich war überzeugt, daß Oesterreich unter den damals in Italien bestehenden Verhältnissen Beispiele von außerordentlicher Strenge geben, und daß man mich zum Tode oder zu langer Gefangenschaft verurtheilen werde. Diese Ueberzeugung verbarg ich vor meinem Vater, schmeichelte ihm mit der Hoffnung auf meine baldige Freiheit, enthielt mich der Thränen, während ich ihn umarmte, oder von meiner Mutter, meinen Brüdern, meinen Schwestern sprach, welche ich wenigstens auf dieser Welt nie wieder zu sehen hoffen durfte, ohne daß meine Stimme von Seufzern unterbrochen wurde; ich bat ihn, er möchte mich wo möglich wieder besuchen — o niemals that ich mir solche Gewalt an!

Er verließ mich beinahe getröstet, und ich kehrte mit zerrissenem Herzen in mein Gefängniß zurück. Kaum war ich allein, so versuchte ich meine Aufregung dadurch zu erleichtern, daß ich mich den Thränen überließ; diese Linderung war mir versagt. Ich brach in Seufzer aus, allein ich konnte keine Thräne vergießen. In dem schrecklichsten Kummer nicht weinen zu können, ist das bedauernswürdigste Unglück, und ich hatte dasselbe oft zu tragen.

Auch ergriff mich ein brennendes Fieber, verbunden mit heftigen Kopfschmerzen. Ich konnte während des ganzen Tages keinen Löffel Suppe zu mir nehmen. Am folgenden Tage gewann ich meine Kraft wieder und meine Gefühle beruhigten sich.

Am Neujahrstage 1821 erhielt der Graf Luigi Porro die Erlaubniß, mich zu besuchen. Die innige und warme Freundschaft, welche uns vereinte, die zahllosen Dinge, welche wir uns zu sagen wünschten, das Hinderniß, welches die Gegenwart eines Beamten dem Ueberströmen unserer Herzen entgegenstellte, die kurze Zeit, welche wir beisammen sein durften, die düsteren Vorgefühle, welche sich mir aufdrängten, unsere gegenseitigen Anstrengungen, ruhig zu erscheinen — alles dies reichte hin, in meinem Herzen einen fürchterlichen Sturm anzufachen. Getrennt von einem so theueren Freunde, fühlte ich mich ruhig; sehr aufgeregt, aber dennoch ruhig. Dies ist die Wirksamkeit der Behütung vor heftigen Aufregungen!

Gefangenschaft zu Venedig.

Es trug sich nichts Bemerkenswerthes zu, bis ich in der Nacht vom 18. auf den 19. Februar durch den Lärm von Riegeln und Schlössern aufgeweckt wurde und mehre Männer mit einer Laterne eintreten sah. Mein erster Gedanke war, sie

seien gekommen, um mich zu morden; während ich sie mit Besorgniß betrachtete, sah ich jedoch den Grafen B. auf mich zukommen, der mich höflich bat, ich möchte mir wegen augenblicklicher Abreise die Mühe nehmen, mich so schnell als möglich anzukleiden.

Dieses Begehren befremdete mich, und ich war thöricht genug, zu glauben, man wolle mich an die Grenze von Piemont führen. War es möglich, daß ein so drohender Sturm auf diese Art zerstreut werden würde? Daß ich wieder die süße Freiheit genießen sollte? Daß ich noch einmal meine geliebten Eltern, Schwestern und Brüder umarmen sollte?

Solche Täuschungen bewegten mich einige Augenblicke. Ich kleidete mich eilig an und folgte meinen Gefährten. „Wohin gehen wir?" fragte ich den Grafen, als ich mit ihm und einem Offizier der Gendarmerie in den Wagen stieg.

„Ich kann es Ihnen erst sagen, wenn wir eine Meile über Mailand hinaus sind," war seine Antwort. Ich sprach nichts. Es war eine schöne Nacht und der Mond schien heiter. Ich blickte auf diese wohlbekannten Straßen, in welchen ich so viele Jahre glücklich umhergewandelt, auf die Häuser und die Kirchen. Alles rief in mir tausend liebliche Erinnerungen zurück.

Die öffentlichen Gärten, wo ich so oft mit Monti, Ludovico di Breme, Pietro Borsieri, Porro und seinen Söhnen, und andern Lieben in lebenskräftiger und hoffnungsvoller Unterhaltung gegangen war — ach! als ich zum letztenmale auf sie blickte, während wir rasch dahin fuhren, fühlte ich, daß ich sie geliebt hatte, daß ich sie noch immer liebte! Als wir durch das östliche Thor fuhren, drückte ich den Hut in die Augen und weinte unbemerkt.

Wir waren mehr als eine Meile weit gefahren, als ich zu dem Grafen B. sagte: „Ich denke, wir gehen nach Verona?" — „Viel weiter," erwiderte er, „wir gehen nach Venedig, wo ich Sie einer Specialcommission zu übergeben habe."

Wir reisten ohne Aufenthalt und erreichten am 20. Februar Venedig. Im Monat September des vorhergehenden Jahres, einen Monat vor meiner Verhaftung, war ich in Venedig und hatte dort mit einer zahlreichen, heiteren Gesellschaft in dem Hotel della Luna gespeist. Es war sonderbar, daß der Graf und der Gendarm mich in eben dieses Hotel führten.

Ein Diener des Hotels zitterte, als er mich erkannte und mich trotz der Verkleidung des Gendarmen und seiner Trabanten, die als Bedienten mich begleiteten, in den Händen der Polizei bemerkte. Ich freute mich über dieses Zusammentreffen, denn ich durfte versichert sein, daß der Diener mehre Personen von meiner Ankunft benachrichtigen würde.

Wir speisten, und hierauf wurde ich nach dem Palaste des Dogen geführt, wo jetzt der Gerichtshof seinen Sitz hat. In dem

Palaste angekommen, übergab mich der Graf dem Gefangenwärter, und als er Abschied von mir nahm, umarmte er mich in sichtbarer Gemüthsbewegung.

Schweigend folgte ich dem Gefangenwärter. Nachdem wir durch mehre Galerien und Zimmer gekommen waren, erreichten wir eine kleine Treppe, welche uns unter die seit der Zeit der Republik Venedig als Staatsgefängnisse berüchtigten Bleidächer führte. Hier schrieb der Gefangenwärter meinen Namen auf und schloß mich in das für mich bestimmte Zimmer ein. Die Bleidächer sind der oberste Theil des alten Palastes des Dogen, welcher ganz mit Blei gedeckt ist.

Mein Zimmer hatte ein großes Fenster mit ungeheuren Eisenstangen und ging auf das gleichfalls mit Blei gedeckte Dach der St. Markuskirche. Jenseits der Kirche sah ich das äußerste Ende der Piazza und nach allen Seiten hin eine Unzahl von Kuppeln und Kirchthürmen. Der riesenhafte Thurm der St. Markuskirche war nur durch die Länge der Kirche von mir getrennt, und ich hörte die oben befindlichen Leute reden, wenn sie überhaupt ihre Stimmen erhoben. Links von der Kirche konnte ich auch einen Theil des großen Palasthofes und einen der Eingänge sehen. In diesem Theile des Hofes stand ein offener Brunnen mit einem beständigen Zuflusse an Wasser. Allein von meiner Höhe aus erschienen diejenigen, welche ich sah, wie Kinder, und ihre Worte konnte ich nur unterscheiden, wenn sie sehr laut schrien. Ich war somit noch einsamer als in dem Gefängnisse zu Mailand.

In den ersten Tagen verursachten die Besorgnisse wegen des von der Specialcommission gegen mich eingeleiteten Criminalprozesses in mir einen Grad von Schwermuth, welche wohl durch das bittere Gefühl vollständiger Einsamkeit noch vermehrt wurde. Ich war überdies entfernter von meiner Familie und erhielt keine Nachrichten mehr von meinen Angehörigen. Die neuen Gesichter, welche ich sah, flößten mir keinen Widerwillen ein; es lag jedoch eine Ernsthaftigkeit in denselben, welche mich beunruhigte. Das Gerücht hatte die Verschwörungen der Milanesen und des übrigen Italien behufs der Erlangung einer Unabhängigkeit übertrieben, und ich war in den Augen dieser Leute einer von denjenigen, welche unter den Anstiftern dieser Tollheit am wenigsten der Verzeihung würdig waren. Meine unbedeutende literarische Berühmtheit war dem Gefangenwärter, seiner Frau, seiner Tochter, seinen Söhnen, ja sogar zweien der Secondini bekannt. Wer sollte es glauben, daß sie einen Tragödiendichter als eine Art von Zauberer betrachteten? Sie waren ernsthaft, mißtrauisch, wißbegierig auf Alles, was auf mich Bezug hatte, jedoch zugleich voll Höflichkeit.

Nach einiger Zeit wurden sie weniger zurückhaltend und

schienen ziemlich gute Leute. Die Frau war ganz dazu geschaffen, das Aussehen und den Charakter eines Gefangenwärters zu behaupten. Ihr Gesicht hatte einen äußerst barschen Ausdruck und trug die Spuren von vierzig Jahren oder etwas mehr; sie sprach wenig Worte, und außer ihren eigenen Söhnen gab sie Niemanden Zeichen von Wohlwollen.

Gewöhnlich brachte sie mir Morgens und nach Tische meinen Kaffee, sowie auch Wasser, Wäsche u. s. w. Meist begleitete sie ihre Tochter, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, die nicht hübsch war, aber in ihren Blicken einen Ausdruck von Mitleid hatte, und ihre beiden Söhne, von denen der eine dreizehn, der andere zehn Jahre alt war. Wenn ihre Mutter ging, so folgten sie ihr und wandten ihre jungen Gesichter freundlich gegen mich, wenn sich die Thüre schloß. Der Gefangenwärter kam nie in mein Zimmer, außer wenn er mich nach dem Gerichtssaale zu führen hatte, wo die Commission mich verhörte. Die Secondini kamen selten, da sie die, ein Stockwerk weiter unten gelegenen Polizeigefängnisse, welche stets mit Räubern angefüllt waren, zu besorgen hatten. Einer von diesen Secondini war ein alter Mann von siebenzig Jahren, noch ganz tüchtig für ein so ermüdendes Leben, welches darin besteht, ohne Unterlaß Treppen auf Treppen ab von einem Gefängnisse zum andern zu rennen; der andere war ein junger Mann von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren.

Meine Verhöre wurden wieder aufgenommen. Ich wurde mit den mir vorgelegten Fragen und den Verdachtgründen, welche man meinen Beweggründen unterlegte, gequält. Ohne die Tröstungen der Religion wäre ich toll geworden.

Meine Einsamkeit nahm inzwischen zu. Die beiden Söhne des Gefangenwärters, welche mich im Anfange bisweilen besuchten, wurden auf die Schule gesandt, und da sie später nur noch kurze Zeit zu Hause blieben, kamen sie nicht mehr zu mir. Mutter und Tochter, die, wenn die Söhne dabei waren, oft stehen blieben und mit mir sprachen, kamen nur noch, um mir meinen Kaffee zu bringen und entfernten sich sogleich wieder. Um die Mutter kümmerte ich mich wenig, da sie nicht viel Mitleid zeigte; die Tochter dagegen hatte in ihren Blicken und Worten eine Sanftmuth, welche nicht ohne Werth für mich war. Wenn sie meinen Kaffee brachte und sagte: „Ich habe ihn selbst gemacht,“ so fand ich ihn gewiß ausgezeichnet; wenn sie sagte: „Der ist von der Mama,“ so war es heißes Wasser.

Da ich menschliche Geschöpfe so selten sah, so wandte ich meine Aufmerksamkeit einigen Ameisen zu, welche zu meinem Fenster heraufkamen, und fütterte sie so reichlich, daß sie ein ganzes Heer ihrer Mitgeschöpfe mitbrachten, wodurch von denselben mein Fenster bald angefüllt wurde. Ebenso beschäftigte ich

mich mit einer Spinne, welche ihr Gewebe an einer der Wände spann; ich gab ihr Schnaken und Fliegen, und sie wurde so zutraulich, daß sie auf mein Bett, ja auf meine Hand kam, um ihre Beute zu erhaschen.

Ich wollte, diese Insekten wären die einzigen gewesen, welche mich besuchten! Es war jetzt Frühling und die Schnaken nahmen fürchterlich an Zahl zu. Der Winter war sehr mild gewesen und nach einigen Märzwinden stellte sich die Hitze ein. Man kann sich unmöglich vorstellen, wie heiß die Luft in meiner Höhle wurde; südlich gelegen unter einem Bleichdache, mit einem auf das gleichfalls mit Blei gedeckte Dach der St. Markuskirche gehenden Fenster, war die Strahlenbrechung fürchterlich. Ich konnte kaum athmen. Ich hatte keinen Begriff von einer so drückenden Hitze. Zu dieser an sich schon hinlänglich großen Plage kamen so ungeheuere Schwärme von Schnaken, daß, wenn ich die geringste Bewegung machte und sie verjagte, ich vollständig überdeckt wurde, — Bett, Tisch, Stuhl, Fußboden, Wände, Täfelung, das ganze Zimmer war von ihnen angefüllt — einer zahllosen Menge, welche mit unerträglichem Gesumse durch das Fenster kam und ging. Die Bisse dieser Insekten sind wirklich schmerzhaft; und wenn man von Morgens bis Nachts und von Nachts bis Morgens gestochen wird, so daß die Aufmerksamkeit stets auf Erfindung von Mitteln zu Linderung der Plage gerichtet ist, so haben Geist und Körper wahrlich genug zu leiden.

Als ich diese unglücklichen Besuche durch Erfahrung kennen lernte und kein anderes Zimmer bekommen konnte, fühlte ich wieder eine Neigung zum Selbstmorde in mir erwachen und fürchtete bisweilen, ich möchte wahnsinnig werden. Jene tolle Gedanken dauerten jedoch, Gott sei Dank, nicht lange, und die Religion richtete mich wieder auf. Sie überzeugte mich, daß der Mensch dulden, und zwar mit Festigkeit dulden müsse; sie ließ mich trotz meines Jammers eine gewisse Freude, eine wollüstige Befriedigung an dem Gedanken finden, daß ich nicht unterlegen sei, sondern über jedes Uebel mich erhoben habe.

Um meinen Geist zu stärken und zu beschäftigen, faßte ich den Entschluß, meine Gedanken niederzuschreiben. Nun ordnete die Commission, als sie mir Federn, Tinte und Papier verwilligte, unglücklicher Weise an, daß die Bogen gezählt würden und verbot mir, einen einzigen zu vernichten, indem sie sich das Recht vorbehielt, zu untersuchen, welchen Gebrauch ich davon gemacht. Um den Mangel an Papier zu ersetzen, nahm ich meine Zuflucht zu dem unschuldigen Kunstgriffe, mit einem Stücke Glas einen rauhen Tisch, welchen ich besaß, zu glätten, und hier schrieb ich jeden Tag meine langen Betrachtungen über die Pflichten der Menschheit und besonders über meine eigenen nieder.

Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß die unter solcher

Beschäftigung dahin fließenden Stunden troß der Schwierigkeit, mit welcher ich wegen der außerordentlichen Hiße athmete, und troß der schmerzhaften Stiche der Schnaken, mir angenehm erschienen. Um die Zahl dieser Stiche zu vermindern, sah ich mich genöthigt, ungeachtet der Hiße, Kopf und Beine einzuhüllen und nicht nur mit Handschuhen, sondern mit verbundenen Handgelenken zu schreiben, um die kleinen Thiere zu verhindern, unter den Aermeln hinaufzukriechen.

Diese meine Betrachtungen nahmen eine biographische Form an. Ich schrieb die Geschichte von Allem, was seit meiner Kindheit in mir zum Guten oder Bösen gewirkt hatte. Ich erörterte Fragen mit mir selbst und vergewisserte mich, so weit thunlich, über all mein Wissen und alle meine Begriffe von den verschiedenen Gegenständen.

Als die ganze brauchbare Oberfläche des Tisches vollgeschrieben war, las ich und las wieder, dachte über meine eigenen Betrachtungen nach und entschloß mich endlich (oft mit Widerwillen), mit dem Glase das Geschriebene auszukraßen, so daß die Fläche wieder neue Eindrücke meiner Gedanken aufnehmen konnte. So seßte ich meine Geschichte fort, wobei ich oft von Abschweifungen aller Art, einer Analyse, eines Punktes in der Metaphysik, Moral, Politik oder Religion, unterbrochen wurde; wenn Alles voll war, so fing ich wieder an zu lesen, las wieder und löschte dann aus.

Um jedes Hinderniß meiner offenen und freien Sprache mit mir selbst wegen der gesammelten Thatsachen und meiner Ansichten hinwegzuräumen, sowie um die Folgen eines inquisitorischen Besuches zu vermeiden, schrieb ich in einer Art von Jargon, d. h. mit Verseßungen von Buchstaben und Abkürzungen, welche mir ganz geläufig waren. Indessen erhielt ich keinen solchen Besuch, und Niemand dachte daran, daß diese traurige Zeit für mich so ruhig verstrich. Wenn ich den Gefangenwärter oder sonst Jemanden die Thüre öffnen hörte, so bedeckte ich den Tisch mit einem Tuche und stellte das Tintenzeug, sowie das legale Buch Papier darauf.

Auch diesem Buche wurden einige meiner Stunden gewidmet, welche sich bisweilen auf einen ganzen Tag oder eine ganze Nacht ausdehnten. Ich schrieb mehre dramatische und poetische Werke.

Da es für mich nicht leicht war, so schnell als ich wünschte, weiteres Papier zu erhalten, wenn das mir früher gelieferte zu Ende war, so schrieb ich meine ersten Gedanken für eine Ausarbeitung auf den Tisch oder das leere Papier, in welchem ich Feigen oder andere Früchte, welche man mir gebracht, getrocknet hatte. Bisweilen veranlaßte ich einen der Secondini dadurch, daß ich ihm mein Mittagessen gab und ihm sagte, ich habe keinen

Appetit, mir einige Bogen Papier zum Geschenke zu bringen. Dieses Kunstgriffes bediente ich mich nur, wenn der Tisch bereits ganz überschrieben war und ich es nicht über mich gewinnen konnte, etwas auszukratzen.

Unter solchen Bemühungen, mich zu unterhalten, verstrich der Sommer. In der zweiten Hälfte des Septembers nahm die Hitze ab. Der Oktober kam und ich freute mich, ein Zimmer zu haben, welches im Winter angenehm sein mußte. Allein eines Morgens kam der Gefangenwärter und kündigte mir an, daß er Befehl erhalten habe, meine Wohnung zu ändern.

Obwohl ich viel in diesem Zimmer gelitten, verließ ich es doch ungerne, nicht nur weil es bei kaltem Wetter bequem sein mußte, sondern aus manchen andern Gründen. Vor Allem hatte ich hier diese Ameisen, die ich mit einer Liebe und Sorgfalt pflegte, welche man väterlich hätte nennen können, wenn der Ausdruck nicht lächerlich wäre. Einige Tage vorher verlief sich eine Spinne, welche vertraut mit mir geworden war, ich weiß nicht aus welchem Grunde; wer weiß, dachte ich, ob sie sich nicht meiner erinnert und zurückkehrt? Und nun ich fort bin, wird sie bei ihrer Rückkehr das Gefängniß leer finden; oder wenn sie einen neuen Gast trifft, so ist dieser vielleicht ein Feind der Spinnen, der mit seinem Pantoffel dieses schöne Gewebe vernichtet und das arme Thier zertritt.

Das Zimmer, in welches man mich brachte, war gleichfalls unter den Bleidächern; es lag jedoch gegen Nordwest und hatte auf jeder Seite ein Fenster — ein Ort zu beständigem Schnupfen und äußerst kalt während der Wintermonate.

Das Fenster gegen Westen war sehr breit, dasjenige gegen Norden sehr schmal und hoch und befand sich unmittelbar über meinem Bette.

Ich sah aus dem ersteren und fand, daß es gegen den Palast des Patriarchen sich öffnete. Andere, dem meinigen nahe Gefängnisse befanden sich in einem Flügel von geringer Ausdehnung zur Rechten und in einer Verlängerung des Gebäudes gegenüber von mir. In dieser Verlängerung waren zwei Gefängnisse, das eine über dem anderen. Das untere hatte ein ungeheuer großes Fenster, durch welches ich einen Mann in sehr prächtigem Anzuge umhergehen sah. Es war der Signor Caporali di Cesena. Er sah mich, gab mir ein Zeichen, und wir theilten einander unsere Namen mit.

Später hätte ich gerne untersucht, wohin man aus dem andern Fenster sehe. Ich stellte den Tisch auf das Bett, auf diesen einen Stuhl und stieg auf diesen letzteren, wo ich mich sodann auf einer Höhe mit einem Theile des Palastdaches sah. Jenseits des Palastes hatte ich eine schöne Aussicht auf die Stadt und den Kanal.

Ich stand so da und erfreute mich an der herrlichen Aussicht, und als ich die Thüre öffnen hörte, rührte ich mich nicht. Es war der Gefangenwärter, der, als er mich so hoch oben sah und vergaß, daß ich nicht wie ein Zauberer durch das Eisengitter schlüpfen könne, glaubte, ich sei im Begriffe zu entfliehen, und trotz der Lendenschmerzen, welche ihn quälten, auf das Bett spang, mich bei den Beinen ergriff und wie ein Adler schrie.

„Sehen Sie nicht," sagte ich, „einfältiger Mann, daß mir das eiserne Gitter die Flucht unmöglich macht? Begreifen Sie nicht, daß ich aus Neugierde hier herauf gestiegen bin?"

„Ich sehe, Herr, ich sehe; ich verstehe; aber kommen Sie herab, ich bitte Sie, kommen Sie herab; die Lockung zur Flucht ist zu groß." Unter Lachen stieg ich herab.

An den Fenstern der Seitengefängnisse erkannte ich sechs Andere, welche wegen politischer Ursachen in Haft waren. So sah ich mich in dem Augenblicke, wo ich mich für eine vollkommene Abgeschiedenheit, als ich sie früher erfahren, vorbereiten wollte, in einer Art von Welt, und konnte bisweilen Zeichen der Höflichkeit und des Mitleidens austauschen.

Der Monat Oktober brachte mir einen schmerzlichen Jahrestag. Am 13. dieses Monats war ich im vergangenen Jahre verhaftet worden. Viele, gleich trübe Erinnerungen quälten mich während dieses Monats. Zwei Jahre früher, gleichfalls im Oktober, war ein verdienstvoller Mann, welchen ich sehr achtete, unglücklicher Weise in dem Ticino ertrunken. Sechs Jahre früher, ebenfalls im Oktober, hatte ich Odoardo Briche, ein Jüngling, den ich liebte, als wäre er mein eigener Sohn gewesen, unfreiwillig erschossen. In meiner früheren Jugend hatte mich in einem Oktober ein anderer schwerer Kummer betroffen. Obwohl ich nicht abergläubisch bin, so lastete doch ein so verhängnißvolles, an diesen Monat sich knüpfendes Zusammentreffen bitterer Erinnerungen schwer auf meinem Gemüthe.

Ich ergriff die Feder, um Verse zu schreiben, oder einer andern literarischen Neigung zu folgen, aber eine unwiderstehliche Kraft schien mich nach einer andern Richtung zu weisen. Nach welcher? Ich schrieb lange Briefe, welche ich nicht absenden konnte — lange Briefe an meine geliebte Familie, in welchen ich mein ganzes Herz ausgoß. Ich schrieb sie auf den Tisch und verwischte sie alsdann. Sie trugen den warmen Ausdruck meiner zärtlichen Gefühle, meiner Erinnerungen an das Glück, welches ich bei meinen nachsichtigen, liebreichen Eltern, Brüdern und Schwestern genossen. Die Liebe, welche mich zu ihnen hinzog, flößte mir tausend leidenschaftliche Gefühle ein. Nachdem ich stundenlange geschrieben, blieben mir immer noch Gedanken auszudrücken übrig.

Diese Erheiterungen griffen zuletzt meinen Geist an, und in meinen Träumen, oder vielmehr in meinen Fieberphantasien, sah ich meinen Vater, meine Mutter, oder einige Andere meiner Lieben, welche über mein unglückliches Schicksal wehklagten. Ich hörte ihre bekümmerten Seufzer und erwachte plötzlich gleichfalls unter Seufzen und in Schrecken.

Bisweilen glaubte ich während dieser kurzen Visionen meine Mutter zu hören, wie sie die Anderen tröstete, wenn sie mit ihnen in mein Gefängniß kam, wie sie friedliche Ermahnungen zur Ergebung in mein Schicksal an mich richtete, und in dem Augenblicke, wo ich mich über ihre Seelenstärke, wie über diejenige der Anderen freute, brach sie in Thränen aus, und sie Alle weinten zusammen. Niemand kann begreifen, wie zerrissen mein Herz in solchen Augenblicken war.

Bei Nacht war meine Phantasie so sehr aufgeregt, daß ich, obwohl wach, Seufzer und unterdrücktes Lachen in meinem Zimmer zu hören glaubte. In meiner Kindheit hatte ich nie an Zauberei und an Geister geglaubt, und jetzt erschreckten mich doch diese Seufzer und dieses Lachen, und ich konnte mir die Ursache nicht erklären. Es drang sich mir der Gedanke auf, ob nicht irgend eine geheimnißvolle, übelwollende Macht ihr Spiel mit mir treibe.

Oft nahm ich das Licht mit zitternder Hand und sah unter das Bett, ob Niemand dort verborgen sei, und häufig fiel mir ein, ich sei aus meinem früheren Zimmer in das gegenwärtige versetzt worden, weil das letztere eine Fallthüre, oder irgend ein Loch in der Mauer habe, durch welches meine Wächter Alles sahen, was ich that, und ihre Freude daran hatten, mich zu schrecken.

Wenn ich an meinem Tische saß, so war es mir manchmal, als werde ich an dem Rocke gezogen, manchmal, als stoße mir eine unsichtbare Hand mein Buch hinweg, bis ich es auf den Boden fallen sah, manchmal, als komme Jemand hinter mir her, um das Licht auszublasen. Schnell sprang ich alsdann auf, sah mich um, blieb erschrocken stehen und fragte mich selbst, ob ich toll oder bei gesundem Verstande sei.

Ich weiß, wie albern Anderen solche Verirrungen des Geistes erscheinen, mir aber, der ich solche aus Erfahrung kenne, waren sie so schädlich, daß ich noch jetzt darüber schaudere.

Morgens verschwanden sie immer; und beim Tageslichte fühlte ich meinen Geist so gegen diese Schrecken gestärkt, daß ich es nicht für möglich hielt, daß sie mich ferner verfolgen. Sobald aber die Sonne unterging, so fing mein Zittern an, und jede Nacht brachte die wunderlichen Phantome der vorhergehenden wieder.

Eines Morgens nach dem Kaffee stellte sich bei mir Diarrhöe

und Erbrechen ein. Ich glaubte, ich sei vergiftet, allein es war nur eine Selbsthülfe der Natur. Nachdem der Anfall vorüber, befand ich mich wohl, und die Täuschungen, welche mich heimgesucht, verschwanden.

Am 24. November wurde Dr. Foresti aus den Gefängnissen der Bleikammern versetzt und ich weiß nicht wohin gebracht. Der Gefangenwärter, seine Frau und die Secondini waren in Schrecken, aber Niemand wollte mir das Geheimniß erklären. Endlich sagte mir Einer von ihnen, der arme Foresti sei nach den Criminalgefängnissen gebracht worden. Der Leser kann sich denken, in welcher Aufregung ich mich jenen Tag, die ganze darauf folgende Nacht, ja während mehrer Tage befand, da ich keine weitere Nachricht erhalten konnte.

Diese Ungewißheit währte einen Monat. Endlich wurden die Urtheile einer Anzahl von Personen veröffentlicht; aber noch erfuhr man keine Namen. Neun waren zum Tode verurtheilt, allein das Urtheil wurde vielleicht in zwanzigjährige Gefangenschaft verwandelt; Andere waren zu fünfzehn Jahren Gefängniß verurtheilt (und in beiden Fällen hatten sie die Strafe in der Festung Spielberg bei der Stadt Brünn in Mähren zu erstehen), Einige zu wenigstens zehn Jahren (die Letzteren sollten in die Festung Laibach kommen). War ich unter der Zahl der zum Tode Verurtheilten? Wenn die Grenze meines Daseins gekommen ist, dachte ich, bin ich nicht glücklicher, daß sie sich mir auf eine Weise nähert, welche mir Zeit läßt, mich zu sammeln und mein Gewissen durch Reue zu reinigen? Nach dem Urtheile der Menge ist der Galgen die allerschlimmste Todesart. Ist aber in den Augen des Weisen nicht diese Todesart vielen andern vorzuziehen, die nach langer Krankheit erfolgen, in welcher der Verstand geschwächt wird und der Geist nicht mehr die Kraft hat, kleinliche Gedanken zu verwerfen?

Die Richtigkeit dieses Schlusses stand in meinem Geiste so fest, daß die Furcht vor dem Tode und vor dieser Todesart gänzlich verschwand. Ich war in tiefes Nachdenken über die Sakramente versunken, welche in diesem feierlichen Augenblicke die ganze Kraft meines Geistes in Anspruch nahmen, und ich glaubte, mein Zustand sei der richtige, um dieselbe auf würdige Weise zu empfangen. Die Würde und der Friede des Geistes, die fromme Liebe für Diejenigen, die mich haßten, die Freudigkeit, mein Leben dem Willen Gottes zum Opfer zu bringen — hätte ich alle diese Gefühle bewahren können, wenn ich zu der letzten Strafe geführt worden wäre? Ach! wie viele Widersprüche liegen in dem Menschen! Ach! wenn er am meisten geheiligt und stark erscheint, kann ihn ein Augenblick in Schwäche und Verbrechen stürzen! Gott allein weiß, ob ich damals für den Tod vorbereitet war; ich habe nicht

Selbstvertrauen genug, um es zu bejahen. Ich hatte nach meiner Ansicht einen Grad von Festigkeit erlangt, der die Todesangst besiegen sollte, als eines Abends, während ich, durch Kälte erstarrt, im Studium begriffen an meinem Tische saß, einige Stimmem in meiner Nähe (es waren der Gefangenwärter, seine Frau, seine Söhne und die Secondini) riefen, „Feuer! Feuer! — Wir sind verloren!" Der Frost verließ mich auf einen Augenblick. Ich sprang in einem plötzlichen Schweiße auf und blickte überall umher, um zu sehen, wo die Flammen seien; sie waren nicht zu sehen.

Indessen war das Feuer in dem Palaste in einigen an die Gefängnisse stoßenden Gerichtszimmern ausgebrochen. Einer der Secondini rief: „Aber, Herr, was sollen wir mit den Gefangenen thun, wenn das Feuer weiter um sich greift?" Der Gefangenwärter antwortete: „Ich habe nicht das Herz, sie braten zu lassen. Indessen können wir ohne Bewilligung der Commission das Gefängniß auch nicht öffnen. So gehe denn, sage ich, laufe was Du kannst, und frage um Erlaubniß." — „Ich will laufen, Herr; ich will laufen; aber die Antwort wird nicht mehr zu rechter Zeit kommen, denken Sie an mich!"

Und wo war nun die heldenmüthige Ergebung, in deren Besitz ich mich so sicher wähnte, während ich an den Tod dachte? Warum brachte mich der Gedanke, lebendig verbrannt zu werden, in fieberhafte Aufregung? Als wäre es angenehmer, am Halse erstickt, als von dem Feuer verzehrt zu werden? Diese Gedanken drangen auf mich ein, und ich schämte mich meines Schreckens. Ich war im Begriffe, dem Gefangenwärter zuzurufen, er solle um Gotteswillen die Thüre öffnen, aber ich hielt an mich. Nichtsdestoweniger war ich in Angst.

Nachdem der Lärm einige Zeit gedauert, hörte das Geschrei auf, und ich zweifelte nicht, daß das Feuer gelöscht sei. Am andern Morgen erfuhr ich von einem der Gefangenwärter die näheren Umstände des Brandes und lachte über den Schrecken, welchen ihm derselbe verursacht hatte, als ob der meinige nicht ebenso groß, ja vielleicht noch größer gewesen wäre.

Am 11. Februar 1822 kündigte man mir um neun Uhr Morgens an, daß ich unverzüglich in das Gefängniß auf der Insel St. Michael von Murano, nicht weit von Venedig, gebracht werden solle; aus welchem Grunde, wurde mir nicht gesagt. Kurz darauf trat der Gefangenwärter ein, begleitet von den Secondini und einem Manne, welchen ich noch nie gesehen hatte. Der Gefangenwärter schien bestürzt, und der Neuangekommene nahm das Wort: „Signor, die Commission hat befohlen, daß Sie mir folgen." — „Ich bin bereit," war meine Antwort; „und Sie, wer sind Sie?" — „Ich bin Schließer in dem Gefängnisse von St. Michael, wohin Sie gebracht werden sollen."

Der Gefangenwärter der Bleikammern übergab dem Letzteren das Geld, welches er von mir in Händen hatte. Ich bat um die Erlaubniß, den Secondini ein Geschenk machen zu dürfen, und erhielt solche; ich brachte meine Kleider in Ordnung, nahm meine Bibel unter den Arm und ging ab.

Wir traten aus einer Thüre, welche nach dem Kanal führte, wo eine Gondel mit zwei Secondini des neuen Gefangenwärters uns erwartete. Tausend wechselnden Gefühlen hingegeben, stieg ich in die Gondel. Im Ganzen fühlte ich mich glücklich, als ich nach so langer Abgeschiedenheit wieder in frischer Luft war — als ich den Himmel, das Wasser, die Stadt sah, ohne daß mich ein enges Gitter von ihnen trennte — bei der Erinnerung an die muntere Gondel, welche mich zu einer glücklicheren Zeit auf eben diesem Kanal trug, an die Gondeln des Lago di Como, des Lago Maggiore, an die leichten Barken des Po, der Rhone und der Saone! O schöne, für immer entschwundene Jahre! Wer in der Welt hatte das Glück genossen wie ich?

Unter solchen Betrachtungen kam ich bei St. Michael an, wo man mich in ein Zimmer einschloß, von welchem aus ich den Hof, den Kanal und die schöne Insel Murano übersah. Von dem Gefangenwärter, seiner Frau und den vier Secondini suchte ich Nachrichten über Maroncelli einzuziehen. Allein sie machten mir nur kurze Besuche und wollten mir, voll Mißtrauen, Nichts sagen.

Bis zum 21. Februar lebte ich in Ungewißheit über mein Schicksal. An diesem Tage kam der Gefangenwärter etwa um zehn Uhr Morgens zu mir; er führte mich in den Gerichtssaal der Commission und trat ab. Ich fand den Präsidenten, den Untersuchungsrichter und zwei Assessoren auf ihren Stühlen; sie erhoben sich.

Der Präsident sagte mir in einem Tone würdigen Mitleidens, daß das Urtheil angekommen sei; es sei ein schreckliches, allein der Kaiser habe es bereits gemildert.

Der Untersuchungsrichter las das Urtheil vor. — Zum Tode verurtheilt. Sodann verlas er das kaiserliche Rescript — Die Strafe ist in fünfzehnjährige Gefangenschaft in der Festung Spielberg verwandelt. Ich antwortete — „Gottes Wille geschehe!“

Ich war in Wahrheit in der Stimmung, diese fürchterliche Ankündigung wie ein Christ zu ertragen, und zeigte weder ein Rachegefühl gegen Jemanden, noch hegte ich ein solches. Der Präsident lobte meine Mäßigung, und rieth mir, dieselbe stets zu bewahren, indem er hinzusetzte, nach Verfluß von zwei oder drei Jahren werde diese Ergebung mich vielleicht einer größern Gnade würdig machen.

Auch die andern Richter richteten einige Worte des Trostes und der Hoffnung an mich. „Morgen," sagte der Untersuchungsrichter, „werden wir die unangenehme Pflicht haben, Ihnen das Urtheil öffentlich zu verkünden, allein dies ist eine unerläßliche Förmlichkeit."

„Sei es so," erwiderte ich.

„Von diesem Augenblicke an," begann er wieder, „gestatten wir Ihnen die Gesellschaft Ihres Freundes."

Man rief den Gefangenwärter, übergab mich seinen Händen, und befahl ihm, mich zu Maroncelli zu bringen.

Wie angenehm war für mich und meinen Freund der Augenblick, wo wir nach fünfzehnmonatlicher Trennung, nach so vielem Jammer, uns wiedersahen! Die entzückenden Gefühle der Freundschaft ließen uns beinahe unsere Verurtheilung für den Augenblick vergessen.

Indessen entriß ich mich bald den Armen Maroncelli's, um die Feder zu ergreifen und an meinen Vater zu schreiben. Ich wünschte sehr, daß die Kunde von meinem traurigen Schicksale meiner Familie eher durch mich, als durch Andere, zukommen solle, damit der Kummer dieser geliebten Herzen durch meine fromme, ruhige Sprache gemildert werde. Die Richter gaben mir das Versprechen, meinen Brief ohne Verzug zu befördern.

Maroncelli sprach später mit mir von seinem Prozesse, und ich mit ihm von dem meinigen. Wir erzählten einander abwechselnd unsere Gefängnißabenteuer, gingen sodann an das Fenster und begrüßten drei von unsern Freunden, welche wir an den ihrigen sahen. Es waren Canova und Rezia, welche, der erstere zu sechsjähriger, der zweite zu dreijähriger Gefangenschaft verurtheilt waren. Der Dritte war der Doktor Cesare Armari, der in den früheren Monaten mein Nachbar in den Bleikammern gewesen war. Gegen ihn war kein Urtheil ausgesprochen und bald wurde er als schuldlos in Freiheit gesetzt.

Wir sprachen den ganzen Tag und den ganzen Abend mit einander; für uns Beide war es eine angenehme Zerstreuung. Als ich aber im Bette war, das Licht ausgelöscht hatte und Stille herrschte, konnte ich unmöglich schlafen. Mein Gehirn war in Feuer und mein Herz blutete, wenn ich an meine Familie dachte. Konnten meine armen Eltern ein so großes Unglück ertragen! Genügten ihnen ihre anderen Söhne, um sie zu trösten? Sie wurden von ihnen ebenso geliebt, wie ich, und waren dieser Liebe würdiger; finden aber ein Vater und eine Mutter in den ihnen erhaltenen Kindern je einen Ersatz für diejenigen, welche sie verloren?

Um neun Uhr Morgens ließ man Maroncelli und mich in eine Gondel steigen und führte uns nach der Stadt. Die Gon-

del hielt am Palaste des Dogen, und wir gingen in die Gefängnisse hinauf. Wir wurden in das Zimmer gebracht, welches wenige Tage zuvor Signor Caporali bewohnt hatte. Neun oder zehn Gerichtsdiener saßen dort, um uns zu bewachen, und wir gingen auf und ab, um auf den Augenblick zu warten, wo wir auf der Piazza zu erscheinen hatten. Wir warteten lange. Es war bereits Mittag, als der Untersuchungsrichter eintrat und uns ankündigte, daß wir kommen sollten. Auch der Arzt kam herbei und empfahl uns, ein Glas Pfeffermünzwasser zu trinken; wir befolgten seinen Rath und waren ihm dankbar, nicht sowohl wegen dieser Aufmerksamkeit, als wegen des Mitleidens, welches uns der gute alte Mann bewies. Sein Name war Doktor Dosmo. Der erste Gerichtsdiener erschien sodann und legte uns Handfesseln an. Begleitet von den übrigen Gerichtsdienern folgten wir ihm.

Wir gingen zwischen zwei Reihen österreichischer Soldaten hin, kamen auf dem Schaffote an, blickten um uns und sahen auf der ganzen ungeheuern Menschenmenge nur den Ausdruck des Schreckens. In der Entfernung waren andere Soldaten an verschiedenen Punkten aufgestellt. Man sagte uns, es seien Kanonen aufgefahren und brennende Lunten dabei in Bereitschaft gehalten.

Der österreichische Befehlshaber hieß uns, uns gegen den Palast kehren und die Augen erheben. Wir gehorchten und sahen auf der Terrasse einen Beamten des Gerichtshofes, welcher ein Papier in der Hand hielt. Es war das Urtheil. Er verlas dasselbe laut.

Tiefe Stille herrschte bis zu den Worten — zum Tode verurtheilt. Dann entstand ein allgemeines Murmeln des Mitleids. Die Stille wurde wieder hergestellt, um das Uebrige vollends zu hören, und neues Gemurmel begrüßte die Worte — Zu strenger Gefangenschaft verurtheilt: Maroncelli auf zwanzig, Pellico auf fünfzehn Jahre.

Der Kapitän bedeutete uns durch ein Zeichen, herabzusteigen; wir thaten dies, nachdem wir noch einen Blick um uns her geworfen. Wir kehrten in den Palast zurück, stiegen die Treppen hinauf und traten wieder in das Zimmer, aus welchem wir gekommen waren. Nachdem man uns die Handfesseln wieder abgenommen, wurden wir nach St. Michael zurückgeführt.

Diejenigen, welche vor uns verurtheilt worden waren, waren unter Begleitung eines Polizeicommissärs bereits nach Laibach oder Spielberg abgegangen. Man wartete nur auf die Rückkehr eben dieses Commissäres, der auch die Obliegenheit hatte, uns nach unserem Bestimmungsorte zu bringen. Wir warteten einen Monat auf ihn.

Bei seiner Ankunft besuchte er uns und sagte: „Es freut mich, daß ich Ihnen einigen Trost bringen kann. Auf meiner Rückreise von Spielberg sah ich Seine Majestät den Kaiser zu Wien, welcher mir sagte, die Tage ihrer Gefangenschaft sollen nur zu zwölf nicht zu 24 Stunden gerechnet werden. Dadurch gibt er Ihnen zu verstehen, daß die Strafe auf die Hälfte gemildert ist.“

Diese Nachricht wurde uns nie officiell bestätigt; allein es ist um so weniger Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Commissär die Unwahrheit sagte, als er uns die Mittheilung nicht im Geheimen, sondern mit Bewilligung der Commission machte. Und doch konnte ich mich nicht darüber freuen. Nach meinen Begriffen waren sieben und ein halbes Jahr in Ketten nicht viel weniger schrecklich, als fünfzehn. Es schien mir unmöglich, daß ich so lange leben könne. Meine Gesundheit war angegriffen. Ich litt viel auf der Brust, hatte dabei Auswurf und hielt meine Lunge für erkrankt. Ich aß sehr wenig, und dieses Wenige konnte ich nicht verdauen.

Gefangenschaft zu Spielberg.

In der Nacht vom 25. auf den 26. März reisten wir von Venedig ab. Wir erhielten die Erlaubniß, zuvor unseren Freund, den Doktor Armari, zu umarmen. Dann schloß uns ein Gerichtsdiener mit einer Kette, welche schräg von der rechten Hand zu dem linken Fuße lief und uns die Flucht unmöglich machte. Wir stiegen in eine Gondel, und die Wachen ruderten uns nach Fusina.

In Fusina fanden wir zwei Wagen bereit. Rezia und Canova stiegen in den einen, Maroncelli und ich in den andern. In dem ersten saß der Commissär, in dem zweiten ein Unterbeamter, mit je zwei Gefangenen. Sechs oder sieben mit Säbeln und Musketen bewaffnete Polizeisoldaten, von welchen Einige hinten auf den Wagen, andere vorn bei dem Kutscher saßen, machten den Zug vollständig.

Sein Vaterland verlassen zu müssen, ist stets ein grausames Geschick; verläßt man dasselbe aber in Ketten, um in ein furchtbares Klima gebracht zu werden, und dort von Wächtern umgeben, jahrelang zu schmachten, so ist dies ein so furchtbareres Unglück, daß zu dessen Schilderung mir die Worte fehlen.

Ehe wir über die Alpen gingen, wurde mir mein Vaterland mit jeder Stunde wegen des Mitgefühles theurer, welches überall die Leute, welchen wir begegneten, uns ausdrückten. In jeder Stadt, in jedem Dorfe, ja in jedem abgelegenen Weiler betrachtete man uns, da unsere Verurtheilung seit einigen Wochen bekannt war. An einigen Orten konnten der Commis-

sär und seine Leute die Menge, welche uns umgab, nur mit Schwierigkeit zurücktreiben. Ueberraschend war die uns bewiesene Theilnahme.

Auf unserer Reise durch Oesterreich folgte uns dasselbe Mitleid, und der Trost, welchen ich aus diesen Zeichen von freundlichen Gesinnungen ableitete, verminderte meine Erbitterung gegen diejenigen, welche ich für meine Feinde hielt. Am 10. April erreichten wir den Ort unserer Bestimmung.

Die Stadt Brünn ist die Hauptstadt von Mähren und die Residenz des Statthalters der beiden Provinzen Mähren und Schlesien. Sie liegt in einem fruchtbaren Thale und hat ein wohlhabendes Aussehen. Mehre seither in Verfall gerathene Tuchfabriken waren damals im Gedeihen. Die Bevölkerung betrug etwa 30,000 Menschen. Nahe bei den Mauern steht gegen Westen ein Hügel, auf welchem die verhängnißvolle Feste Spielberg erbaut ist, früher der Palast der Herren von Mähren, jetzt der strengste Ort der Gefangenschaft innerhalb der österreichischen Besitzungen. Die Citadelle war sehr stark, allein die Franzosen beschossen und nahmen sie zur Zeit der berühmten Schlacht von Austerlitz (das Dorf Austerlitz liegt in geringer Entfernung). Seit jener Zeit wurde sie nicht mehr so hergestellt, um als Citadelle dienen zu können, sondern man begnügte sich mit dem Wiederaufbau eines Theiles der äußeren Mauer, welche eingeworfen worden war. Etwa dreihundert Verurtheilte, hauptsächlich Räuber und Mörder, werden hier verwahrt; Manche sind harter Arbeit (carcere duro), andere der härtesten Arbeit (carcere durissimo) unterworfen.

Das carcere duro besteht darin, daß der dazu Verurtheilte arbeiten, eine Kette an den Füßen tragen, auf nackten Brettern schlafen muß, und die armseligsten Nahrungsmittel erhält, die man sich denken kann. Das carcere durissimo läßt den Betreffenden auf eine noch schrecklichere Weise mit einem eisernen Gürtel um die Lenden, und einer an der Mauer befestigten Kette schließen, welche ihm kaum so viel Raum läßt, daß er sich um die ihm als Bett dienende Planke wenden kann. Die Nahrung ist die gleiche, obwohl das Gesetz Brod und Wasser vorschreibt. Wir waren als Staatsgefangene zu dem carcere duro verurtheilt.

Als wir den Gipfel des Hügels erreichten, wandten wir unsere Augen rückwärts, um der Welt Lebewohl zu sagen, da wir nicht wußten, ob der Schlund, welcher bereit war, uns lebendig zu verschlingen, sich je wieder zu unserer Befreiung öffnen würde. Aeußerlich schien ich ruhig, aber in meinem Innern tobte ein Sturm. Vergebens nahm ich meine Zuflucht zu der Philophie, um meinen Geist zu beruhigen; die Schlüsse der Philosophie reichten nicht hin.

Da ich Venedig unter schlimmen Gesundheitsumständen verlassen, so folgte auf die Reise eine fürchterliche Müdigkeit; mein Kopf, mein ganzer Körper litt unter Schmerzen — und ich lag in Fieberhitze da. Physische Krankheit vermehrte die Aufregung meines Geistes, der seinerseits ohne Zweifel meine körperlichen Uebel verschlimmerte.

Wir wurden dem Oberaufseher der Feste übergeben, der unsere Namen unter diejenigen der Missethäter aufschrieb. Als uns der kaiserliche Commissär verließ, umarmte er uns theilnehmend. „Ich empfehle Ihnen Folgsamkeit," sagte er zu uns, „die geringste Uebertretung der Disciplin wird von Seiten der Oberaufsehers eine schwere Strafe nach sich ziehen." Nachdem die förmliche Uebergabe vorbei war, führte man Maroncelli und mich in einen unterirdischen Gang, wo zwei dunkle, von einander getrennte Gefängnisse für uns offen waren. Jeder wurde in seinen Kerker eingeschlossen.

Die bitterste Trübsal ist es gewiß, wenn, nachdem man so vielen Gegenständen Lebewohl gesagt, und zwei gleich unglückliche Freunde allein gelassen sind, diese Freunde gewaltsam getrennt werden. Eine solche Trennung ist das größte Unglück. Als Maroncelli mich verließ, sah er mich krank und weinte über mich, als einen Mann, den er schwerlich je wieder sehen würde. Ich weinte über ihn, der in der Kraft der Gesundheit blühte und vielleicht für immer dem erfrischenden Sonnenlichte entrissen würde. Und wie ist er, gleich einer schönen Blume, welche man in Dunkelheit geworfen, in Wirklichkeit verwelkt und verblichen! Er ist wieder zum Lichte hervorgegangen, aber ach! in welchem Zustande!

Als ich mich in dieser schrecklichen Höhle allein sah und die Riegel vorschieben hörte — als ich bei dem schwachen, aus einem kleinen oben befindlichen Fenster hereinfallenden Lichte die mir zum Bette gegebene Planke und eine ungeheure, an der Mauer befestigte Kette sah — so setzte ich mich schaudernd auf die Pritsche, nahm die Kette auf und maß ihre Länge, da ich sie für mich bestimmt glaubte.

Eine halbe Stunde später hörte ich die Schlüssel rasseln und die Thüre ging auf. Ein Gefangenwärter, mit Namen Schiller, trat ein und übergab mir einen Krug Wasser. Er war ein alter Mann, und ich konnte bemerken, daß er Mitleid mit meinem Schicksale fühlte.

In diesem abscheulichen Kerker wurde ich bald sehr krank; als dies der Oberaufseher des Gefängnisses bei seinen täglichen Visitationen bemerkte, wurde der Arzt der Anstalt aufgefordert, mich zu besuchen und über meinen Fall zu berichten. Doktor Bayer fand mich in Fieber; verordnete mir einen Strohsack und bestand darauf, daß ich aus diesem unterirdischen Gewölbe in

das obere Stockwerk gebracht werde. Dies konnte nicht geschehen, da kein Raum vorhanden war. Allein auf einen in dieser Sache an den Grafen Mitrovski, den Gouverneur der beiden Provinzen Mähren und Schlesien, welcher seine Residenz zu Brünn hatte, eingeschickten Bericht erwiderte dieser, daß wegen der heftigen Krankheit die Anordnungen des Doktors befolgt werden sollten.

In das Zimmer, welches man mir gab, drang etwas Tageslicht, und wenn ich zu den Eisenstangen des kleinen Fensters hinaufkroch, so konnte ich das Thal übersehen, welches die Feste beherrschte, wie auch einen Theil der Stadt Brünn, eine Vorstadt mit einer Menge kleiner Gärten, den Kirchhof, den kleinen See des Karthäuserklosters und die waldigen Hügel, welche uns von dem berühmten Schlachtfelde von Austerlitz trennten. Die Aussicht entzückte mich. O, wie froh wäre ich gewesen, wenn ich sie mit Maroncelli hätte theilen können!

Mittlerweile verfertigte man uns unsere Gefängnißkleider und nach Verfluß von fünf Tagen brachte man mir die meinigen. Sie bestanden in einem Paar Beinkleider von rohem Zeuge, an welcher die rechte Seite von grauer, die linke von brauner Farbe war, einer engen, gleichfalls zweifarbigen Jacke, einer ähnlichen scheckigen Weste, welche sich nur dadurch unterschied, daß die graue Farbe auf der linken, die braune auf der rechten Seite war. Die Strümpfe waren von dicker Wolle, das Hemd von ungewobenem Flachs, der wie ein wahres Haartuch in die Haut stach; um den Hals lag eine Kravatte von demselben Stoffe wie das Hemd. Ein Paar geschnürte Halbstiefel von ungegerbtem Leder und ein weißer Hut machten die Gefangenenkleidung vollständig.

Außer dieser Kleidung trug man Eisen an den Füßen — das heißt eine Kette, welche von dem einen Beine zu dem andern ging und deren Ringe durch Nägel befestigt waren, die man auf einem Amboß daran nietete. Einige Minnten, nachdem der Schmied fort war, hörte ich von unten den Hammer auf dem Amboß ertönen — ohne Zweifel schmiedete man die Eisen an den armen Maroncelli.

Ich bemerkte, daß ich aus dem Fenster meines neuen Gewahrsames mit einem Gefangenen in einem anstoßenden Kerker, dem Grafen Antonio Oroboni, verkehren konnte. Dieser Verkehr wurde häufig durch die Schildwachen unterbrochen; dadurch aber, daß wir uns an eine flüsternde Sprache gewöhnten, welche wir nur nach gewissen Zwischenräumen führten, gelang es uns, der Beobachtung unserer Wächter zu entgehen. Eine innige Freundschaft vereinte uns auf diese Weise. Oroboni erzählte mir sein Leben und ich ihm das meinige; Sorgen uud Trost des Einen wurden auch Sorgen und Trost des Anderen. Ach, wie sehr trösteten wir einander! — Wie oft fühlte Jeder von uns

durch unseren Morgengruß und den Austausch von Worten nach einer schlaflosen Nacht seinen Kummer erleichtert und seinen Muth gestärkt! Jeder von uns fühlte, daß er dem Andern unentbehrlich sei, und diese Ueberzeugung erweckte in uns einen Wetteifer an Liebenswürdigkeit, und erzeugte jenes köstliche Gefühl, welches selbst in der Trübsal dem Menschen zu Theil wird, wenn er das Herz eines Mitmenschen aufheitern kann.

Als der Arzt bemerkte, daß Keiner von uns die Nahrung genießen konnte, welche man uns während der ersten Tage gab, setzte er uns auf sogenannte Viertelskost — das heißt auf Spitaldiät. Diese bestand täglich aus drei sehr leichten Suppen, einem sehr kleinen Stücke gerösteten Lammfleisches, welches man auf einen Bissen verschlingen konnte, und aus etwa drei Unzen weißen Brodes. Da meine Gesundheit mit jedem Tage kräftiger wurde, so nahm mein Appetit zu, und ich fand diese Viertelskost wahrlich zu klein. Ich versuchte es, zu der Portion der Gesunden zurückzukehren, allein ich gewann nichts bei dem Versuche; jenes Essen ekelte mich so fürchterlich an, daß ich es nicht genießen konnte. Ich sah mich wieder zu der Viertelskost gezwungen. Länger als ein Jahr hindurch lernte ich, was Hungerleiden heiße. Viele unserer Unglücksgefährten empfanden diese Pein noch heftiger; denn da sie von stärkerer Constitution waren, als ich, so waren sie auch an eine reichlichere Nahrung gewöhnt. Ich erfuhr, daß mehre derselben Brod von Schiller annahmen, der ungeachtet seines rauhen Aeußern eine merkwürdige Gutmüthigkeit besaß.

Mehremale brachte mir dieser gute Mann ein Stück gesottenen Fleisches, und bat mich, dasselbe zu essen, mit der Versicherung, es koste ihn nichts — es sei von seinem eigenen Mittagessen übrig — er könne nichts damit thun, als es Anderen geben, wenn ich es nicht nehmen wolle. Gerne hätte ich dasselbe schleunig verzehrt; allein hätte nicht Schiller, wenn ich es angenommen, mir jeden Tag etwas bringen wollen?

Nur zweimal gab ich nach. Eines Tages brachte er mir einen Teller mit Kirschen und ein andermal einige Birnen. Der Anblick dieser Früchte war unwiderstehlich. Nachher bereute ich, daß ich dieselben angenommen hatte, weil er mir immer wieder andere anbot.

Von der ersten Zeit unserer Gefangenschaft an war die Einrichtung getroffen worden, daß Jeder von uns zweimal in der Woche eine Stunde spazieren gehen durfte; später wurde diese Vergünstigung auf jeden anderen Tag ausgedehnt; und zuletzt wurde uns dieselbe alle Tage, mit Ausnahme der Festtage zu Theil.

Jeder von uns ging abgesondert zwischen zwei Wachen mit Musketen auf der Schulter spazieren. Da ich an dem Ende des

Ganges wohnte, kam ich, wenn ich ausging, an den Gefängnissen aller italienischen politischen Gefangenen vorüber, nur nicht an dem Maroncelli's, welcher allein unten schmachtete.

„Angenehmer Spaziergang!" murmelte Jeder aus dem Guckloche seiner Thüre; ich durfte jedoch nicht stehen bleiben, um Begrüßungen mit irgend Einem auszutauschen. Wir stiegen die Treppe hinab und kamen über einen Hof, welcher uns auf eine Terrasse mit der Aussicht nach Süden führte, von wo aus wir die Stadt Brünn und einen bedeutenden Theil der Umgegend übersehen konnten.

In dem Hofe, von welchem ich spreche, war stets eine große Anzahl gewöhnlicher Verbrecher, welche von ihrem Geschäfte gingen und kamen oder im Gespräche auf- und abgingen. Unter ihnen befanden sich mehre italienische Räuber, welche mich mit vieler Achtung grüßten und unter einander sagten: „Dieser ist kein Schurke, wie wir, und doch ist seine Strafe härter als die unserige." Sie hatten in der That weit mehr Freiheit, als ich. Diese Worte, wie noch viele andere, hörte ich und erwiderte ihren Gruß freundlich.

Der Zwang der Fesseln an den Füßen störte meinen Schlaf und untergrub dadurch meine Gesundheit. Schiller wünschte, daß ich Gegenvorstellungen mache, und behauptete, es sei Pflicht des Arztes, mir dieselben abnehmen zu lassen.

Einige Zeit befolgte ich seinen Rath nicht; endlich gab ich jedoch nach und bat den Arzt, er möchte anordnen, daß man mir die Kette wenigstens für einige Tage abnehme, damit ich mir einigen Schlaf gönnen könne.

Der Arzt gab zur Antwort, das Fieber habe noch keine solche Höhe erreicht, daß er meinem Wunsche entsprechen könne, und ich müsse mich eben an die Fesseln gewöhnen. Ich ärgerte mich, daß ich die Bitte gestellt hatte.

Ich war indessen immer noch im Stande, meinen gewöhnlichen Spaziergang fortzusetzen, und als ich eines Morgens von demselben heimkehrte, bemerkte ich, daß die Thüre von Oroboni's Kerker offen stand. Schiller, welcher darin war, hatte mich nicht kommen hören. Meine Wächter wären gerne einen Schritt vorgegangen, um die Thüre zu schließen; allein ich kam ihnen zuvor, sprang in das Zimmer und lag plötzlich in den Armen Oroboni's.

Schiller blieb verwundert stehen; drohend erhob er seinen Finger, aber seine Augen waren mit Thränen gefüllt, und er rief unter Schluchzen: „O mein Gott! sei gnädig diesen armen jungen Männern, und mir, und allen Unglücklichen auf dieser Erde!"

Auch die beiden Wächter weinten. Die Schildwache in dem Gange, welche von ihrem Posten herbeigekommen war, stand

auch in Thränen da. Oroboni sagte: „Silvio, Silvio, dies ist einer der glücklichsten Tage meines Lebens!“ Ich wußte nicht, was ich antworten sollte; ich war außer mir vor Freude und Entzücken.

Als Schiller uns beschwor, uns zu trennen, und an den nöthigen Gehorsam erinnerte, brach Oroboni in einen Strom von Thränen aus und stammelte: „Sollen wir uns auf dieser Welt nie wieder sehen?“

Wir sahen uns nie wieder. Einige Monate darauf wurde Oroboni's Kerker leer, und dieser lag auf dem Kirchhofe, welchen ich vor meinen Augen hatte.

Bis zum 11. Januar 1823 konnte ich umhergehen. An diesem Morgen aber stand ich mit Kopfweh und Neigung zu Schwindel auf. Meine Glieder zitterten und ich konnte kaum athmen.

Auch Oroboni war die letzten paar Tage krank gewesen und nicht aufgestanden.

Man brachte mir die Suppe; ich nahm kaum einen Mund voll, als ich besinnungslos niederfiel. Die in dem Gange aufgestellte Schildwache guckte zufällig einige Augenblicke darauf durch die Oeffnung an der Thüre und sah mich ausgestreckt am Boden liegen; und da die Schüssel den oberen Theil nach unten gekehrt neben mir lag, so hielt sie mich für todt und rief Schiller.

Auch der Oberaufseher kam herzu; der Arzt wurde ebenfalls gerufen, und man brachte mich zu Bette. Schwer erholte ich mich wieder. Der Arzt erklärte, mein Leben sei in Gefahr und ließ mir meine Fesseln abnehmen. Er verordnete mir ein herzstärkendes Mittel, mein Magen behielt jedoch nichts bei sich. Das Kopfweh nahm bis zu einem unerträglichen Grade zu. Alsbald wurde wegen meines Zustandes ein Bericht an den Gouverneur gemacht, und dieser schickte einen Kurier nach Wien, um anzufragen, wie ich zu behandeln sei. Die Antwort lautete dahin, er solle mich nicht in das Krankenhaus schicken, sondern mich in dem Gefängnisse mit derselben Sorgfalt behandeln lassen, als ob ich in dem Krankenhause wäre. Ferner wurde der Oberaufseher ermächtigt, so lange die Krankheit den ernsthaften Charakter behalte, mich mit Fleischsuppen aus seiner eigenen Küche zu versehen.

Diese letztere Vorsichtsmaßregel war im Anfange ohne allen Nutzen für mich. Weder Speise noch Trank kam über meine Lippen. Während einer ganzen Woche wurde ich immer schlimmer; ich lag Tag und Nacht im Fieberwahnsinn.

Kral und Kubitzki wurden mir als Diener gegeben und sie behandelten mich liebevoll. So oft mein Bewußtsein ein wenig wiederkehrte, sagte Kral zu mir: „Vertrauen Sie auf Gott, mein Herr; Gott allein ist gut.“

„Beten Sie zum Himmel für mich," sagte ich zu ihm; „nicht daß er mich heile, sondern daß mein Mißgeschick und mein Tod als Sühne für meine Sünden angesehen werden mögen."

Er brachte mich auf den Gedanken, das Abendmahl zu verlangen.

„Wenn ich nicht bereits darum gebeten habe," erwiderte ich, „so schreiben Sie dies der Schwäche meines Kopfes zu; es wird mir jedoch ein großer Trost sein, wenn ich dasselbe empfangen kann."

Er berichtete meine Worte dem Oberaufseher, welcher den Kaplan des Gefängnisses brachte. Dieser Priester gefiel mir; sein Name war Sturm. Die Betrachtungen, welche mich auf die Gerechtigkeit Gottes, die Ungerechtigkeit der Menschen, die Pflicht der Vergebung, die Eitelkeit alles Irdischen brachten, waren keine Gemeinplätze. Sie trugen den Stempel eines erhabenen und gebildeten Geistes und eines lebhaften Gefühles der Gott und unserem Nächsten schuldigen Liebe.

Die Anstrengung, zu welcher ich genöthigt war, um das Abendmahl zu empfangen, schien im Anfange das bischen Leben vollends zu erschöpfen; sie diente jedoch hernach zu meiner Kräftigung, indem sie mich in eine Lethargie versetzte, welche einige Stunden Ruhe hervorbrachte.

Ich erwachte etwas erleichtert, und als ich Kral und Schiller neben mir sah, nahm ich ihre Hände in die meinige und dankte ihnen für alle ihre Sorgfalt.

Gegen das Ende der zweiten Woche trat eine Krisis in der Krankheit ein und alle Gefahr verschwand.

Als ich eines Morgens im Begriffe war, aufzustehen, ging meine Thüre auf, und der Oberaufseher, Schiller und der Arzt traten mit lächelnder Miene ein. Der erstere ging auf mich zu und sagte: „Wir haben die Erlaubniß erhalten, Ihnen Maroncelli zum Gesellschafter zu geben, und Ihnen zu gestatten, daß Sie an Ihre Eltern schreiben." Maroncelli wurde in meine Arme geführt.

O, welch ein Augenblick war dies! „Du lebst noch, mein Freund, mein Bruder!" riefen wir Beide aus. „Welch glücklichen Tag dürfen wir erleben! Gelobt sei Gott!"

So groß jedoch unsere Freude war, so wurde sie doch bald durch gegenseitiges Mitleid gestört. Maroncelli war natürlich weniger überrascht, als er mich so abgefallen sah, da er wußte, welch schwere Krankheit ich soeben durchgemacht. Ich aber hatte mir, trotzdem, daß ich Alles wußte, was er erduldet, den Unterschied zwischen Dem, was er vorher und was er jetzt war, nicht so groß gedacht — ich erkannte ihn kaum. Sein schönes, von Gesundheit strahlendes Gesicht war durch Kummer, Hunger und die schlechte Luft seines dumpfen Kerkers verwelkt.

Indessen gereichte es uns doch zum Troste, einander zu sehen, zu hören und versichert sein zu dürfen, daß wir nicht wieder getrennt werden sollen. Ebenso war es mir ein Trost, an meine Eltern zu schreiben, was ich nunmehr that, und der Brief wurde pflichtlich befördert.

Die Gesinnungen Maroncelli's stimmten mit den meinigen vollkommen überein. Der Muth des Einen unterstützte den Muth des Andern. Wenn der Eine von uns tiefsinnig oder durch unsere harte Lage ärgerlich wurde, so stellte der Andere durch einige Scherze oder richtig angebrachte Vernunftgründe den Gleichmuth seines Freundes wieder her. Ein Lächeln besänftigte gewöhnlich unseren Kummer.

So lange wir Bücher hatten, obwohl wir sie schon oft genug gelesen, um sie auswendig zu wissen, waren wir im Besitze eines angenehmen Mittels zu Veredlung des Geistes, weil sie uns stets Stoff zu neuen Untersuchungen, Vergleichungen, Kritiken und Verbesserungen gaben. Den größten Theil des Tages lasen wir oder lebten stillen Betrachtungen, und dem Gespräche widmeten wir die Stunden des Mittagessens und des Spazierganges, so wie den ganzen Abend.

Maroncelli hatte in seinem Gefängnisse viele sehr schöne Gedichte gemacht. Er trug mir dieselben vor und machte andere; indessen lieferte auch ich welche, die ich ihm vortrug, und so wurde unser Gedächtniß dadurch, daß wir Alles behalten mußten, sehr geübt. Wir erwarben uns dadurch eine wunderbare Leichtigkeit, lange Gedichte im Gedächtnisse zusammenzusetzen, die Geschicklichkeit, sie in sich wiederholenden Zwischenräumen zu verbessern und zu verschönern und sie auf einen eben so hohen Grad von Vollkommenheit zu bringen, als wir dies schriftlich hätten thun können. Maroncelli dichtete auf diese Weise mehre Tausend lyrische und epische Verse, welche er im Gedächtnisse behielt. Ich meinerseits dichtete die Tragödie Leoniero da Dertona und verschiedene andere Stücke.

Im Anfang des Jahres 1824 wurde eine weitere Anzahl Gefangener nach Spielberg gebracht, unter welchen sich einige unserer unglücklichen Bekannten befanden; die Strenge unserer Haft wurde geschärft. Wie brachten wir die langen Jahre 1824, 1825, 1826 und 1827 zu! Man untersagte uns den Gebrauch unserer Bücher, welche uns der Gouverneur vorläufig bewilligt hatte. Das Gefängniß wurde für uns ein wahres Grab, in welchem man uns übrigens nicht die Ruhe des Grabes vergönnte. Jeden Monat kam an einem nicht vorherbestimmten Tage der Polizeidirektor in Begleitung eines Lieutenants und seiner Wachen zu einer strengen Visitation. Man zog uns nackt aus, untersuchte alle Nähte unserer Kleider und öffnete sogar, in der Befürchtung, wir möchten ein Papier oder irgend sonst

Etwas darin verborgen haben, unsere Matratzen, um innerhalb derselben nachzuforschen. Obwohl es unmöglich war, daß sie etwas Verborgenes bei uns finden konnten, so regte mich doch diese so feindselige, so plötzliche und so oft wiederholte Visitation fürchterlich auf und zog mir stets Fieber zu.

Die früheren Jahre waren mir so traurig erschienen, und jetzt blickte ich mit Bedauern auf dieselben als auf eine frohe Zeit zurück!

Wenn meine Strafe nicht mit meiner Verhaftung, sondern mit meiner Verurtheilung begann, so waren die 7½ Jahre in den ersten Tagen des Juli 1829 zu Ende, von dem Tage der Unterschrift des Kaisers an gerechnet, oder am 22. August, wenn man sie von der Veröffentlichung des Urtheiles datirte.

Bis zu dieser Zeit glaubte Maroncelli und ich bisweilen an die Möglichkeit, daß wir noch einmal die Welt, unser geliebtes Italien, unsere Verwandten sehen würden, und die Unterhaltung über diesen Gegenstand war für uns voll Besorgniß, Aufregung und Liebe.

Als wir aber den August, hierauf den September und endlich das ganze Jahr verstreichen sahen, so gewöhnten wir uns daran, auf dieser Erde nichts mehr zu hoffen, als die unwandelbare Fortdauer unserer gegenseitigen Freundschaft und den Beistand Gottes, um den noch übrigen Theil unseres langen Opfers auf eine würdige Weise zu vollenden.

Ach! Freundschaft und Religion sind zwei unschätzbare Wohlthaten! Sie verschönern selbst die Stunden der Gefangenen, für welche alle Hoffnung auf Begnadigung dahin ist. Gott ist wahrlich mit den Unglücklichen — mit den Unglücklichen, welche ihn lieben!

Der erste Tag des August 1830 erschien. Es war nahezu 10 Jahre, seit ich meine Freiheit verloren, und 8½ Jahre, seit ich in dem Carcere duro schmachtete.

Es war ein Sonntag. Wir machten, wie an anderen Feiertagen, unseren gewöhnlichen Spaziergang, blickten über die niedere, unseren Bezirk umgebende Mauer hinab in das Thal und auf den Kirchhof, wo Oroboni und Villa lagen, und sprachen von der Ruhe, welche unsere Gebeine einst an derselben Stätte finden würden.

An diesem Tage trat, nachdem wir aus der Kapelle zurückgekehrt waren und uns anschickten, unser ärmliches Mahl zu verzehren, der Unteraufseher in unser Gefängniß. „Es thut mir sehr leid, daß ich Sie bei Ihrem Mahle störe," sagte er, „haben Sie jedoch die Güte, mir zu folgen; der Polizeidirektor ist hier."

Da diese letztere Person stets nur in widrigen Angelegenheiten, wie wegen Nachsuchungen und Ausforschungen, kam,

so folgten wir sehr verstimmt dem Unteraufseher nach dem Verhörzimmer.

Wir fanden dort den Polizeidirektor und den Oberaufseher; der erstere ging uns freundlicher als gewöhnlich entgegen.

Er nahm ein Papier in die Hand und sagte in abgebrochenen Worten, als fürchtete er, durch eine schnellere Bekanntmachung eine zu große Aufregung in uns hervorzubringen. — „Meine Herren, ich habe das Vergnügen — ich habe die Ehre — Ihnen mitzutheilen — daß Seine Majestät der Kaiser — einen weiteren Akt der Gnade vollzogen hat —"

Und er zögerte mit der Mittheilung, worin diese Gnade bestehe. Wir glaubten, sie beziehe sich auf irgend eine Erleichterung unserer Strafe und enthalte die Befreiung von den ermüdenden Arbeiten, die Bewilligung weiterer Bücher, oder einer weniger ekelhaften Nahrung. „Verstehen Sie nicht?" fragte der Direktor.

„Nein, mein Herr; haben Sie die Güte, uns zu sagen, welche Art von Gnade gemeint ist."

„Es ist die Freiheit für sie Beide und für einen Dritten, welchen sie bald umarmen werden."

Unsere Freude wäre gewiß in lauten Jubel ausgebrochen. Allein unsere Gedanken wandten sich alsbald unseren Eltern zu, von welchen wir so lange keine Nachricht erhalten hatten. Sollten wir sie noch auf Erden finden? Dieser Zweifel drang sich uns mit einer Gewalt auf, daß er sicher das Vergnügen vernichtete, welches die Nachricht von unserer Freiheit in uns erweckt hatte.

„Sie bleiben stumm," sagte der Polizeidirektor. „Ich erwartete, Sie vor Freude hüpfen zu sehen."

„Ich bitte Sie," erwiderte ich, „haben Sie die Güte, unsere Dankbarkeit dem Kaiser auszudrücken. Wenn uns jedoch keine Nachricht von unserer Familie gegeben wird, so müssen wir natürlich fürchten, daß uns sehr werthe Glieder derselben verloren seien. Diese Ungewißheit überwältigt uns selbst in dem Augenblicke, welches der der höchsten Freude sein sollte."

Er gab sodann Maroncelli einen Brief von seinem Bruder, welcher ihn tröstete. Mir sagte er, es sei kein solcher von meiner Familie da, und dies verdoppelte meine Befürchtung, als möchte sich irgend ein Unglück ereignet haben.

„Kehren Sie in Ihr Zimmer zurück," nahm der Direktor wieder das Wort, „und ich will Ihnen bald den anderen Gefangenen zeigen, welchem gleichfalls Vergebung geworden ist."

Wir entfernten uns und warteten begierig auf diese dritte Person. Alle Anderen würden wir mit uns genommen haben, allein es konnte nur Einer sein. Mochte es der arme Munari, Dieser oder Jener sein? Es war keiner von denen, für welchen

wir unsere Gebete zum Himmel geschickt hatten. Endlich ging die Thüre auf und wir sahen in dem Signor Andrea Tonelli da Brescia unseren Gefährten. Wir umarmten uns. Wir konnten das Mittagsmahl nicht zu uns nehmen. Wir sprachen bis zum Abende und bemitleideten das Schicksal der theueren Freunde, welche wir zurücklassen mußten.

Mit Einbruch der Nacht kam der Polizeidirektor wieder, um uns von diesem Orte des Unglückes fortzunehmen. Unsere Herzen litten schwer, als wir an den Kerkern so vieler geliebten Menschen vorüberkamen, ohne daß wir im Stande waren, sie mit uns zu nehmen. Wer weiß, wie lange sie noch hier schmachten mußten! Wie viele von ihnen ein langsames Opfer des Todes werden sollten!

Einem Jeden von uns warf man einen Soldatenrock über die Schultern und setzte uns eine Mütze über den Kopf und so stiegen wir in der Kleidung von Galeerensklaven, außer daß wir keine Fesseln hatten, den unseligen Hügel hinab und wurden in die Stadt nach den Polizeigefängnissen geführt. Es war eine schöne mondhelle Nacht. Die Straßen, die Häuser, die Personen, welchen wir begegneten, Alles schien uns so sonderbar und freundlich, nachdem wir so viele Jahre hingebracht, ohne uns eines ähnlichen Anblickes zu erfreuen!

Wir warteten in den Polizeigefängnissen auf einen kaiserlichen Commissär, welcher von Wien kommen sollte, um uns an die Grenze zu begleiten. In der Zwischenzeit versorgten wir uns, da unsere Koffer verkauft worden waren, mit Wäsche und Kleidern und legten die Gefangenkleidung ab.

Nach Verfluß von fünf Tagen kam der Commissär an und der Polizeidirektor übergab uns demselben. Zugleich händigte er ihm das Geld, welches wir nach Spielberg gebracht, so wie den Erlös aus dem Verkaufe unserer Felleisen und Bücher ein; dies Alles wurde uns an der Grenze wieder zugestellt. Unsere Reisekosten wurden von dem Kaiser bestritten und nichts wurde gespart. Ich war nichts weniger als gesund und bei unserer Ankunft in Wien hatte ich ein Fieber; acht Tage lang war ich in ärztlicher Behandlung, und endlich genas ich. Da ich mich nun gewissermaßen wohl befand, so wünschte ich um so mehr abzureisen, als uns gerade die Nachricht von den drei Tagen in Paris zugekommen war.

Der Kaiser hatte das Dekret für unsere Freiheit gerade an dem Tage unterzeichnet, an welchem diese Revolution ausbrach.

Gewiß widerrief er dasselbe nicht; es war jedoch wahrscheinlich, daß Oesterreich, da die Lage Europa's kritisch wurde und man auch Volksaufstände in Italien befürchtete, uns in einem solchen Augenblicke nicht werde in unser Vaterland zurückkehren lassen. Wir waren zwar überzeugt, daß man uns nicht nach

Spielberg zurückbringen werde, allein wir fürchteten, man möchte dem Kaiser den Rath geben, uns in irgend eine von der Halbinsel noch entferntere Stadt des Reiches zu verweisen.

Endlich verließen wir Wien und ich konnte bis nach Brasch kommen. Hier wurde ich abermals krank; nach Verfluß von zwei Tagen bestand ich jedoch darauf, daß wir unsere Reise fortsetzten. Wir kamen durch Oesterreich und Steiermark und erreichten ohne Unfall Kärnthen; als wir jedoch in einem Dorfe, mit Namen Feldkirchen, in der Nähe von Klagenfurt, ankamen, erhielten wir Gegenbefehl. Nach diesem mußten wir bis auf weitere Weisung in diesem Orte Halt machen.

Man kann sich vorstellen, wie unangenehm uns dieser Vorfall war, besonders mir, der ich mich als die Ursache eines meinen beiden Gefährten zugewachsenen, so großen Nachtheiles ansehen mußte. Meine ärgerliche Krankheit war der Grund, weßhalb ihnen die Rückkehr in ihr Vaterland unmöglich war. Wir blieben fünf Tage in Feldkirchen und während dieser Zeit that der Commissär Alles, was in seiner Macht stand, um uns zu unterhalten. Es war ein kleines Theater armer Schauspieler hier, wohin er uns mitnahm. An einem anderen Tage verschaffte er uns durch eine Jagd Unterhaltung. Unser Wirth und einige junge Leute aus der Umgegend, sowie der Eigenthümer eines schönen Waldes waren die Jäger, und wir genossen die Freude als Zuschauer, da man uns an einen günstigen Platz aufgestellt hatte.

Endlich kam ein Kurier aus Wien mit dem Befehle an den Commissär, uns an den Ort unserer Bestimmung zu führen. Diese gute Nachricht erfüllte mich, wie meine Gefährten mit Freude; zu gleicher Zeit zitterte ich jedoch vor der nahen Stunde einer unglücklichen Entdeckung — vor der Stunde, in welcher ich erfahren sollte, daß ich weder Vater noch Mutter, noch mehre andere Verwandten mehr habe! Mein Tiefsinn nahm zu, je mehr wir uns Italien näherten.

Es ist nicht angenehm, sich von dieser Seite Italien zu nähern, und das unfruchtbare Aussehen des Landes vermehrte meine Schwermuth. Es rührte mich tief, als ich wieder unsern eigenen Himmel und menschliche Gesichter sah, welche nicht mehr den nordischen Ausdruck hatten, und als ich von allen Lippen Worte unserer Sprache hörte; allein die Bewegung erzeugte bei mir eher Thränen, als Lächeln. Wie oft bedeckte ich mein Gesicht mit den Händen und gab mir den Anschein, als schlafe ich, allein ich vergoß Thränen! Wie viele Nächte war ich nicht im Stande, die Augen zu schließen, und brannte in Fieber, wobei ich das brünstigste Gebet für mein geliebtes Italien verrichtete und dem Himmel dankte, daß er mich demselben wiedergegeben; bisweilen grämte ich mich darüber, daß ich keine Nach-

richten von meiner Familie erhalte, und beschwor eingebildetes Unglück herauf, bisweilen in dem Gedanken, daß ich mich bald, vielleicht für immer von einem Freunde trennen müsse, der so viele Leiden mit mir getragen und mir so viele Beweise einer brüderlichen Liebe gegeben hatte!

In Mantua mußte ich Maroncelli Lebewohl sagen, denn hier sollten wir getrennt werden. Es war ein zärtliches Scheiden, bei welchem Thränen nicht fehlten. In Brescia ließ ich meinen anderen Unglücksgefährten, Andrea Tonelli, zurück. Am 9. Septbr., zwei Tage später, kam ich in Mailand an, wo ich zwei Tage hingehalten und dann in Begleitung eines Gendarmeriebeamten nach Piemont gewiesen wurde.

Man mag sich den Zustand meiner Gefühle denken, als ich mich wieder auf piemontesischem Boden sah. Ach! so sehr ich alle Völker liebe, Italien ist mir, Gott weiß es, das theuerste Land! und so sehr ich Italien liebe, so ist mir doch der Name Piemont, des Landes meiner Väter, Gott weiß es, noch theurer, als der jedes andern Landes in Italien!

Ich war noch immer nicht frei. Als mich der Beamte verließ, übergab er mich piemontesischen Karabinieren. Nach einem kurzen Aufenthalt erschien ein Herr und bat mich um die Erlaubniß, mich nach Novara begleiten zu dürfen. Er hatte eine andere Gelegenheit versäumt, und jetzt gab es keinen andern Wagen, außer dem meinigen; er war sehr verbunden, daß ich ihm gestattete, sich desselben zu bedienen.

Dieser verkleidete Karabinier war ein lustiger Mann, der mir bis nach Novara gute Gesellschaft leistete. Als wir in dieser Stadt ankamen, ließ er den Wagen, während er vorgab, er wolle mich in ein Hotel fahren, nach der Kaserne der Karabiniere fahren, und dort sagte man mir, es sei in dem Zimmer eines Brigadiers ein Bett für mich in Bereitschaft; dort solle ich weitere Befehle von Oben erwarten.

Da ich am andern Tage meine Reise fortsetzen zu können glaubte, so ging ich zu Bette und versank, nachdem ich mich noch einige Augenblicke mit meinem Wirthe unterhalten, in einen tiefen Schlaf. Ich hatte lange Zeit nicht so gut geschlafen. Gegen Morgen erwachte ich, stand alsbald auf und verlebte einige sehr lange Stunden. Ich frühstückte, plauderte, ging im Zimmer und auf der Terrasse auf und ab und warf einen Blick auf die Bücher meines Wirthes. Endlich kam ein Brief von meinem Vater.

Welche Freude, als ich diese vielgeliebten Schriftzüge wiedersah! Welche Freude, als ich erfuhr, daß meine Mutter, meine theure Mutter noch lebe! — daß meine beiden Brüder und meine ältere Schwester noch leben! Ach! die jüngere, Marietta, welche in das Kloster der Heimsuchung gegangen war, wie ich

heimlich in dem Gefängnisse erfahren, hatte vor neun Monaten zu athmen aufgehört! Lieblicher Gedanke, daß ich meine Freiheit meinen Lieben zu verdanken habe, welche nie aufhörten, sich für mich zu verwenden!

Tage verstrichen, und die Erlaubniß, Novara verlassen zu dürfen, kam nicht. Am Morgen des 16. Septbr. erhielt ich dieselbe endlich und wurde dann von der Aufsicht der Karabiniere befreit. Ach, wie viele Jahre war es her, seit ich ohne beschwerliche Wächter hingehen konnte, wohin ich wollte!

Ich erhielt einiges Geld, wurde von einigen Bekannten meines Vaters begrüßt und reiste um drei Uhr Nachmittags ab. Zu Reisegefährten hatte ich eine Dame, einen Kaufmann, einen Bildhauer und zwei junge Maler, von denen der Eine taubstumm war. Die Nacht brachten wir in Vercelli zu. Die glückliche Sonne des 17. Septbr. ging auf. Wir setzten unsere Reise fort und erreichten Turin erst am Abende.

Wer könnte die Aufregung meines Herzens, der Herzen meiner mir so Theuren schildern, als ich meinen Vater, meine Mutter, meine Brüder sah, als ich sie umarmte! Meine Schwester, meine theure Josephine, war nicht anwesend, da ihre Obliegenheiten sie zu Chieri hielten; allein auf die erste Kunde von meiner Rückkehr eilte sie nach Hause, um einige Tage in dem Schooße ihrer Familie zu verleben. Diesen fünf Personen, Gegenstände meiner zärtlichsten Liebe, wieder gegeben, war ich, bin ich der beneidenswertheste der Sterblichen!

Schluß.

Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland blieb Silvio Pellico ruhig und zurückgezogen im Schooße seiner Familie, deren Andenken in den Memoiren seiner Gefangenschaft für ihn so oft eine Quelle der Begeisterung wurde. Noch erwartet man sein Wiederauftreten auf dem Gebiete der Literatur, wo er sich so frühe eine glänzende Berühmtheit errungen. Allein die tadelsüchtige Censur, welche auf der italienischen Presse lastet, muß ein ernstes Hinderniß für die Ergüsse seines Geistes sein. Eines der Werke, welches er in den Bleikammern Venedigs schrieb, Ester d'Engaddi, und das selbst von der durch den Kaiser von Oesterreich zu Leitung seines Prozesses eingesetzten Commission für unverwerflich angesehen wurde, ward zu Turin im Jahre 1831, dem Jahr nach seiner Befreiung, mit dem größten Beifalle gegeben, wie auch ein anderes Stück von ihm, Gismonda. Von der Eifersucht des italienischen Despotismus wurden beide alsbald verboten.

In der Einleitung wurde gesagt, daß die österreichische Regierung ein Edikt erließ, welches das Verbrechen, einer geheimen Gesellschaft anzugehören, mit der Todesstrafe bedrohte. Dieses strenge Urtheil indessen wurde wenigstens zu der Zeit von Pellico's Drangsalen nicht zur Ausführung gebracht, und die Strafe der Regierung beschränkte sich auf die Strenge einer langen und harten Gefangenschaft.

Der Graf Arrivabene, dessen Silvio Pellico, als wegen Schuldlosigkeit aus dem Gefängnisse St. Michael entlassen, erwähnt, sah sich bald darauf dem Verdachte der Regierung preisgegeben und hielt es für passend, zu fliehen. Sein einziges Verbrechen bestand darin, daß er Porro, Pellico und einige Andere in seinem Landhause in der Nähe von Mantua aufgenommen hatte, als Diese von einem Ausfluge auf Porro's Dampfboot von Pavia nach Venedig zurückkehrten. Er floh von Mantua nach Brescia, wo er seinen Freunden Uzoni und Scalvini die ihn und sie bedrohende Gefahr mittheilte und sofort mit diesen in die Schweiz zu entkommen suchte. Sobald Arrivabene's Abreise bekannt ward, wurden Gendarmen nach allen Richtungen ausgeschickt, um ihn festzunehmen. Er und seine Freunde bewerkstelligten ihre Flucht in die Schweiz, als Viehtreiber verkleidet, allein beinahe wurden sie ergriffen. Sie hatten einen Weg zu passiren, auf welchem drei Gendarmen, welche dort lagen, um sie zu erwarten, eingeschlafen

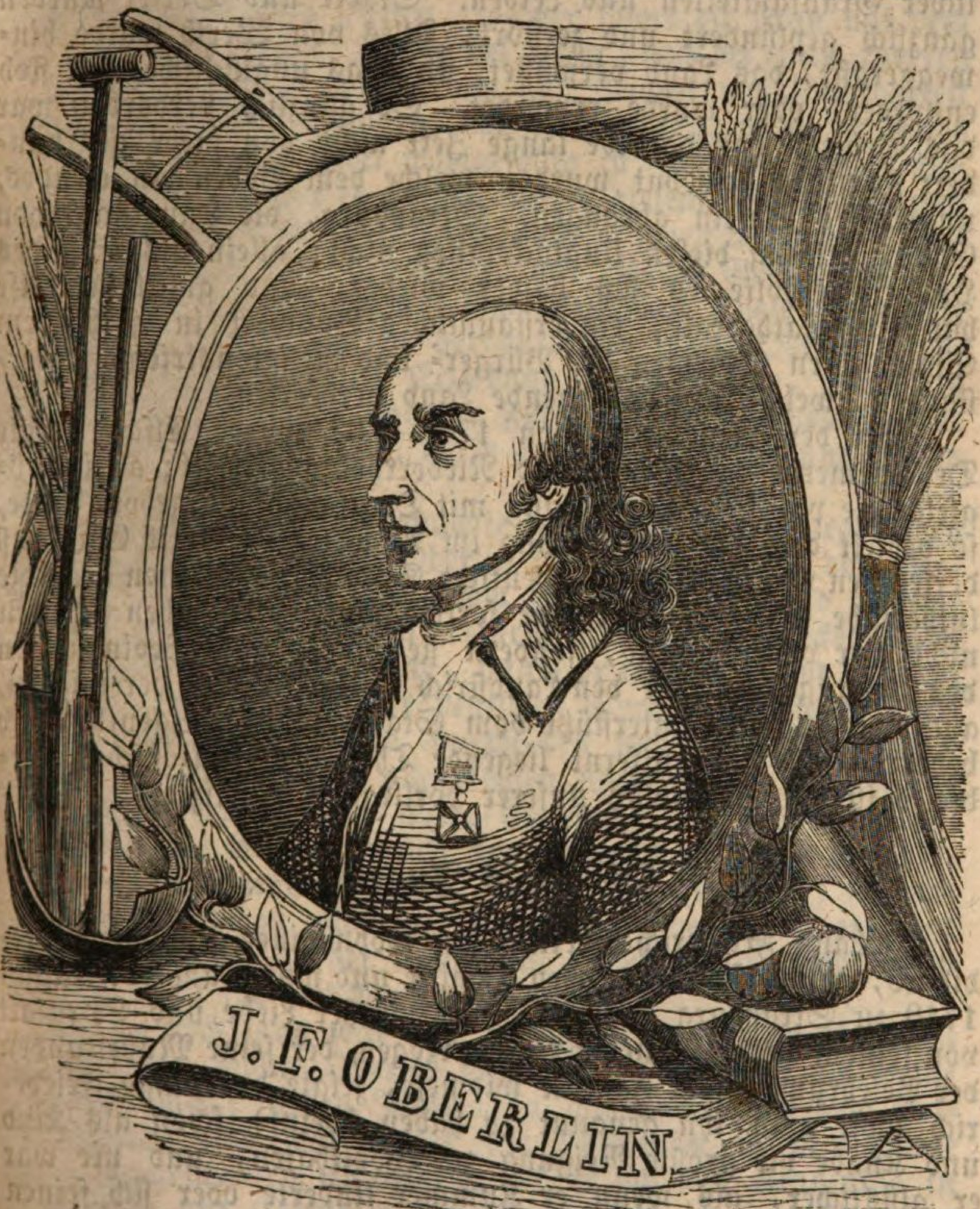
waren, und in dem Augenblicke, wo sie die Schweizergrenze erreichten, waren sie, nachdem sie 60 Stunden hindurch nicht geruht, so erschöpft, daß sie im Angesichte der österreichischen Soldaten, welche ihnen auf den Fersen folgten, auf den Boden niederfielen, als sie die Linie hinter sich hatten, welche Oesterreich und die Schweiz scheidet. Sie waren indessen in Sicherheit. Auch Graf Porro bewerkstelligte seine Flucht aus Italien. Die Gendarmen traten durch die eine Thüre in sein Haus, während er dasselbe durch eine andere verließ. Confalonieri gelang es nicht, denselben Plan auszuführen, da er eine Thüre verschlossen fand, deren Schlüssel sein Verwalter ohne sein Vorwissen hatte verändern lassen.

Franz I., Kaiser von Oesterreich, unter dessen Regierung diese Verhaftungen vorgenommen wurden, starb im Jahr 1835, und auf ihn folgte sein ältester Sohn Ferdinand, der sich 1838 zu Mailand als König der Lombardei krönen ließ. Dieses Ereigniß hatte die glückliche Folge, daß dadurch allen politischen Verbannten, welche seit dem Jahre 1820 in freiwilliger Verbannung lebten, ihr Vaterland wieder geöffnet wurde. Die Zeit der Krönung hielt man für eine passende zu Gnadenbezeugungen, und es wurde die Begnadigung auf alle Italiener ohne Ausnahme, welche aus politischen Gründen in Verbannung außerhalb ihres Vaterlandes lebten, ausgedehnt.

Das Leben J. F. Oberlins.

Aus dem Englischen

von **Theodor Roth.**



Wenn der Reisende dem Oberrhein entlang seinen Weg nach der Schweiz verfolgt, so bemerkt er zu seiner Rechten

eine lange Reihe hoher Berge, welche die Ebene überragen, durch die der Fluß sich windet. Diese Berge sind die Vogesen, und die Ebene an deren Fuße ist Elsaß, eine Provinz, welche ursprünglich zu Deutschland gehörte, demselben aber theilweise während des berühmten, im Jahre 1648 endigenden dreißigjährigen Krieges von Frankreich entrissen, noch vollständiger aber durch die im Jahre 1697 geendeten Kriege Ludwigs XIV. erworben wurde. Beide Male war Elsaß der Schauplatz schrecklicher Grausamkeiten und Leiden. Städte und Dörfer wurden gänzlich geplündert und zerstört, Alles von Werth wurde hinweggerafft, das Land verwüstet, und das unglückliche Volk floh entweder, oder wurde ermordet. So gänzlich verdorben war das Gebiet, daß dasselbe lange Zeit nicht von mehr als hundert Familien bewohnt wurde, welche dem Boden ein elendes, ungewisses Dasein abrangen. Straßburg, die Hauptstadt von Elsaß, entging diesen Unglücksfällen nicht; allein als Sitz des Handels erholte es sich bälder wieder, und glücklicherweise hat seine Cathedrale, ein erstaunliches Bauwerk in gothischem Style, allen Stürmen des Bürger- und Religionskriegs widerstanden, welche das umliegende Land verheerten.

Bei der Revolution von 1789 — 92 wurde Elsaß in die Departements des Ober- und Niederrheins getheilt; allein obgleich die politische Verbindung mit Deutschland aufgehört hatte, so behielt doch die Bevölkerung im Allgemeinen, mit Einschluß derjenigen von Straßburg, deutsche Sprache und Sitten bei; die lutherische Glaubensform war fortwährend in manchen Theilen nicht nur vorherrschend, sondern sie wurde nach Bedingungen des Vertrages, welche den Landstrich mit Frankreich vereinigten, auch beschützt und unterstützt vom Staate. Dieser eigenthümlich bevorrechtigte und entfernt liegende Theil des französischen Gebietes ist der Schauplatz unserer vorliegenden Skizze.

Oberlin's Jugend.

Johann Friederich Oberlin, der Sohn eines geachteten Predigers, entsproß einer großen Familie und wurde am 31. August 1740 zu Straßburg geboren. Mit großer Liebe und Sorgfalt von seinem ausgezeichneten Vater erzogen, der seine Mußestunden der Belehrung seiner Familie widmete, zeigte der junge Friederich (wie man ihn genannt zu haben scheint) schon als Kind und Knabe die größte Neigung zu Wohlthaten, und nie war er glücklicher, als wenn er Kummer linderte oder sich seinen Mitgeschöpfen auf irgend eine andere Weise gütig bewies. Man erzählt sich verschiedene Anekdoten von der Selbstverläugnung, mit welcher er noch als Schuljunge alle seine Ersparnisse zu

wohlthätigen Zwecken verwendete. Als er eines Tages sah, daß eine arme Marktfrau in großem Jammer war, weil zwei ungezogene Jungen ihren Eierkorb umgeworfen hatten, sprang er nach Hause, holte seine kleine Sparbüchse und schüttete ihr den ganzen Inhalt in den Schooß. Bei einer anderen Gelegenheit bemerkte er, daß eine arme, alte Frau, weil ihr zwei Sous fehlten, ein Kleidungsstück nicht kaufen konnte, welches sie gerne gehabt hätte, und ließ heimlich zwei Sous in die Hand des Verkäufers gleiten, welcher sofort die Frau mit dem Kaufe glücklich machte. Weder bei dieser, noch bei einer anderen Gelegenheit blieb er stehen, um auf Zeichen von Dankbarkeit zu warten. Das Vergnügen, das er empfand, wenn er Gutes und Das that, was Gott wohlgefällig ist, war die einzige Belohnung, nach welcher er strebte. Außer diesem Wohlwollen und dieser Frömmigkeit des Charakters fühlte er einen Abscheu vor Ungerechtigkeit, und hatte den Muth, mit eigener Gefahr den Unterdrückten zu vertheidigen und ihm beizustehen. Diese und andere ausgezeichnete Eigenschaften verdankte der junge Oberlin größtentheils der umsichtigen Erziehung seiner Eltern, besonders aber den Ermahnungen und der Führung seiner Mutter, einer Frau, deren einziges Glück darin bestand, Gemüth und Sitten ihrer Kinder zu bilden.

Von lebhaftem Temperamente und unter einem kriegerischen Volke aufgewachsen, hatte Oberlin zuerst Neigung für den Kriegerstand; allein hievon redete ihm sein Vater ab, und er widmete sich gerne dem Studiren zu einem friedlicheren Zwecke. Seine Muttersprache, die französische, lernte er mit Kraft und Eleganz schreiben; und außer in der deutschen Sprache machte er Fortschritte im Lateinischen und Griechischen und erwarb sich neben hinreichenden Kenntnissen allgemeinen Wissens auch verschiedene andere Erfordernisse einer guten Erziehung. Theils nach dem Wunsche seiner Eltern, welche der lutherischen Kirche angehörten, theils aus eigener Neigung faßte er den Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Zu diesem Zwecke hörte er einen theologischen Curs auf der Universität zu Straßburg und wurde im Jahre 1760 für das Predigtamt geweiht.

Da er noch jung war und wenig Erfahrung in der Welt gemacht hatte, wollte Oberlin nicht sogleich ein Amt als Geistlicher annehmen; sieben Jahre lang widmete er sich dem Privatunterrichte und war einige Zeit Hofmeister in dem Hause eines ausgezeichneten Chirurgen, wo er sich jene Kenntnisse in der Medizin und Chirurgie erwarb, die ihm im späteren Leben von so hohem Werthe wurden. Während dieser Beschäftigung wurde ihm die Kaplanstelle in einem Regimente angeboten, und eben war er, da er dadurch in eine Sphäre versetzt worden

wäre, wo er sehr viel hätte nützen können, im Begriffe, dieselbe anzunehmen, als ihm durch seinen Freund Stuber ein neues Feld für seine Thätigkeit eröffnet wurde, so daß er den Gedanken an die militärische Kaplanstelle aufgab.

Seit dem Jahre 1750 war Stuber Prediger in einem wilden, hügeligen Bezirke in den Vogesen gewesen, welchen die Franzosen nach dem Schlosse La Roche, um welches sich der Distrikt ausdehnte, Ban de la Roche, die Deutschen wegen seines felsigen und im Allgemeinen unfruchtbaren Ansehens Steinthal nannten. Der Bezirk begriff zwei Kirchspiele: Rothau mit einer Kirche, und ein anderes mit drei unter die Orte Foudai, Belmont, Waldbach und Bellefosse vertheilten Kirchen. Der größere Theil der Bewohner des Distriktes waren Lutheraner, und sie genossen die bereits erwähnten Privilegien.

Was seine physische Lage betrifft, so bildete Ban de la Roche einen Theil der westlichen Abhänge und Ausläufer des Haut Champ, einer isolirten, sich 3600 Fuß über die Meeresfläche erhebenden Berggruppe, welche durch ein tiefes Längenthal von der östlichen Seite der Vogesenkette getrennt ist. Waldbach, das größte Dorf, liegt in einer Höhe von 1800 Fuß an dem Abhange von Haut Champ; Rothau ist 1360 Fuß hoch. Die anderen bereits erwähnten Dörfer oder Weiler befinden sich auf mehr oder weniger erhabenen Punkten. Wegen seiner bedeutenden Höhe hat der Distrikt verschiedene Klimale, von demjenigen einer südlichen Breite an den unteren Abhängen bis zu dem einer sehr nördlichen in den höheren Theilen. Der Unterschied zwischen dem Einflusse der Jahreszeit in den tieferen und höheren Strecken ist so groß, daß der Herbst in Belmont einen Monat später ist, als in Foudai. Der ganze Bezirk begreift 8—9000 Morgen Landes, wovon 3—4000 Wald, 2000 Weide und der Rest eingezäunt waren. Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, wurden sechszehnhundert Morgen, hauptsächlich mit Roggen, Hafer und Kartoffeln bebaut, und vierzehnhundert Morgen wurden als Wiesen und Gärten benützt. Diese Eintheilung des Bodens war gewissermaßen eine Verbesserung gegen dessen Zustand zu Anfang der Regierung Ludwigs XV., wo der ganze Distrikt in dem wildesten Zustande und beinahe unzugänglich war, da nicht einmal von einem Dorfe zu dem anderen eine Straße führte, und kaum einiger Boden bebaut wurde.

Als Stuber im Jahre 1750 dahin kam, hatte die Anpflanzung einige Fortschritte gemacht, allein im Allgemeinen war der Stand der Dinge ein äußerst kläglicher. Obwohl nur eine Tagreise von Straßburg entfernt, war Ban de la Roche doch in einem so wilden Zustande, als wäre es hundert Meilen von jedem civilisirten Orte entfernt gewesen. Die

Leute, welche wenig Verkehr mit der Welt jenseits ihrer Berge hatten, waren bedauernswürdig unwissend und unglücklich, ohne daß sie eine Aenderung ihres Zustandes wünschten. Aergerlich über ihre niedrige geistige Bildung, fragte Stuber zuerst nach dem ersten Schulhause, worauf man ihm eine elende Hütte voll von Kindern zeigte, die ohne Bücher waren und auch keinen Lehrer zu haben schienen. „Wo ist der Lehrer?" fragte er. „Hier," antwortete einer der Schüler und zeigte auf einen alten Mann, der in einer Ecke der Hütte auf einem Bette lag. „Was lehrt Ihr die Kinder, mein guter Mann?" fragte Stuber. „Nichts, Herr." „Nichts! — wie kommt dies?" „Weil ich selbst Nichts weiß," erwiderte der Alte. „Warum hat man Euch denn zum Schullehrer gemacht?" „Nun, sehen Sie, Herr, ich war viele Jahre lang der Schweinhirt von Waldbach, und als ich zu alt und schwach für dieses Geschäft wurde, schickte man mich hierher, um die Kinder zu hüten!" Dies war die erste Erziehungsanstalt zu Ban de la Roche, und die übrigen waren wenig besser, denn es waren Schulen, welche Schäfer, und zwar nur zu gewissen Zeiten des Jahres hielten.

Um diesen kläglichen Stand der Dinge heilsam zu ändern, führte Stuber wirkliche Schullehrer ein; allein dieser Schritt war mit großen Schwierigkeiten verbunden; denn der Stand des Lehrers war in der öffentlichen Achtung so sehr gesunken, daß sich Niemand dem Dienste widmen wollte. Endlich kam er auf den glücklichen Gedanken, den Namen „Schullehrer" abzuschaffen, und führte dafür den Titel „Präceptor" ein; man hörte dies gerne und sagte sofort „die Herren Präceptoren." — Dann schaffte er eine Anzahl Alphabet- und Buchstabirbücher herbei; da aber die Leute nie zuvor derartige Werke gesehen hatten, so glaubten sie, dieselben verbärgen eine Art Ketzerei. Was sie am meisten verwirrte und beunruhigte, waren die Reihen unzusammenhängender Silben, die keine Sprache bedeuteten; und hierauf gründeten sie lange ihren Widerwillen gegen die Einführung von Unterrichtsstunden. Als sie jedoch zu bemerken anfingen, daß die Kinder nach Ueberwindung der Silben im Stande waren, ganze und zusammenhängende Worte zu lesen, so verschwand allmählig ihr Mißtrauen gegen die fremden Lehrbücher; und als sie zuletzt sahen, daß die Kinder jedes Buch geläufig lesen konnten, so hörte nicht nur jeder Widerspruch auf, sondern die Leute baten, man möchte sie auch Lesen lehren. Ein großer Sieg war nun errungen: ein bigottes, aus Unwissenheit entsprungenes Vorurtheil war durch Güte und Beharrlichkeit mit Erfolg ausgerottet worden. Nachdem Stuber so dem Volke Freude am Lesen beigebracht hatte, ließ er fünfzig Bibeln von Straßburg kommen, theilte jede in drei

Theile, welche in starkes Leder gebunden wurden, und konnte alsdann im ganzen Bezirke einhundertundfünfzig Bücher unter die Familien vertheilen. Nachdem der Geschmack am Lesen der heiligen Schrift auf diese Weise angeregt war, entstand bald eine Nachfrage nach Bibeln, und es wurden einige Hunderte nützlich abgesetzt.

In dem Zeitraum von sechs Jahren war eine bedeutende Veränderung zum Guten in dem geselligen Zustande des Distriktes zu Stande gebracht worden, welchen Stuber noch immer zu verbessern beabsichtigte, als er zum Prediger in Barre (Lothringen) ernannt wurde. Er war nicht lange in seiner neuen Stellung, als er schon bedauerte, Ban de la Roche verlassen zu haben; und als nach einiger Zeit die Pfarre dieses Bezirkes wieder erledigt war, so kehrte er gerne und zur großen Freude vieler seiner früheren Pfarrkinder dahin zurück. Er blieb nun vier Jahre, erfüllte seine wichtigen Pflichten und veredelte mit jedem Tage den Geist der seiner Obhut anvertrauten Bevölkerung. Unglücklicherweise starb seine Gattin, welche ihm thätig seine Plane fördern half, und er stand verlassen und niedergeschlagen allein; als ihm hierauf die Anstellung als Prediger an der St. Thomaskirche zu Straßburg angeboten wurde, so nahm er sie an, obwohl er befürchtete, Ban de la Roche möchte nach seinem Abgange wieder in den Zustand verfallen, aus welchem er dasselbe als ein Werkzeug der Vorsehung erhoben hatte. Als er über diese ungünstige Aussicht nachdachte, fiel ihm ein, daß, wenn Oberlin, dessen Geschicklichkeit er genau kann, vermocht werden könnte, die erledigte Stelle anzunehmen, Nichts für das fortdauernde Wohlergehen des Distriktes zu befürchten wäre.

In Straßburg angekommen, eilte Stuber, seinen jungen Freund aufzusuchen; er fand ihn in einer bescheidenen Wohnung, welche ein kleines Bett mit Vorhängen von braunem Papier und eine kleine eiserne Pfanne enthielt, worin Oberlin sein Abendessen von schwarzem Brode mit etwas Wasser und Salz kochte — und die ganze Einrichtung war so, wie man sie in dem Zimmer eines Gelehrten anzutreffen erwarten durfte, der Unabhängigkeit in beschränkten Umständen einem abhängig machenden Glanze vorzog. Stuber bemerkte auf den ersten Blick, daß Oberlin ganz der Mann war, den er erwartete, und theilte ihm offen seine Wünsche mit. Oberlin war über den Vorschlag entzückt. Eine reiche und bequeme Pfründe würde er abgelehnt haben. Ein Kirchspiel mit nur armen und unwissenden Einwohnern war ganz Das, was er wünschte. Die Stunde seiner Brauchbarkeit war gekommen. In kurzer Zeit war er in die Pfarre von Ban de la Roche eingesetzt und unterzog sich, gleich einem in die Wildniß gehenden Apostel, der ihm anvertrauten Aufgabe.

Seine anfänglichen Unternehmungen zu Ban de la Roche.

Siebenundzwanzig Jahre alt, kam Oberlin am 30. Mai 1767 zu Waldbach an, wo er fortan wohnen sollte. Sein Pfarrhaus war ein einfaches Gebäude von zwei Stockwerken, im Angesichte eines waldigen Hügels, nahe bei der Kirche; ein Garten stieß an dasselbe und rings umher waren schöne Hügel, theilweise mit Fichten bedeckt, unter welche sich hier und da Weideplätze und Flecke bebauten Landes mischten. Es war eine milde, ländliche Scene, deren Stille nur bisweilen durch den schwachen Ton von den Glocken der Schafe und Kühe unterbrochen wurde, welche an den schroffen Abhängen der Berge weideten.

Ungeachtet der früheren Bemühungen Stubers schien die Pfarre, in physischer wie in socialer Beziehung, in einem Zustande zu sein, welcher weit hinter demjenigen der meisten anderen Landestheile zurückblieb. In jedem Volke gibt es zwei Klassen von Menschen, von denen die eine leicht zugänglich ist für die Ueberzeugung, wie wünschenswerth Verbesserungen sind, und die andere aus allzu großer Unwissenhnit oder Halsstarrigkeit keinerlei Veränderung dulden will. Auf die erstere hatte Stuber mit glücklichem Erfolge eingewirkt; sie schätzten die Segnungen des ersten Unterrichtes, den er eingeführt, und waren bereit, in die neuen Verbesserungsplane einzugehen, deren Ausführung Oberlin vorschlug. Die Feinde von Neuerungen, die Argwöhnischen und Vorurtheilsvollen, welche sich von Anfang an Verbesserungen aller Art im Kirchspiele unter Murren widersetzt hatten, beschlossen jetzt, kräftige Maßregeln zu ergreifen, um ihren neuen Pfarrer zu verhindern, daß er seine Plane ins Werk setze. Ihr Plan, welcher ganz zu der Boshaftigkeit paßte, welche derartige Leute gewöhnlich beseelt, ging dahin, dem Pfarrer aufzulauern und ihm eine derbe persönliche Züchtigung angedeihen zu lassen. Glücklicherweise wurde Oberlin von Dem, was sie beabsichtigten, in Kenntniß gesetzt, und sein Benehmen bei dieser Veranlassung spricht deutlich für den Charakter dieses ausgezeichneten Mannes. Ein Sonntag wurde zur Ausführung der That bestimmt. Als dieser herankam, wählte er zu seinem Texte jene schöne, zur Sanftmuth ermahnende Stelle aus dem fünften Kapitel St. Matthäi: „Aber ich sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern so dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar." Nach dem Gottesdienste kamen die Unzufriedenen in dem Hause eines von der Partie zusammen, wo die so eben gehörte Predigt ihnen Stoff zu gemeinen Scherzen gab, da der Prediger

bald Gelegenheit finden werde, die Lehren in Ausübung zu bringen, welche er so schön vorgetragen habe. Wie groß mag ihr Erstaunen gewesen sein, als die Thüre aufging und der Pfarrer mitten unter sie trat! „Hier bin ich, meine Freunde," sprach er mit jener Ruhe, welche selbst dem Hitzigsten Achtung einflößte; „Eure Absichten gegen mich sind mir bekannt; Ihr habt gewünscht, mich zu züchtigen, weil ich Euch strafbar scheine. Wenn ich wirklich die Regeln verletzt habe, welche ich für Euch aufgestellt, so bestrafet mich dafür. Ich will mich daher lieber Euch selbst überliefern und Euch die Gemeinheit, zu einem Hinterhalte Eure Zuflucht nehmen zu müssen, ersparen." Diese einfachen Worte brachten die gehörige Wirkung hervor. Die Bauern waren beschämt, schlimme Absichten gegen einen so guten und aufrichtigen Mann gehegt zu haben, baten ihn um Verzeihung und versprachen, nie wieder an seiner Liebe für sie zu zweifeln. Auf diese Weise überwand Oberlin mit dem besten Erfolge die widerspänstigen, schlimmen Neigungen der Unwissenderen unter seinen Pfarrkindern, indem er durch sein eigenes Benehmen ein Beispiel von den Lehren gab, deren Einschärfung ihm seine Pflicht gebot. Ja Diejenigen, welche früher seine Feinde gewesen oder Anschläge gegen ihn geschmiedet hatten, waren von dem eifrigen Wunsche beseelt, sich in seiner guten Meinung wieder herzustellen, und in der Ueberzeugung, daß sie nur dadurch ihren Zweck erreichen können, wenn sie mit Wärme in seine Ansichten eingingen, waren sie sofort unter den Ersten, welche ihm ihren Beistand anboten.

Ungeachtet der Unterstützung, welche Oberlin durch Viele seiner Kirchspielangehörigen zu Theil wurde, stieß man doch bei Ausführung seiner wohlmeinenden Plane auf Schwierigkeiten, welche nur die unermüdetste Geduld und Selbstverläugnung überwinden konnte. Von dem geistlichen Stande verlangte er etwas mehr, als von einem bloßen Prediger des Evangeliums. Indem er sich in die unerläßliche Nothwendigkeit seiner Lage schickte, fühlte er, daß es für ihn heilige Pflicht sei, in seiner Person die Würde eines geistlichen Hirten mit derjenigen eines Weltgeistlichen und Rathgebers, Arztes und Gatten zu vereinigen. Mit der Einschärfung der Lehren und Vorschriften des Christenthumes verband er philosophische Grundsätze und die Hülfsmittel eines im praktischen Wissen erfahren Geistes. Einer seiner ersten Plane forderte von ihm, daß er die Verrichtungen eines Civilingenieurs mit denjenigen eines Tagelöhners verbinde. Der bei dieser Gelegenheit von seinem Unternehmen gegebene Bericht zeugt von seinem scharfsinnigen Geiste und seiner bescheidenen Sinnesart.

Indem er den Zustand des Bezirkes im Allgemeinen be-

trachtete, bemerkte er, daß einer seiner Hauptfehler der Mangel an Straßen sei, welche ihn mit den tiefer gelegenen und besseren Theilen des Landes verbinden könnten. Die einzigen vorhandenen Heerstraßen waren während sechs oder acht Monaten im Jahre völlig unwegsam, und selbst im Sommer waren sie in einem so erbärmlichen Zustande, daß man sie nie gebrauchte, außer wenn dringende Nothwendigkeit die Bewohner zwang, nach den benachbarten Städten zu gehen. So lange dieser Stand der Dinge währte, konnte offenbar keine gründliche Verbesserung oder Wohlfahrt zu Stande kommen. Von dieser Thatsache überzeugt, berief Oberlin seine Kirchspielsangehörigen zusammen und machte ihnen den Vorschlag, sie sollten, um fernerhin nicht mehr drei Viertheile des Jahres in ihren Dörfern eingeschlossen zu sein, eine anderthalb Meilen lange Straße und eine Brücke über den Bruche bauen. Der kühne Vorschlag erfüllte die Anwesenden mit Staunen — die Sache schien ihnen unmöglich, und Jeder fand in Privatangelegenheiten eine Entschuldigung, um sich dem Unternehmen zu entziehen. Einige meinten, die Straßen seien in dem gegenwärtigen Zustande gut genug, denn für den Unzufriedenen ist bei solchen Gelegenheiten keine Aeußerung zu albern. Ohne den Muth sinken zu lassen, setzte Oberlin der Versammlung die Vortheile auseinander, welche durch einen solchen Ableitungskanal für die Produkte ihrer Felder entspringen würden, so wie die Leichtigkeit, mit welcher sie sich eine Menge von Bequemlichkeiten verschaffen könnten, die sie noch immer entbehrten. Nachdem er seine Rede geschlossen, nahm er eine Axt und rief: „Alle, welche die Wichtigkeit meines Vorschlages einsehen, kommen und arbeiten mit mir." Bei diesen Worten eilten seine Pfarrgenossen, beschämt über ihre Vorwände und durch sein Beispiel angefeuert, hinweg, holten ihre Werkzeuge und folgten ihm. Wie ein guter Ingenieur, hatte Oberlin den Plan bereits entworfen, und als er an der Stelle ankam, durfte man das Geschäft nur beginnen. Dies geschah mit einer Art von lebhaftem Enthusiasmus. Jeder ging auf den ihm angewiesenen Posten, machte sich ernstlich an die Arbeit, und jeder Streich förderte sichtbar das Geschäft. Das Schauspiel der Arbeit zog alle Müßiggänger nach dem Orte, und Jeder leistete, um bei dem guten Werke nicht zurückzubleiben, hülfreiche Hand. Es lag eine moralische Größe in dem Anblicke so gut geleiteten Fleißes. Das unternommene Geschäft war keine Feiertagsarbeit. Um die nöthige Durchfahrt zu Stande zu bringen, mußte man nicht nur viel graben, sondern auch Felsen sprengen, zur Aufführung einer Mauer zum Schutz der Straße längs der Ufer des Bruche ungeheure Steinmassen herbeiführen, eine Brücke in einem anderen Bezirke bauen und alle Kosten bestrei-

ten. Oberlin und die Förderer seines heldenmäßigen Unternehmens hielten Nichts für unmöglich. Den Prediger, der am Sonntage seine Zuhörer ermahnte, nie zu ermüden im Gutesthun, sah man am Montag, mit der Axt auf der Schulter, an der Spitze von zweihundert Männern aus seiner Gemeinde mit einer Thatkraft einherschreiten, welche der Gefahr trotzte und die Ermüdung verachtete. Indem er den gewöhnlichen Grundsatz, die Ruhe würdig zu genießen, umkehrte, hielt er mit festem Glauben an der herrlicheren, aber auch wahreren Lehre, daß die Arbeit an sich schon eine Verehrung Gottes ist. Auch war er nicht allein mit den Händen thätig, sein Kopf forschte beständig nach Hülfsquellen zur Ausführung. Es waren Ausgaben zu machen. Allein er flößte seinen Freunden zu Straßburg und an andern Orten Theilnahme ein, und er wandte sich nicht vergebens an sie. Es gibt viele Leute, welche zu einem guten Werke beisteuern, wenn man ihr Gefühl anzuregen weiß. Oberlin fand zu seiner Beruhigung, daß Viele seine wohlwollenden Plane mitfühlten und daß Gelder eingingen. Trotz Wetter und Hindernissen aller Art war das Werk in zwei Jahren vollendet. Es war eine gute Straße angelegt und eine feste Brücke gebaut, welche den Verkehr mit Straßburg erleichterten. Sodann wurden Straßen gebaut, um die verschiedenen Dörfer unter einander zu verbinden, welche früher nach großen Schneefällen gänzlich getrennt gewesen waren. Auch wurden Mauern erbaut, um zu verhindern, daß der Boden an starken Abhängen durch die Waldbäche hinweggeschwemmt werde; ebenso legte man Kanäle an, um die nach starken Regengüssen mit verheerender Gewalt niederstürzenden Wasser aufzunehmen und abzuleiten.

Nachdem die Straßen nun fertig waren, konnten die Bewohner von Ban de la Roche ihre Erzeugnisse auf den Markt schicken; aber was für Erzeugnisse hatten sie, welche der Versendung werth waren? Etwas Getreide und einige schlechte Kartoffeln. Oberlin's Werk war erst im Beginnen. Die schlechten Kartoffeln bereiteten ihnen, selbst bezüglich der heimischen Consumtion, vielen Verdruß. Vor Einführung des Gewächses hatten sich die Bewohner des Bezirkes großentheils von wilden Aepfeln und Birnen genährt, und Viele fürchteten, zu dieser früheren Nahrungsweise zurückkehren zu müssen. In dem Verlaufe von Jahren war die Kartoffel so sehr ausgeartet, daß Felder, welche früher hundertundzwanzig bis hundertundfünfzig Scheffel getragen hatten, nunmehr noch dreißig bis fünfzig Scheffel lieferten, und überdies waren diese von schlechter Beschaffenheit. Oberlin, der diesem Umstande die wahre Ursache unterlegte, ließ neuen Samen aus Deutschland, der Schweiz und Lothringen kommen, um die Sorte zu erneuern. Das Unter-

nehmen gelang; nach wenigen Jahren zogen die Bewohner die schönsten Kartoffeln, und fanden zu Straßburg für ihr ganzes Erzeugniß einen vortheilhaften Absatz.

Neben der Einführung einer besseren Gattung von Kartoffeln verbesserte er die Mittel zu deren Anbau bedeutend. Der Bezirk litt sehr Mangel an landwirthschaftlichem Geräthe. Oberlin war zu seinem großen Verdrusse Zeuge von dem Jammer seiner armen Angehörigen, wenn sie das Unglück hatten, eine ihrer Geräthschaften zu zerbrechen. Sie hatten kein baares Geld, um solche zu kaufen, und mußten, um sich dieselben zu verschaffen, mit großem Zeitverluste weit gehen. Um diesen Uebelstand zu beseitigen, eröffnete er ein Magazin von verschiedenen Ackergeräthschaften, verkaufte jene Artikel zu dem Einkaufspreise und gab den Käufern Kredit, bis ihnen Zahlungen eingingen.

Man kann sagen, daß Oberlin's vorläufige Maßregeln zu Verbesserung des Zustandes seines Kirchspieles hier ein Ende hatten, und wir wollen bei diesem Zeitpunkte innehalten, um eines Ereignisses zu erwähnen, welches in hohem Grade zu seinem eigenen Glücke beitrug.

Bewerbung und Heirath.

Als Oberlin die Stelle zu Ban de la Roche annahm, war er unverheirathet. Madame Oberlin, seine Mutter, sprach ihm bisweilen von der Ehe, da sie wohl wußte, daß ein Landgeistlicher durch eine Gattin verwandten Temperamentes sehr unterstützt werden könne; auch erklärte ihr Sohn, er sei nicht abgeneigt, in den Ehestand zu treten, vorausgesetzt, daß sie einen seiner Achtung würdigen Gegenstand finden könne. Man schlug ihm deßhalb verschiedene junge Damen vor, allein keine war genau das Wesen, dem er seine Liebe schenken konnte. Noch als Junggeselle ging Oberlin nach seiner Pfarre ab.

Etwa ein Jahr später erhielt sein Haus, welches unter der Leitung seiner jüngern Schwester stand, einen Besuch von Magdalena Salome Witter, der Tochter eines Professors an der Universität Straßburg, der vor einigen Jahren gestorben war; auch ihre Mutter lebte nicht mehr. Diese junge Dame, welche der Familie Oberlin befreundet war, hatte einen gesunden Verstand, war äußerst gebildet und von religiösen Grundsätzen durchdrungen.

Oberlin war nicht der Mann, der bei der zarten Werbungsangelegenheit die Rolle des Liebhabers spielen konnte. Er bewunderte Fräulein Witter, allein er vertraute zu wenig seiner Gewandtheit, die junge Dame zu seiner Gattin, oder auch nur, sie mit seinen Gefühlen bekannt zu machen. In manchen Punk-

ten stimmten sie nicht überein, und dies schien ihm ein entscheidender Einwand. Als er jedoch über die Sache nachdachte, kam er zu dem Schlusse, daß vollkommene Einheit der Sinnesart nicht wohl zu finden sei, und daß man bei der Verheirathung immer etwas wagen müsse. Das Risiko, dachte er, ist in dem vorliegenden Falle indessen zu groß, und versuchte, sich des Gedankens zu entschlagen. Es wollte nicht gehen. Immer war es ihm, als flüstere ihm eine Stimme ins Ohr: „Nimm sie zu Deiner Gattin." Welche Verlegenheit!

Es nahte der Tag, an welchem Magdalena das Pfarrhaus verlassen sollte, und Oberlin war immer noch unschlüssig. Am andern Tage sollte sie abreisen, und wie viele Andere in ähnlichen Umständen durchwachte der arme Oberlin die ganze Nacht und erwog die Schwierigkeiten einer Lage, welche nur seine Gewissenhaftigkeit schwierig machte. Endlich beschloß er, sich durch die Bereitwilligkeit leiten zu lassen, mit der Magdalena seinen Vorschlag aufnehmen würde, wobei er ihre freudige und augenblickliche Einwilligung als eine Fügung der Vorsehung ansehen wollte.

Am andern Morgen nach dem Frühstücke fand Oberlin den Gegenstand so vieler Sorge in einer Gartenlaube sitzend. Indem er neben ihr Platz nahm, fing er das Gespräch folgendermaßen an: „Sie sind im Begriffe, uns zu verlassen, meine junge Freundin. Ich hatte indessen eine Ahnung, welche ich gerne als die Fügung des Himmels ansehe, daß Sie mir zur Lebensgefährtin bestimmt seien. Wenn Sie sich hinsichtlich dieses für uns Beide so wichtigen Schrittes entschließen können, so hoffe ich, daß Sie noch vor Ihrer Abreise Ihre offene Ansicht sagen werden." Magdalena, welche wahrscheinlich eine derartige Entdeckung erwartet hatte, stand von ihrem Sitze auf, näherte sich erröthend Oberlin, bedeckte mit der einen Hand ihre Augen und reichte ihm die andere hin. Er schloß sie in seine Arme. Zum Glücke hatte er den Entschluß, sich ihr anzuvertrauen, gefaßt. Nachdem dieser wichtige Punkt im Reinen war, fand die Verbindung am 6. Juli 1768 statt, und keiner von beiden Theilen hatte Ursache, sich zu beklagen. Magdalenens Verstand ließ sie alle ihre Ansichten jenen ihres geliebten Gatten anpassen; sie wurde ganz in sein Interesse eingeweiht, stand ihm bei allen seinen wohlthätigen Handlungen bei und mäßigte seinen Eifer durch ihre Klugheit.

Weitere Verbesserungen.

Oberlins Verehelichung fand statt, als er mit seinen großen Planen beschäftigt war, und nachdem diese neben der Einführung einer besseren Gattung von Kartoffeln und besserer Acker-

geräthschaften ausgeführt waren, war ein großer einleitender Schritt geschehen. Noch mußte viel gethan werden. Die Leute waren erst auf den Weg der Besserung gebracht worden; noch hatte keine solche wirklich stattgefunden.

Oberlin überlegte, was zunächst zu thun sei, und sah ein, daß die Einführung von Gewerben in dem Bezirke wesentlich zu dem Fortschritte der Civilisation beitragen würde. Es waren Wagner, Maurer, Schmiede weder in dem Distrikte noch in ziemlicher Entfernung von demselben. Er wählte deßhalb eine gewisse Anzahl von jungen Leuten aus, welche die nöthigen Anlagen besaßen, sorgte diesen für anständige Kleidung und gab sie in den nahegelegenen Städten in die Lehre. Auch dieser Plan gelang. Nach wenigen Jahren hatte man in den genannten Gewerben tüchtige Handwerksleute, die sich sofort zu Ban de la Roche festsetzten. Die Folge hievon war, daß die Bewohner jede Arbeit zu Hause haben konnten, statt daß sie früher mit Mühe und Kosten dieselbe auswärts besorgen ließen. Wagen, Pflüge und andere in der Landwirthschaft nöthige Artikel wurden verfertigt und ausgebessert, wie auch viele Bequemlichkeiten eingeführt, welche man früher gar nicht kannte.

So mit Handwerkern ausgerüstet, erstreckte sich Oberlins Sorgfalt zunächst auf die Häuser seiner ärmeren Kirchspielgenossen. Dies waren im Allgemeinen höhlenartige, feuchte, zum Theil in die Wände der Berge versenkte Wohnungen ohne Keller, die tief genug gewesen wären, um Kartoffeln, die Hauptnahrung der Bevölkerung, während des Winters gegen die Kälte zu schützen Offenbar konnten die Leute weder reinlich noch gesund, und in religiöser Hinsicht nicht einmal in einer passenden Stimmung sein, während sie täglich der Feuchtigkeit und den Unbequemlichkeiten solcher Höhlen ausgesetzt waren. Man darf keine moralische Besserung erwarten, während das menschliche Wesen wie ein Vieh behandelt wird oder sich selbst behandelt. Noch war Oberlin nicht lange in Ban de la Roche, so entdeckte sein Scharfblick diese wichtige Thatsache für das sociale Zusammenleben — eine Thatsache, die erst jetzt in den Geistern Britanniens und anderer auf der Stufenleiter der Civilisation höher stehender Länder zu dämmern beginnt. Den Wohnungen mehr Luft und Licht zu verschaffen, sie trockener, heiterer und somit gesunder für Körper und Geist zu machen, war die Aufgabe, welche Oberlin sich nunmehr stellte. Wie bei allen seinen übrigen Bemühungen, so fand er auch hier einen gewissen Grad von Widerstand; derselbe verschwand jedoch gänzlich vor dem freundlichen Einflusse des guten Pfarrers. In kurzer Zeit wurden die alten, elenden Hütten durch freundliche Häuschen mit Glasfenstern, Kaminen und trockenen Fußböden ersetzt, deren jedes

seinen Schrank hatte, um irdene Geschirre und andere nützliche Geräthschaften darin aufzubewahren, sowie einen guten Keller zu sicherer Aufbewahrung von Kartoffeln. Die festere Gesundheit und das bessere Aussehen der Leute rechtfertigten bald alle seine wohlgemeinten Einrichtungen.

Während ihn solche Unternehmungen beschäftigten, konnte er auch den Gartenbau und andere Zweige der Landwirthschaft fördern. Hauptsächlich richtete sich seine Aufmerksamkeit auf das Pflanzen von Fruchtbäumen, die Veredlung der Viehzucht, die Behandlung und Vermehrung des Düngers, der natürlichen und künstlichen Grasarten, die größere Ausdehnung des Kartoffel- und Flachsbaues, welche beide Erzeugnisse am geeignetsten für den sandigen Boden des Distriktes waren.

So wenig die Leute geneigt waren, die Richtigkeit von Oberlins Vorschlägen in Zweifel zu ziehen, so gingen sie doch nicht gerne auf seine Ideen von einer Verbesserung des Wachsthumes der Fruchtbäume ein, da dies ein Gegenstand war, hinsichtlich dessen sie ihm, dem Städter, weniger Kenntnisse zutrauten als sich selbst. Da somit ein praktischer Beweis nöthig schien, so begann er mit seinem Verfahren in zwei Gärten, welche zu seiner Wohnung gehörten, aber so nahe an einem öffentlichen Wege lagen, daß Jedermann seine Arbeiten beobachten konnte. Mit dem Beistande eines ihm ergebenen, verständigen Dieners grub er vier bis fünf Fuß tiefe Löcher, und umgab die jungen Bäume, welche er in dieselben pflanzte, mit derjenigen Art von Boden, die er am geeignetsten für die Förderung ihres Wachsthumes hielt. Auch sorgte er für Setzlinge von Aepfel-, Birn-, Pflaumen-, Kirschen- und Wallnußbäumen, und machte aus einem seiner Gärten, welchen er zu diesem Zwecke einrichtete, eine Baumschule.

Der Gärtner geistlichen Standes sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Die mit so vieler Sorgfalt gepflanzten Bäume wuchsen und blühten auf eine Art, wie man sie zuvor in dem Bezirke nicht gesehen; und die Bauern, welche häufig an dem Orte vorbeigingen, verwunderten sich unwillkürlich über den Gegensatz zwischen dem kärglichen Ertrage ihrer eigenen und dem reichen Produkte der Güter ihres Pfarrers. Beseelt von dem Verlangen, ebenso schöne Ernten an Früchten zu bekommen, fragten sie jetzt, wie sie verfahren sollten, und Oberlin erklärte ihnen nicht nur bereitwillig das Verfahren, welches sie bei Anlegung und Anpflanzung ihrer Gärten zu befolgen hätten, sondern er gab ihnen auch junge Bäume und Pfropfreiser aus seiner Baumschule. So verbreitete sich glücklicherweise der Geschmack für das Pflanzen von Fruchtbäumen, und es wurde dies eine Lieblingsbeschäftigung in dem Bezirke. Die Veränderung

zum Guten war sehr merklich. Hütten, welche früher einen armseligen und verlassenen Anblick darboten, waren jetzt mit Obst- und Küchengärten umgeben; und statt der Dürftigkeit und des Elendes nahmen die Dörfer und Weiler allmählig ein Aussehen ländlichen Reizes und Glückes an.

Ein weiterer Wunsch Oberlins ging dahin, die Gärten mit Pflanzen zu versehen, welche mehr für den Boden und das Klima paßten; und er ruhte nicht, bis er mannigfaltige Kräuter eingeführt hatte, welche entweder zur Nahrung dienten, oder für die Kühe von Werth waren. Eine der nützlichsten Verfahrungsarten, welche er zu jener Zeit in dem ganzen Bezirke verbreitete, bestand auch darin, Oel aus Bucheln zu gewinnen. Sowohl wegen des Culturwechsels, als um Winterfutter für das Vieh zu bekommen, führte er den Anbau von Klee ein, wozu er den Samen aus Holland hatte kommen lassen; und um Stoffe zur Kleidung anzuschaffen, ermuthigte er zum Anbaue und zur Bereitung des Flachses.

Nachdem er durch seine verschiedenen Plane die Vorurtheile seiner Kirchspielgenossen beträchtlich gebessert und deren Geist aufgeklärt hatte, bildete er jetzt einen landwirthschaftlichen Verein, bestehend aus den einsichtsvolleren Landwirthen; diese Gesellschaft brachte er mit einer anderen zu Straßburg bestehenden in Verbindung, welch letztere zur Aufmunterung die Summe von 2500 Franken zu seiner Verfügung stellte, um sie als Preise für Unternehmungen im Gartenbau unter die Landwirthe zu vertheilen. Die wohlthätige Wirkung dieser Maßregel veranlaßte Oberlin, einen Preis für Diejenigen auszusetzen, welche die schönsten Ochsen aufziehen würden; ebenso veranlaßte er die Landwirthe, den am wenigsten produktiven Grasboden in urbares Land umzuwandeln und mittelst des bereits erwähnten Klees das Vieh in den Ställen zu füttern. Durch dieses letztere Verfahren hoffte er zum Besten des urbaren Landes den Ertrag nützlichen Düngers zu vermehren, und er sah sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht. Er wußte, daß Aufmerksamkeit auf den Dünger einer der Hauptgrundsätze in der Landwirthschaft ist, und er ließ sich keine Mühe verdrießen, die Leute in dieser Hinsicht aufzuklären. Er führte das Verfahren ein, allen Abfall von Pflanzenstoffen, wie Blätter von Bäumen, Strohhalme, Moos und Tannenzapfen, zu sammeln — der, auf Haufen in Gährung gebracht, in nützlichen Compost verwandelt wurde. Seinem Lieblingsgrundsatze, daß Nichts verloren gehen solle, zufolge, hielt er auch, um die Komposthaufen zu vergrößern, die Kinder an, alle wollenen Lappen in Stücke zu reißen und alte Schuhe zu zerschneiden, und für all Das bezahlte er ihnen sechzehn Sous für den Scheffel, oder einen Sou für die kleinste Quantität,

welche sie sammeln konnten. Kurze Zeit darauf begann er, um bei der heranwachsenden Generation Beharrlichkeit in den Verbesserungen zu erwecken, womit man in dem Bezirk den Anfang gemacht hatte, jeden Donnerstag Morgens zwei Stunden Vorlesungen über Landwirthschaft, Pflanzenphysiologie und andere nützliche Zweige der Wissenschaft zu halten.

Man kann sich leicht denken, daß diese verschiedenen Unternehmungen sich über eine ziemlich lange Reihe von Jahren verbreiteten. Unähnlich einer gewöhnlichen Klasse von Verbesserern, die eine Zeitlang mit großem Eifer arbeiten, und dann, wenn sie entweder einer Grille geneigt, oder eine armselige Belohnung als Anerkennung erlangt haben, wieder nachlassen, wenn nicht gänzlich mit ihren Anstrengungen aufhören, war Oberlin von einem unermüdlichen und stets lebhaften Streben nach socialen Verbesserungen beseelt. Auch vernachläßigte er, während er dem zeitlichen Wohlergehen seiner Heerde so viel Zeit und Sorgfalt widmete, den wichtigeren Zweck religiöser Belehrung, nicht. Der Eifer in seinen geistlichen Dienstleistungen war beinahe beispiellos, und vereint mit einem liebenswürdigen Charakter und grenzenlosem Wohlwollen, verschaffte ihm dieses bei seinen Pfarrkindern den Titel Papa Oberlin, oder Cher Papa, unter welchem er allgemein bekannt war.

Bis jetzt haben wir nichts von Papa Oberlins wohlwollenden und verständigen Planen zu Erziehung der Jugend gesagt. Diese nahmen gleichwohl frühe seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er war sehr besorgt für die Errichtung eines Schulhauses zu Waldbach, das als Vorbild für ein solches in den vier anderen Dörfern gelten konnte; allein die Herbeischaffung der nöthigen Gelder zu diesem Unternehmen war unter einer so armen Bevölkerung schwierig; auch von seinem eigenen Einkommen, welches nie über 1000 Franken jährlich betrug, und bereits mit vielen Ansprüchen belastet war, konnte er nicht viel beisteuern. Es gab keinen begüterten Adel, an welchen er sich wenden konnte, aber wie in früheren Fällen dringender Nothwendigkeit, liehen ferne Freunde hülfreiche Hand; und das Schulhaus wurde endlich errichtet und ausgestattet. Allein nicht genug, im Verlaufe von wenigen Jahren wurde in jedem der anderen Dörfer ein ähnliches Schulhaus gegründet; und der Fortschritt hinsichtlich besserer Gefühle war unter den Einwohnern so groß, daß sie sich freiwillig anboten, um die Anstrengungen ihres Pfarrers zu theilen, und Mühen und Kosten für Unterhaltung der Anstalt auf sich zu nehmen. Um seinen Erziehungsplan zu vollenden, traf er Einrichtungen, um junge Männer zu Lehrern zu bilden, und sorgte so nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die fernere Erhaltung dieser nützlichen Erziehungsanstalten.

Nachdem er diese wichtigen Maßregeln getroffen, hielt Oberlin eine Zeitlang inne, um deren Wirkung zu beobachten, in der Hoffnung, es werde dieselbe allen seinen Wünschen hinsichtlich der weltlichen Unterweisung der Jugend entsprechen. Die Schulen genügten jeder Erwartung; aber etwas Anderes blieb zu wünschen übrig. Zu seinem Bedauern bemerkte er, daß die Kinder, während die Eltern mit der Tagesarbeit beschäftigt und die älteren Kinder in der Schule waren, entweder vernachlässigt, oder der Beaufsichtigung alter Weiber überlassen wurden, die wegen Gebrechen oder Unwissenheit nicht im Stande waren, ihnen die nöthige Aufmerksamkeit zu erweisen, und die nöthige Belehrung zu geben. Die Erziehung beginnt, wie er richtig dachte, in der Ammenstube, und man kann die Kinder Recht von Unrecht unterscheiden — sanft oder leidenschaftlich, reinlich oder das Gegentheil sein lehren, ehe sie ihre Wiege verlassen. Wenn Oberlin einen Uebelstand bemerkte, so dachte er auch alsbald auf dessen Heilmittel. Er beschloß, in seinem Kirchspiele eine Anzahl salles d'asile, oder Kinderschulen, unter geeigneten Aufseherinnen zu errichten.

Bei seinen Unternehmungen unterstützte ihn seine Gattin, welche Frauen von reiferem Alter und freundlicher Gesinnung auswählte, um die Stellen von Schullehrerinnen einzunehmen. Nachdem er in jedem der fünf Dörfer und drei Weiler des Bezirkes ein Zimmer gemiethet, setzte Oberlin in jedes derselben Frauen ein, welche er Aufseherinnen nannte. Im Anfange waren die Schulen nur einen Tag wöchentlich geöffnet, da die Aufseherinnen während der anderen Tage zu ihrem Unterhalte arbeiten mußten; später fanden sich jedoch die Mittel zu einer häufigeren Belehrung. Nachdem die Aufseherin vorher in denjenigen Fächern des Wissens, welche dem Zwecke am meisten entsprachen, unterrichtet worden war, lehrte sie die Kinder abwechslungsweise, was für ihre jugendlichen Fähigkeiten am passendsten schien. Bei dem Unterrichte verband man auf eine glückliche Weise die Arbeit mit geistigen Uebungen. Von Natur spielen oder beschäftigen sich die Kinder gerne mit Etwas, und man macht die Bemerkung, daß, wenn man ihnen nicht für eine unerhebliche, unschuldige Beschäftigung sorgt, sie beinahe immer Possen treiben. Um ihren Geist zu unterhalten — um zu verhüten, daß sie mit einander handgemein werden — und um sie in manchen Fällen vor dem Einschlafen zu bewahren, wie auch um sie an Arbeitsamkeit zu gewöhnen, lehrte man die älteren Knaben Wolle oder Baumwolle reinigen oder krämpeln, und die Mädchen Spinnen, Nähen oder Stricken. Diejenigen, welche für derartige Arbeiten zu jung waren, setzte man so, daß sie dem Gange des Geschäftes zusehen konnten; denn alle Kinder

sehen, wenn sie noch nicht selbst arbeiten, gerne der Arbeit anderer Kinder zu. Während dieselben auf solche Weise beschäftigt waren, erzählte und erklärte die Aufseherin kleine Geschichten aus der Bibel oder anderen Büchern; ebenso gefällige Anekdoten aus der Naturgeschichte — Alles, um die thierischen Neigungen zu unterdrücken, und in dem Geiste der Zöglinge Liebe für Gerechtigkeit, Verzeihung und Frieden zu pflanzen; ebenso um auf die weise und allübersehende Sorgfalt der Vorsehung und auf die Schönheit und Harmonie aufmerksam zu machen, welche durch die ganze Schöpfung herrschen. Sie lehrte dieselben auch singen und religiöse Lieder wiederholen, unterrichtete sie in den Hauptpunkten der Erd- und Pflanzenkunde, und gewöhnte sie daran, an ihrem Körper stets reinlich, in ihrem Betragen achtungsvoll und höflich zu sein. Ein weiterer Punkt in der Erziehung der Jugend war die Einpflanzung der Liebe für die Schönheiten der Natur. Besonders ermunterte man den Geschmack an Blumen, der sehr auf die Gestaltung der Charaktere und die feinere Ausbildung künstlich erworbener Eigenschaften hinwirkt.

Die Keime vielen nützlichen Wissens und moralischer Vorzüge wurden auf diese Weise den Gemüthern der Zöglinge eingepflanzt, und erwiesen sich, als dieselben heranwuchsen, für sie von unberechenbarem Vortheile. Weit entfernt, sich bei diesen Zusammenkünften zu langweilen, waren die Kinder gerne aufmerksam, und auch ihre Eltern freuten sich über deren Fortschritte. Nachdem sie durch frühzeitigen Unterricht auf diese Weise vorbereitet waren, wurden sie in dem Alter von sieben Jahren in die höheren Schulen zugelassen, wo man sie durch einen vernünftigen Elementarunterricht weiter brachte. Unter anderen aus dieser Erziehungsweise entspringenden Wohlthaten war auch eine merkliche Verbesserung in der Sprache des Volkes. Früher war die Sprache ein Patois oder eine Art Kauderwälsch, welches der Fremde kaum verstand und das für den Verkehr ein großes Hinderniß wurde. Die Aufseherinnen der Kinderschulen verbannten dadurch, daß sie kein einziges Wort des Patois duldeten und die Zöglinge rein französisch sprechen lehrten, diese unverständliche Sprache beinahe ganz, und führten die übliche Landessprache ein, wie man sie jetzt in dem Bezirke spricht.

Oberlin setzte diesen ganzen Erziehungsmechanismus nicht in Bewegung, um denselben alsdann sich selbst zu überlassen. Er führte eine wachsame Oberaufsicht über das Ganze und behielt sich beinahe ausschließlich die geeignete Funktion als Religionslehrer vor. Er versammelte einmal wöchentlich alle Kinder, welche nicht mehr ganz klein waren, behufs einer allgemeinen Prüfung in ihren Lehrfächern zu Waldbach, und jeden Sonntag vereinte er abwechselnd die Kinder jedes Dorfes in der Kirche, um religiöse

Lieder zu singen und fromme Aufgaben herzusagen, welche sie gelernt, so wie frischen Unterricht in der Religion und Ermahnungen zu empfangen. Diese Versammlungen hatten nicht, wie man sich vielleicht vorstellen könnte, etwas Düsteres und Abschreckendes, wie dies unglücklicherweise bei dem Religionsunterrichte nur zu häufig der Fall ist. Oberlin war so allgemein beliebt, seine Ermahnungen waren so gütig, überzeugend und nachsichtig, daß die Kinder glücklich waren, wenn sie den cher Papa hören durften, zweimal glücklich, wenn sie durch ein Lächeln von ihm belohnt wurden.

Aus derselben Denkschrift, welcher wir manche dieser interessanten Einzelheiten entnehmen, erfahren wir, daß Oberlin durch weitere von Straßburg aus geleistete Hülfe sich im Stande sah, eine Bibliothek zum Gebrauche der Kinder in den verschiedenen Schulen anzuschaffen, wie auch eine Elektrisirmaschine und andere Instrumente kommen zu lassen. Oberlin hat auch das Verdienst, einen originellen Gedanken ans Licht gebracht zu haben, welcher seither in Schottland ausgeführt wurde. Es war dies die Errichtung kleiner wandernder Bibliotheken. Eine artige, bequeme Sammlung von Büchern, welche man in eine Kiste packte, wurde zum Gebrauche der Einwohner einem Dorfe für je drei Monate überlassen. Nach Verfluß dieser Zeit wurde dieselbe in ein anderes Dorf gebracht, und eine andere, von der ersteren verschiedene Büchersammlung ersetzte dieselbe. Solche Sammlungen von Büchern, von denen manche auf Oberlins eigene Kosten gedruckt wurden, ließ er in dem Bezirke von Hand zu Hand gehen, so daß beständig ein Vorrath von Unterhaltung und Belehrung vorhanden war.

Die Veranstaltungen behufs der intellektuellen Bildung seines Volkes hatten ihr Ende noch nicht erreicht. Die Krone seiner Arbeiten in der literarischen Sektion war die Ausarbeitung und Herausgabe eines Kalenders zum Gebrauche seiner Kirchspielangehörigen. Diese interessante Jahresschrift entbehrte aller der Irrthümer und abergläubischen Meinungen, womit Kalender gewöhnlich angefüllt sind, und gleich demjenigen des „Armen Richard,“ war er voll von nützlichen Rathschlägen und Winken in Beziehung auf manche interessante Gegenstände.

Hier wollen wir in unserem Berichte von Oberlin's wohlwollenden Unternehmungen ebenfalls wieder inne halten, um einige persönliche Angelegenheiten einfließen lassen zu können.

Familiengeschichte. – Persönliche Züge.

Oberlin war sechszehn Jahre verheirathet gewesen, während welcher Zeit ihm drei Söhne und vier Töchter geboren worden

waren, als seine geliebte Magdalene ihm durch den Tod entrissen wurde. Dieses im Jahre 1784 erfolgte traurige Ereigniß kam plötzlich und unvorhergesehen und erfüllte die demüthigen Bewohner des Pfarrhauses mit Schmerz, doch nicht mit dem Kummer der Verzweiflung. Bei seiner Verehelichung sprach er ein Gebet, worin er den göttlichen Segen für die Verbindung erflehte, und mit dem sehnsüchtigen Wunsche schloß, es möchte ihm und seiner Gattin nicht beschieden sein, daß sie lange von einander getrennt seien, sondern es möge der Tod des Einen bald auf denjenigen des Anderen folgen. In dieser Beziehung gingen jedoch seine Hoffnungen nicht in Erfüllung. Zum Heile seiner Mitgeschöpfe lebte er noch zweiundvierzig Jahre nach dem Tode seiner Gattin, umgeben von seiner Familie, als Wittwer.

Der Verlust von Frau Oberlin wurde ihren Kindern einigermaßen durch ein junges Frauenzimmer, eine Waise mit Namen Louise Schepler, wieder ersetzt, welche schon acht Jahre im Dienste der Familie gewesen war. Früher war sie Aufseherin in einer der Kinderschulen gewesen; allein diese Beschäftigung taugte nicht für ihre Gesundheit, und sie wurde Dienstbotin in Oberlin's Hause. Anhängliche Diener gehören zu den seltenen Dingen dieser Welt, obwohl man sie in Frankreich häufiger trifft als in Britannien. Louise Schepler scheint sich durch ihre Anhänglichkeit selbst in einem Lande ausgezeichnet zu haben, wo Treue und vieljährige Dienste nichts Ungewöhnliches sind. Sobald sie als Haushälterin bei dem cher Papa angestellt war, faßte sie den Entschluß, ihr Leben seinem Dienste zu weihen, übrigens nicht als bezahlter Dienstbote, sondern wo möglich als Freundin. Sie schlug demzufolge alle ihr angebotene Heirathen aus, und konnte, was ebenso merkwürdig ist, nur mit dem größten Widerstreben beredet werden, eine Belohnung anzunehmen. Nach ihrem Vorsatze sollten ihre Dienste ganz aus theilnahmvoller Ergebenheit gegen ihren Herrn und dessen Kinder fließen.

Wie wohlthuend ist in einer Welt voll Selbstsucht und Habgier ein so außerordentlich einfacher und uneigennütziger Charakter, wie derjenige der bescheidenen Louise Schepler! Louise fühlte sich glücklich in der Führung von Oberlin's Hauswesen, und Oberlin behandelte sie als Freundin. Neun Jahre waren auf diese Weise verflossen, seit Louise die Führung des Hauswesens der Familie übernommen hatte, und so schrieb sie am Neujahrstage 1793 ihrem Wohlthäter einen Brief, welchen wir folgendermaßen übersetzen:

„Theurer, geliebter Papa. Erlauben Sie mir an dem Anfange eines neuen Jahres, Sie um eine Gunst zu bitten, nach welcher ich mich lange gesehnt. Da ich jetzt in Wahrheit

unabhängig bin, d. h., nachdem ich weder für meinen Vater, noch für dessen Schulden mehr Sorge zu tragen habe, so bitte ich Sie, mein lieber Papa, mir die große Gunst, mich zu Ihrer Adoptivtochter zu machen, nicht zu verweigern. Geben Sie mir, ich bitte, gar keinen Gehalt mehr; denn da Sie mich in jeder anderen Hinsicht wie eines Ihrer Kinder behandeln, so hoffe ich zuversichtlich, daß Sie mir auch in diesem Punkte willfahren. Wenig bedarf ich zu meinem Unterhalte. Meine Schuhe, Strümpfe und Holzschuhe* werden etwas kosten, allein wenn ich welche bedarf, kann ich mich wie ein Kind an den Vater wenden und sie mir von Ihnen erbitten. Ich bitte Sie, lieber Papa, gewähren Sie mir diese Gunst und betrachten Sie mich gütigst als Ihre Sie zärtlich liebende Tochter

Louise Schepler."

Der cher Papa entsprach dem Wunsche Louisens, und stets wurde sie fortan wie eines seiner Kinder behandelt; sie saß an demselben Tische, gab ihren Rath in allen Familienangelegenheiten, leistete jedoch als geschäftige und treue Dienerin, welche ihre Pflichten und ihre Stellung kannte, stets ihren Beistand.

Einige Stellen aus dem Tagebuche eines Franzosen, welcher Van de la Roche im Jahre 1793 besuchte, werden einen angenehmen Begriff von dem persönlichen Auftreten und den Gewohnheiten Oberlin's geben, sowie von den Einrichtungen, welche er in seiner Familie getroffen. Wir benützen die Uebersetzung des Verfassers seiner Memoiren.

„Seine Züge sind offen, theilnehmend und freundlich, und Wohlwollen ist in denselben zu lesen. Seine Unterhaltung ist ungezwungen, fließend und voll Einbildungskraft, obwohl sie sich immer dem Fassungsvermögen Derer anpaßt, mit welchen er spricht. Abends begleiteten wir ihn eine Meile auf seinem Rückwege nach Waldbach. Wir mußten einen mit Wald bewachsenen Hügel ersteigen; die Sonne ging eben unter, und es war ein schöner Abend.... Bisweilen standen wir stille, um die Schönheiten der Natur zu bewundern, oder mit ernster Aufmerksamkeit seinem eindrücklichen Gespräche zu lauschen. Ein Augenblick war besonders rührend, als er etwa in der Mitte des Hügels in dem sanftesten Tone antwortete: „Ja, ich bin glücklich." Man hört diese Worte so selten von einem Bewohner dieser Welt äußern, und sie klangen so entzückend in dem Munde eines Mannes, der allen Gunstbezeugungen des Glückes, allen Reizen des Luxus fremd ist, und keine andern Freuden kennt, als diejenigen, welche Religion und Wohlthaten

* Diese werden von Frauen und Dienerinnen in Frankreich häufig als Ueberschuhe getragen, um den Fuß gegen die Kälte der Lehm- oder Ziegelböden zu schützen.

gewähren, so daß das Verlangen in uns rege wurde, zu leben wie er, um desselben Glückes theilhaftig zu werden....

„Am folgenden Morgen machten wir uns auf den Weg, um ihm den Besuch zurückzugeben, welchen er uns den Tag zuvor abgestattet. Wir fanden den würdigen Pastor in seinem Schlafrocke; derselbe war einfach, aber ganz und reinlich.... Das Haus hat eine hübsche Lage und gewährt von der Gartenseite aus einen romantischen Anblick; in jedem Theile desselben findet man jene aus Ordnung und Reinlichkeit entspringende Eleganz. Die Einrichtung ist einfach, doch ersieht man daraus, daß man in der Wohnung keines gewöhnlichen Mannes ist. Die Wände sind mit Landkarten, Zeichnungen und Vignetten bedeckt, und über allen Thüren stehen Sprüche aus der heiligen Schrift.... Seine Studirstube ist ein eigenthümliches Zimmer und enthält mehr eine gut gewählte, als bändereiche Bibliothek, hauptsächlich für die Jugend, in französicher und deutscher Sprache. Die Wände sind mit Kupferstichen, Portraits ausgezeichneter Charaktere bedeckt, sowie mit Platten von Insekten und Thieren und mit colorirten Zeichnungen von Mineralien und kostbaren Steinen; kurz, das Studirzimmer ist mit nützlichen Bildern buchstäblich tapeziert, welche auf die Naturgeschichte und andere interessante Gegenstände Bezug haben.

„Das Mittagessen begann mit einem Gebete. Seine Kinder, zwei Mägde und ein Mädchen, welches hier seine Belehrung erhält, waren bei Tische; auf allen ihren Gesichtern lag ein merkwürdiger Ausdruck von Sanftmuth.

„Ich schreibe Gegenwärtiges an seinem Tische, während er lederne Handschuhe für seine Bauernkinder verfertigt. Seine Familie ist um ihn auf verschiedene Weise beschäftigt; sein ältester Sohn, Friedrich, gibt einigen Kleinen eine Lektion, wobei er verständig Unterhaltung und Belehrung verbindet, und der cher Papa, ohne von seiner Arbeit abzulassen, schaltet häufig ein Wort ein. Er nahm mich diesen Morgen mit in seine Werkstatt, wo sich eine Drehbank, ein vollständiger Zimmerhandwerkszeug, eine Druckerpresse und eine solche zum Binden der Bücher befinden. Ich half ihm ein Buch Papier illuminiren, welches zu Ueberdecken von Schulbüchern bestimmt ist. Seine Angehörigen erhalten kaum Etwas von ihm, was nicht einigermaßen durch seine eigenen oder durch die Hände seiner Kinder zubereitet wurde.

„Er will diesen Ort nie verlassen. Es wurde ihm eine weit bessere Pfarrstelle angetragen. „„Nein,““ sagte er, „„ich habe während zehn Jahren jeden Kopf in meinem Kirchspiele gelehrt und mir ein Verzeichniß aller moralischen, geistigen und häuslichen Bedürfnisse gebildet; mein Plan ist gemacht; ich brauche

zehn Jahre, um ihn auszuführen, und zehn weitere, um seine Fehler und Mängel zu verbessern.""

„Gestern fand ich ihn von vier oder fünf Familien umgeben, deren Wohnungen abgebrannt waren; er vertheilte unter sie Kleidungsstücke, Speise, Assignaten, Bücher, Messer, Fingerhüte und gemalte Bilder für die Kinder, welche er nach dem Alter in eine Reihe gestellt hatte und dann nehmen ließ, was ein jedes vorzog. Die vollkommenste Gleichheit herrscht in seinem Hause — Kinder, Dienstboten, Kostgänger, Alle werden gleich behandelt; ihre Plätze bei Tische wechseln sie, so daß abwechslungsweise jedes neben ihn zu sitzen kommt, ausgenommen Louise, seine Haushälterin, welche natürlich den Vorsitz führt, und ihre beiden Mägde, die unten am Tische sitzen. Alle sind glücklich und haben das Ansehen, daß sie Vieles von ihrem Glücke ihm verdanken. Sie scheinen bereit, ihr Leben für das seinige zu opfern."

Dieser Brief bezieht sich auf eine Zeit, zu welcher der sonst ruhige Bezirk von Ban de la Roche, gleich den andern Theilen Frankreichs, durch die Revolution in Unruhe versetzt wurde. Großentheils in Folge des Geschmackes und der Gewohnheiten, welche Oberlin der Bevölkerung eingepflanzt hatte, ging diese fürchterliche Erschütterung unter vergleichungsweise geringen Wirkungen an dem Bezirke vorüber. Oberlin hat sich zum erstenmale selbst deren Gefahren und den Verlusten ausgesetzt, welche sie veranlaßte. Gleich der übrigen Geistlichkeit Frankreichs wurde er seines Einkommens beraubt und war Jahre hindurch von den freiwilligen aber spärlichen Gaben seiner Kirchspielangehörigen abhängig. Während öffentlicher Gottesdienst als ungesetzlich überall verboten und viele Geistliche gefänglich eingezogen waren, erlitt Oberlins gewohnter Dienst zu Waldbach und den anderen Orten keine Unterbrechung. Im Anfange der Revolution wurde er allerdings vor die elsäßische Rathsversammlung berufen, um sich von dem Verdachte, der Revolution feindselige Absichten zu nähren, zu reinigen; allein er wurde nicht nur jeder Theilnahme gegen die neue Ordnung der Dinge freigesprochen, sondern auch wegen seines ausgezeichneten Charakters belobt und an ihn die Aufforderung gestellt, in seinen wohlthätigen Bemühungen fortzufahren.

Aus seinen Memoiren scheint hervorzugehen, daß Oberlin republikanischen Grundsätzen im Ganzen geneigt war, und vielleicht lieferte er den stärksten Beweis, daß er dieselben billigte, dadurch, daß er seinen ältesten Sohn, Friedrich, als Freiwilliger in der Armee Dienste nehmen ließ, wo er unter den ersten war, welche getödtet wurden. Sein merkwürdiges Benehmen hinsichtlich der von dem französischen Direktorium ausgegebenen

berüchtigten Assignaten (Papiergeld) war indessen ebensosehr Sache des Wohlwollens, wie des politischen Grundsatzes. Indem er die Verringerung des Nationalkredites in Folge dieses eingebildeten Papiergeldes beklagte, und fühlte, welchen Verlusten seine armen Kirchspielangehörigen dadurch ausgesetzt waren, daß sie die Assignaten an Zahlungsstatt annahmen, fing er an, jede derselben zu ihrem Nominalwerthe aufzukaufen, oder was beinahe dasselbe war, er gab landwirthschaftliches Geräthe und andere Artikel dagegen. So unglaublich es erscheinen mag, so nahm er doch thatsächlich während eines Zeitraumes von 25 Jahren fortwährend dieses gänzlich werthlose Papier an und säuberte dadurch mit großer, eigener Aufopferung Ban de la Roche und dessen Umgegend von allen Assignaten. Die Begeisterung, welche diese auffallend patriotische und wohlthätige Handlungsweise hervorrief, veranlaßte ihn auch, die angenommenen Scheine zu behalten und sie mit wenigen Worten zu überschreiben, welche seine Dankbarkeit dafür ausdrückten, daß er im Stande war, dieselben dem Umlaufe zu entziehen. Folgende Worte sind eine Uebersetzung einer dieser Aufschriften: „So ist, Gott sei Dank, meine Nation für 125 Franken auf eine ehrliche Weise dieser Verbindlichkeit entledigt."

Glücklicherweise wurde Oberlin bei Ausführung seiner zahlreichen frommen und wohlthätigen Plane nicht durch Krankheit unterbrochen. Er besaß eine kräftige Constitution, welche es ihm möglich machte, die Oberaufsicht über alle Angelegenheiten seines Kirchspieles zu führen, an einem und demselben Tage an verschiedenen Orten zu predigen, mehremale in der Woche Vorlesungen zu halten und nebenbei unzählige Werke der christlichen Liebe und Barmherzigkeit zu vollbringen. Gleich allen großen Männern war er methodisch in allen seinen Unternehmungen und verbrachte keinen Augenblick nutzlos die Zeit. Alles, was er that, war pünktlich, nett und genau. Er betrachtete sich als beständig unter den Augen Gottes, und glaubte, er dürfe Nichts nachlässig thun. Beim Schreiben z. B. hielt er es für seine Pflicht, jeden Buchstaben sorgfältig auszuführen. Mit Recht hielt er die Zeit für äußerst werthvoll. Wenn er sich genöthigt sah, nach Straßburg zu gehen, was beinahe nur geschah, wenn er für seine Kirchspielangehörigen etwas zu besorgen hatte, reiste er gewöhnlich die ganze Nacht hindurch, um mit so wenig Zeitversäumniß als möglich wieder bei seinen üblichen Geschäften zu Hause zu sein. Kein Wetter hielt ihn ab, seine Kirchspielangehörigen zu besuchen. Wenn er als Geistlicher den Trost der Religion gewährte, oder als Arzt medizinischen Beistand leistete, war seine Thätigkeit ebenso erstaunlich wie sein Eifer. In späterer Zeit sandte er einen jungen Mann auf die Universität, um Medizin zu studiren,

und als dieser ganz befähigt war, nahm derselbe ihm jenen lästigen Theil seiner Pflichten ab.

Oberlin gehörte, wie bereits gesagt, der deutschlutherischen Kirche an; allein seine Lehre stimmte vielleicht nicht vollkommen mit dieser oder jener Confession überein. Er schöpfte seinen Glauben direkt aus der Bibel, besonders aus den Evangelisten, und quälte weder sich noch Andere mit theologischen Spitzfindigkeiten. Rein und einfach, war sein Christenthum äußerst praktisch, und wenn man ihm zuhörte, so fühlte man sich beinahe schon in der Luft des Paradieses. Einmal wöchentlich, am Freitage, hielt er deutschen Gottesdienst zum Besten derjenigen Bewohner der Nachbarschaft, welchen diese Sprache geläufiger war als die französische. Nichts war friedlicher oder liebevoller als diese Versammlungen, welche einem großen Familienkreise glichen. Die Frauen arbeiteten, während sie ihm zuhörten; der Pastor hielt bisweilen in seiner Rede inne, nahm eine Prise aus seiner Tabaksdose und ließ sodann die letztere die Runde in der Versammlung machen. Nachdem er während einer halben Stunde gesprochen, hielt er gewöhnlich inne und sagte: „Nun, meine Kinder, seid ihr nicht müde? Habt ihr nicht genug?" Seine Zuhörer antworteten gewöhnlich: „Nein, Papa, fahren Sie fort, wir hören gerne noch etwas mehr;" und der gute alte Mann knüpfte seine Rede wieder an, indem er mit Zwischenräumen dieselbe Frage stellte, bis er bemerkte, daß die Aufmerksamkeit nachlasse, oder bis die Zuhörer, wenn sie gewahr wurden, daß er weniger leicht spreche, ihm für das Gesagte dankten und ihn baten, aufzuhören.

Kaum bedarf es der Erwähnung, daß der cher Papa äußerst tolerant für alle Glaubensformen war. Unter seinen Kirchspielangehörigen waren einige Römischkatholische, und Viele dieses Glaubens unter ihren betreffenden Priestern grenzten an Ban de la Roche. Er war gleich gütig gegen Alle, und bei einigen Gelegenheiten vertheidigte er mit großer persönlicher Gefahr die römischen Katholiken bei Befolgung ihrer religiösen Gebräuche gegen Beschimpfungen und Beleidigungen. Bei einer anderen Gelegenheit trat er männlich dazwischen, um einen jüdischen Hausirer vor Mißhandlung zu schützen. Er nahm den Waarenpack des armen Mannes auf seinen Rücken, führte ihn von dem Schauplatze des Tumultes hinweg und verließ ihn erst, als er außer dem Bereiche der Gefahr war. Zu allen Zeiten stand sein Haus als Zufluchtsort dem Verfolgten oder Bekümmerten offen, und er war dafür bekannt, daß er während der heftigsten Stürme der Revolution viele Menschen dadurch von einem grausamen und schimpflichen Tode gerettet hatte.

Oberlin setzt seine Bemühungen fort.

Oberlin begann, wie wir gesehen haben, sein Werk zu Ban de la Roche im Jahre 1767 und setzte dasselbe bis zu der Zeit fort, bei welcher wir jetzt angekommen sind, nämlich bis zu dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. Jedes Jahr war er im Stande, einen kleinen aber merkbaren Fortschritt in seinen vielumfassenden Planen zu machen, und er konnte nunmehr freudig auf das Ergebniß blicken. Der Ruf seiner erstaunlichen Unerschrockenheit und Beharrlichkeit drang in viele Länder — eine Thatsache, um welche er sich wenig bekümmerte und von der er gar nichts wußte — und er wurde von Reisenden aus verschiedenen Ländern besucht, welche begierig waren, sich von den Wirkungen zu überzeugen, welche er hervorgebracht haben sollte.

Ein reisender Engländer, welcher den Bezirk mit einem Gefährten besuchte, berichtet ein Gespräch, welches er mit seinem Kutscher geführt, als er sich dem Wohnorte Oberlins näherte, und wir übersetzen dasselbe folgendermaßen, obwohl es an seiner ursprünglichen Lebhaftigkeit verliert:

Kutscher. Sie wollen unseren guten Pfarrer Oberlin besuchen, meine Herren?

Reisender. Ja, das wollen wir. Kennt Ihr ihn?

K. Ob ich ihn kenne? Ja, freilich kenne ich ihn. Ich habe ihn oft predigen hören.

R. Aber Ihr seid Katholik, oder nicht?

K. Ja, wir sind lauter Katholiken in Schirmeck; allein dies verhindert uns keineswegs, bisweilen den guten Pfarrer von Waldbach zu hören.

R. Findet Ihr, daß er gut predigt?

K. Ja, das glaube ich, sehr gut. Er preßt uns oft die heißen Thränen aus den Augen.

R. Ihr seid, denke ich, Soldat gewesen?

K. Ja, mein Herr, ich bin Soldat gewesen, und leider muß ich sagen, wenn Einer Soldat gewesen ist, nimmt er leicht schlechte Gewohnheiten an.

R. Von Allen, welche ich bis jetzt gesehen, haben Alle schlechte Gewohnheiten leicht angenommen.

K. Dies ist möglich. Was mich betrifft, so sage ich Ihnen offen, daß ich nicht besser war als Andere, und wenn ich den Pastor Oberlin predigen höre, so erweckt er in mir das Gefühl, daß ich noch jetzt nicht zu gut bin. Er sagt, was ganz recht ist; es ist wahr, was er sagt — sehr wahr.

R. Gut; aber glaubt Ihr nicht, daß man wesentlich wissen muß, was er sagt? Glaubt Ihr nicht, daß der Mann, welcher uns unsere Fehler sagt, einer unserer besten Freunde ist?

K. Um geheilt zu werden, muß man die Krankheit kennen.

R. Gewiß. So habt Ihr also das Glück, einen Pfarrer zu besitzen, der Euch die Wahrheit sagt?

K. Sie haben Recht, und ich versichere Sie, daß Herr Oberlin ein Mann ist, der sich auf alle Art nützlich macht.

R. Sagt mir, was hat er gethan?

K. Was er gethan hat! Er hat Alles gethan, was man thun kann. Erstens hat er diese Straße hier gemacht.

R. Nun, diese ist aber nicht unbedingt die beste in der Welt?

K. Das kann sein; aber sehen Sie, mein Herr, es ist noch nicht viele Jahre her, daß wir in dieser Richtung mit keinem Karren fahren konnten. Der Herr Pfarrer beaufsichtigte diese ganze Straße; ja, er arbeitete überdies mit eigener Hand daran zur Aufmunterung für Andere.

R. Und diese kleine Brücke, über welche wir fahren werden?

K. Ja, gewiß, auch diese Brücke; auch diese wurde von ihm gebaut.

R. Er muß reich sein, um so Vieles zu machen?

K. Hierauf kann man mit Ja und Nein antworten.

R. Wie?

K. Wir können Ja sagen, weil er, wenn er Alles hätte, was er Anderen gegeben, sehr reich wäre. Wir können Nein sagen, weil er sich um Nichts bekümmert, um gar Nichts; er gibt Alles den Armen — Alles; ja, mein Herr, Alles! Wenn Sie sein Haus sehen, so erwarten Sie ja nichts Prächtiges.

Als sie die Niederung verließen und die Thäler des Steinthales hinanfuhren, wurden die Besucher alle Augenblicke durch den sich ihnen darbietenden Anblick ergötzt. Die schön angebauten Felder mit ihren verschiedenartigen Produkten; die netten Hütten mit ihren schönen Gärten und blühenden Obstbäumen, und die allgemein guten Straßen und Wege, welche zu den Dörfern und Weilern führten; Alles war merkwürdig, und dies um so mehr im Gegensatze zu dem früheren, unreinlichen Zustande der Dinge in dem Lande. Nicht weniger erstaunt waren die Ankömmlinge über das reinliche und anständige Aussehen der Leute, über ihr nüchternes Betragen, ihr höfliches Benehmen und ihre richtige Sprache. Auch die Kinder hatten ihren Theil von dem allgemeinen Einflusse; sie waren artig und dienstfertig, und man sah sie in Gruppen fröhlich von der Schule nach Hause gehen, wobei immer das stärkere die jüngeren und schwächeren führte. Warf man einen Blick in die Häuser der Bauern, so war dort Alles ordentlich und nett, die Betten reinlich und geschmackvoll verziert, die Möbeln sorgfältig polirt, und der Fußboden trocken und wohnlich. Hier sah man keinen Reichthum

— der auch in der That nirgends auf dem Lande in Frankreich zu sehen war — man erblickte aber auch kein Zeichen verworfener Armuth und eben so wenig von Trägheit und Elend. Alles dies war nebst einer nicht äußerlich sichtbaren moralischen Verbesserung das Werk des guten Pastors Oberlin.

Es ist ein feststehendes Gesetz, daß die Menschen in schnellerem Maße sich vermehren, als die Mittel zu ihrem Unterhalte, das heißt, wenn man einen beliebigen besonderen Ort auf der Erdoberfläche als Basis der Berechnung annimmt. Um einer Hungersnoth vorzubeugen wird deßhalb eines von zwei Dingen nothwendig; entweder muß die im Ueberflusse vorhandene Bevölkerung aus andern Weltgegenden mit Beschäftigung versorgt werden, oder die Menschen müssen auswandern. Man kann vernünftiger Weise nicht bezweifeln, daß ein solches Gesetz der menschlichen Gesellschaft zu dem Zwecke gegeben wurde, um die nicht in Anspruch genommenen, aber bewohnbaren Theile der Erde zu bevölkern. Unter gewöhnlichen Umständen zeigen die Bewohner eines Ortes einen außerordentlichen Widerwillen, sich zu trennen, und oft hängen sie an ihrer Heimath lange nachdem Vernunft und Nothwendigkeit ihnen das Scheiden geboten. Dies war die Lage von Ban de la Roche. Zur Zeit, als Oberlin sich niederließ, bestand das Kirchspiel aus achtzig bis hundert Familien; nun waren es 5—600 mit einer Bevölkerung von etwa 3000 Menschen. Hier war eine schwierige Aufgabe zu lösen. Oberlin fühlte, daß gerade die von ihm eingeführten Verbesserungen wahrscheinlich das Herannahen des Zeitpunktes beschleunigt hatten, wo das Land mehr Bewohner mit angemessener Bequemlichkeit nicht ernähren konnte. Was nun auch die Ursache gewesen sein mag, ein thatsächliches Uebermaß der Bevölkerung war augenscheinlich. Jedes kleine Fleckchen Land hatte seine Familie, welche dasselbe besaß, und diese Fleckchen der Familien wurden natürlich auch wieder getheilt. Bis jetzt fühlte man keinen wirklichen Mangel, weil Alle einander mehr oder weniger beistanden und weil die gewohnte Sparsamkeit die Leute den bestmöglichen Gebrauch von den geringen, zu ihrer Verfügung stehenden Mitteln machen ließ. Da Kartoffeln ihr Hauptnahrungsmittel waren, so bestand die einzige, unmittelbar zu fürchtende Gefahr in einer Mißernte dieses Gewächses. Im Jahre 1812 traf Frankreich das Unglück einer äußerst mangelhaften Ernte; die Frucht stieg bis zu einem ungeheuren Preise, und in manchen Theilen des Landes wurden Kartoffeln für einen Sou per Stück verkauft. Ban de la Roche litt mit andern Bezirken, jedoch in weniger hohem Grade, weil Oberlin höchst mannigfaltige Kartoffelarten eingeführt hatte. Nur aus diesem Grunde verhungerten die Leute nicht, was sonst der Fall hätte sein müssen.

Während er der Vorsehung dafür dankte, daß seine Kirchspielangehörigen bei dieser Gelegenheit mit Mühe dem Verderben entronnen waren, war der gute Pastor desto unruhiger wegen des späteren Wohlergehens seiner Heerde; und da die Leute keine Lust zum Auswandern zeigten, so gab er sich Mühe, Mittel zu erdenken, um Beschäftigung von außen einzuführen. Es wurde demzufolge das Strohflechten eingeführt, wobei man mit den Pflanzen des Landes flocht und färbte. Ein glücklicherer Industriezweig, welcher hierauf folgte, war das Spinnen von Baumwolle mit der Hand für die Fabriken des Elsaßes. Oberlin war unermüdlich, um Frauen und Mädchen fertig Spinnen zu lehren; ja sein Eifer ging so weit, daß er unter die besten Spinnerinnen außer dem gewöhnlichen Lohne noch Preise vertheilte. Es wurde ihm die Genugthuung zu Theil, seinen Plan gelingen zu sehen. In kurzer Zeit wurden die Spinnerinnen so gewandt, daß ein Fabrikant in einem einzigen Jahre für das Spinnen von Baumwolle in Ban de la Roche 32,000 Franken bezahlte. Zunächst wurde sodann die Handweberei eingeführt und versprach gleich lohnend zu werden, als das Ganze durch Einführung von Maschinen zu Schirmeck ins Stocken gerieth. Handarbeit konnte keinen Krieg mit dieser wohlfeil arbeitenden, mächtigen Maschinerie wagen, und die Bewohner versanken in ihren früheren Zustand der Entbehrung.

Unter solchen Umständen muß man natürlich sowohl Oberlin, als seine Angehörigen bedauern, deren Aufgabe übrigens klar vor ihnen lag. Die Jüngeren und Rüstigeren unter ihnen sollten sich an Orte begeben, wo ihre Leistungen in mechanischen Künsten, oder ihre Bebauung des Bodens ihnen das Brod verdienen würde, welches sie jetzt entbehrten. Eine glückliche Veränderung der Dinge rettete sie von der Strafe der Versäumniß. Während sie noch immer um den Verlust ihrer Arbeit klagten, hatte Ban de la Roche das Glück, von Herrn Legrand, einem Bandfabrikanten aus Basel in der Schweiz, besucht zu werden, der von dem Charakter des cher Pappa Oberlin und den ordentlichen Gewohnheiten der Leute so entzückt war, daß er sofort seine beiden Söhne, welchen er sein Geschäft überließ, veranlaßte, ihre Fabrik in das Steinthal zu verlegen. Diese erwies sich als ein sichereres und passenderes Unternehmen, wie die Baumwollenspinnerei. Bänder wurden auf Handwebstühlen gewoben, und da man diese unter die Hütten der Bewohner vertheilte, wo auch das Zwirnen der für den Weber bestimmten Seide ausgeführt wird, so fand sich Beschäftigung für einige Hunderte von Menschen, alt und jung, in ihren Wohnungen — ein immerhin vortheilhafteres Geschäft, als das Arbeiten in große Manufakturen. Wie in manchen Kantonen der Schweiz, erblickte man jetzt zu Ban

de la Roche eine glückliche Vermengung der Arbeiten in der Landwirthschaft und dem Gartenbau mit mechanischen Bestrebungen. Aus vielen Hütten an den Seiten der Berge hörte man den Ton des schnell fliegenden Weberschiffchens; und wenn man diese frühe am Abende zum Schweigen brachte, so konnte man sehen, wie der Weber seinen Garten baute oder das mit seinem Besitzthume verbundene Fleckchen urbaren Landes umgrub.

Die Herren Legrand hatten keine Ursache, die Verlegung ihres Wohnsitzes nach dem Steinthale zu beklagen. In einem der königlichen und Centralgesellschaft für den Ackerbau in Frankreich erstatteten Berichte kommt ein Brief des einen dieser Herren an den Baron von Gerando vor, welchem wir folgende interessante Bemerkungen entnehmen. „Als ich von der Vorsehung in dieses entlegene Thal geführt wurde, fielen mir die Unfruchtbarkeit des Bodens, die mit Stroh gedeckten Hütten, die scheinbare Armuth der Einwohner und die Einfachheit ihrer Nahrung um so mehr wegen des Gegensatzes auf, welchen diese äußeren Anzeichen zu der gebildeten Sprache, welche ich während meines Besuches der fünf Dörfer bei jedem Einzelnen fand, mit dem ich zusammentraf, und zu der Freimüthigkeit und Naivetät der Kinder darboten, welche mir ihre kleinen Händchen entgegenstreckten. Ich hatte oft von dem guten Pastor Oberlin gehört und suchte begierig seine Bekanntschaft. Die gastfreundschaftlichste Aufnahme wurde mir bei ihm zu Theil. ... Es sind jetzt vier Jahre verflossen, seit ich mich mit meiner Familie hieher zurückzog; und das Vergnügen, mitten unter einem Volke zu wohnen, welches durch den Unterricht, den es von der frühesten Kindheit an genoß, gemilderte Sitten und aufgeklären Geist erlangt hat, ist ganz geeignet, uns mit den Entbehrungen, welche wir nothwendig in einem von der übrigen Welt durch eine Bergkette getrennten Thale erfahren müssen, mehr als zu versöhnen."

Die Verdienste Oberlins als großen politischen Reformators scheinen jetzt allgemeiner bekannt geworden zu sein, wie sie bisher gewesen waren, indem sie besonders die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zogen — welche gewöhnlich zuletzt Etwas anerkennt, das nicht mit dem Kriege in Verbindung steht. Ludwig XVIII. verlieh in Folge der Empfehlung seiner Minister Oberlin das Kreuz der Ehrenlegion — ein übrigens so außerordentlich gewöhnlicher Beweis seiner Achtung, daß dieselbe eine sehr unbedeutende Belohnung für öffentliche Dienste so wichtiger Art erschien. Als wahrer Philanthrop konnte Oberlin nicht einsehen, daß er etwas gethan habe, was diesen Beweis königlicher Anerkennung verdiene. Die Kenntnisse, welche der Graf von Neufchateau bei einer Zusammenkunft der allgemeinen und Centralgesellschaft für den Ackerbau zu Paris um diese Zeit (1818)

von ihm nahm, war ein weit genügenderes Zeugniß für seine Selbstaufopferung in seiner Wirksamkeit. Bei Gelegenheit der Abstattung des Tributes der Dankbarkeit, verbunden mit der goldenen Medaille der Gesellschaft, äußerte der Graf über Oberlin unter Anderem Folgendes:

„Wenn Ihr ein Beispiel von dem sehen wollt, was in einem Lande zur Emporbringung des Landbaus und zur Förderung der Interessen der Menschheit geschehen kann, so verlaßt einen Augenblick die Ufer der Seine und besteiget einen der steilsten Gipfel der Vogesen. Freunde des Pfluges und menschlichen Glückes, kommt und betrachtet Ban de la Roche! Lange war ich mit den werthvollen Verdiensten bekannt, welche während eines Zeitraumes von mehr als fünfzig Jahren Johann Friedrich Oberlin diesem Bezirke leistete. Während dieser Zeit und bis in das hohe Alter von achtundsiebenzig Jahren beharrte er bei der Förderung der wichtigen Reformation, welche durch seine Tugend, seine Frömmigkeit und seinen Eifer ihm zuerst eingegeben und begonnen wurde. Einladungen auf höhere und einträglichere Stellen hat er zurückgewiesen, damit Ban de la Roche nicht in seinen früheren Zustand der Oede wieder versinken möge; und durch seine außerordentlichen Anstrengungen und seine rastlose Thätigkeit wandte er in den Jahren 1812, 1816 und 1817 die Gräuel einer herannahenden Hungersnoth von seinen Kirchspielangehörigen ab. Ein solcher Wohlthäter der Menschheit verdient die Verehrung und Dankbarkeit aller guten Menschen, und es gereicht mir zu besonderem Vergnügen, Ihnen Gelegenheit verschaffen zu können, in der Person des Herrn Oberlin nicht nur eine einzige Handlung, sondern ein landwirthschaftlichen Verbesserungen und der Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter den Bewohnern eines wilden, rohen Bezirkes gewidmetes Leben zu bewundern . . . Es ist bereits zur Gewißheit geworden, daß in Frankreich zur Gründung von fünftausend Dörfern unangebautes Land genug vorhanden ist. Wenn wir diese Kolonien ins Leben zu rufen wünschen, so wird Waldbach ein willkommenes Muster abgeben, und selbst unter den blühendsten bereits vorhandenen Weilern ist nicht einer, in welchem die sociale Oekonomie auf einen höheren Grad von Vollkommenheit gebracht worden ist, oder in welchem die Jahrbücher von Ban de la Roche nicht mit Vortheil studirt werden könnten."

Welches auch die Gefühle des verehrten Oberlin gewesen sein mögen, als er den Tribut der Dankbarkeit und mit demselben die Medaille von der Gesellschaft empfing, so kann man sich natürlich denken, daß diese Beweise von Hochachtung für ihren geliebten Pastor seinen zahlreichen Kirchspielangehörigen die höchste Genugthuung und Freude gewährte.

Einer der von dem cher Papa Van de la Roche geleisteten öffentlichen Dienste war die Beilegung eines langen und verderblichen Rechtsstreites, welcher zwischen den Bauern und den Seigneurs des Gebietes geführt wurde. Ein solcher war nach den altfranzösischen Gebräuchen der Lehnsherr eines Landstriches, von dessen ansäßigen Eigenthümern oder Landwirthen er jährliche Abgaben und Dienste forderte; als Vergütung verlieh er ihnen gesetzlichen Schutz und manche andere Privilegien, wie z. B. das Recht, Bauholz in den Waldängen zu fällen und in den Gewässern zu fischen. Bei der Revolution wurden die Seigneurien aufgehoben, ohne indessen, wie es scheint, gesetzliche Streitigkeiten zu annulliren, welche früher zwischen den Seigneurs und ihren Vasallen nicht geschlichtet worden waren. Der vorliegende Prozeß bezog sich auf die Waldungen, welche einen großen Theil der Berge bedeckten, und mit wechselndem Glücke hatte er vor allen Arten von Gerichtshöfen drei Vierteljahrhunderte gewährt. Im Jahr 1813 währte der vom Vater auf den Sohn vererbte Rechtsstreit immer noch fort und verhieß allem Anschein nach noch eine lange Dauer. Die Seigneurs hatten mehre Versuche gemacht, die Sache durch einen Vergleich zu Ende zu bringen, jedoch ohne Erfolg. Dieser verwirrende Rechtsstreit war die Plage von Oberlins Leben gewesen, er war der beständige Kummer des Bezirks; bald versank er in Vergessenheit, bald lebte er wieder auf und beschäftigte jede Zunge.

Mit einem nützlichen Rathe seines Freundes, des Präfekten des Departements, unternahm es Oberlin, seine Kirchspielangehörigen zu überzeugen, wie viel vortheilhafter es für sie wäre, in der Aussicht auf Beilegung des Prozesses gewisse Opfer zu bringen, als denselben auf den Zufall hin, ihn zu gewinnen, in die Länge zu ziehen. Er machte sie auf den Betrag der Kosten aufmerksam, welche sie bereits geopfert und die noch nicht zu Ende seien, auf den Aerger, welchem sie ausgesetzt seien, und auf die Annehmlichkeit, wenn sie fortan einer solchen Unruhe sich überhoben sähen. Außer der Anführung dieser Gründe machte er die religiöse Ansicht von der Sache geltend und bestand darauf, daß es Pflicht sei, mit allen Menschen in Frieden und Eintracht zu leben. Vielleicht nirgends war die moralische Kraft des guten alten Pastors so groß, als sein Sieg bei dieser Gelegenheit. Indem er die Hartnäckigkeit seiner Zuhörer durch seine Beweise und Beredsamkeit überwand, willigten diese in die Bedingungen eines gegenseitigen Vergleiches, und der Prozeß war zu Ende. Wenige besänftigende Worte thaten, was jahrelanges Hadern und Streiten nicht hatten zu Stande bringen können. Der Tag, an welchem die Bürgermeister die Unterschriften der streitenden Partheien erwarteten, war zu Ban

de la Roche ein Tag der Freude; und in Folge der Aufforderung des Präfekten überreichten diese Magistratspersonen Oberlin die Feder, mit welcher der Vertrag unterzeichnet worden war, und baten ihn, dieselbe in seinem Studirzimmer als Trophäe des Sieges aufzubewahren, welchen er über lange genährte Erbitterung errungen. Die Gabe wurde dankbar angenommen und oft erklärte Oberlin später, der Tag, an welchem diese Feder benützt worden, sei der glücklichste seines Lebens gewesen.

Schon im Jahre 1804, während Frankreich noch mit England Krieg führte, eröffnete sich eine freundliche Verbindung zwischen dem Ausschuß der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft zu London und Oberlin, der mit seiner gewohnten Begeisterung den Gedanken aufnahm, Exemplare der heiligen Schrift in den unter seinem Einflusse stehenden Bezirken zu vertheilen. Unter dem Beistande seines Sohnes Heinrich Gottfried, der, nachdem er zu Straßburg Medicin studirt, als Geistlicher ordinirt worden, und eines der Herren Legrand, errichtete Oberlin eine Filialgesellschaft zu Waldbach, welche sofort eine der wichtigsten Verbreiterinnen der Bibel in Frankreich wurde. Es wird erzählt, der Eifer des guten Pastors sei hierin, wie in der Sache christlicher Missionen so weit gegangen, daß er nicht nur alle Gelder sammelte, welche er von seinen Pfarrgenossen erhalten konnte, und sein eigenes unbedeutendes Besitzthum erschöpfte, sondern daß er viele Gegenstände von Werth aus seiner Haushaltung verkaufte, mit Einschluß aller silbernen Geräthschaften, einen einzigen Löffel ausgenommen. In Vereinigung mit dem cher Papa hinsichtlich dieser frommen Anstrengungen wurde Louise Schepler eine eifrige Beförderin der Bibelgesellschaften; bei einer Gelegenheit gab sie die ganze jährige Rente eines kleinen ihr gehörigen Feldes.

In seinem späteren Leben interessirte sich auch Oberlin sehr für die in England und anderswo zur Abschaffung der Negersklaven in Westindien und Amerika stattfindenden Bewegungen. Die Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit des ganzen Systemes der Sklaverei war ihm so zuwider, daß er sich den Gebrauch des Kaffees abzugewöhnen beschloß, des einzigen von Sklaven gebauten Produktes, welches in seine Wohnung kam; mit einem beträchtlichen Opfer seiner Bequemlichkeit gebrauchte er diesen Artikel in der Zukunft nie wieder und bediente sich statt dessen der Milch.

So verstrichen unter Handlungen der Frömmigkeit und aufopfernden Wohlwollens, welche ganz zu seinem früheren Thun und Treiben paßten, die späteren Jahre dieses merkwürdigen Mannes. Im Jahre 1809 traf ihn schmerzlich der Verlust seiner Tochter Fidélité, und im Jahre 1817 raubte ihm der Tod

seinen Sohn Heinrich Gottfried, der einer Krankheit erlag, welche sich durch seine bedeutenden Anstrengungen in den Bergen verschlimmert hatte. Diese Familienverluste fühlte er um so schärfer, weil seine anderen Kinder zerstreut waren, und sich häuslich niedergelassen hatten. Die Hauptstütze seines Hauses war nunmehr seine Adoptivtochter Louise Schepler, welche bis zu den letzten Augenblicken bei ihm blieb. Als er sein Amt als Geistlicher nicht länger zu versehen im Stande war, wurde er derselben getreulich durch seinen Schwiegersohn, Herr Graff, überhoben; den größeren Theil seiner Zeit brachte er sodann mit schriftstellerischen Arbeiten und Andachtsübungen in seinem Studirzimmer zu. Alle, welche das Glück hatten, bei ihm eingeführt zu werden, — und unter diesen waren viele Geistliche aus England — waren von seinem ehrwürdigen und würdevollen Aeußern ergriffen, sowie von der Einfachheit und Geradheit seines Benehmens und seiner Unterhaltung. Sein Kopf, welcher hohe Geistesvermögen und moralische Fähigkeiten anzeigte *, war dünn mit schneeweißen Locken bedeckt, während auf seinen Zügen die sanfte Ruhe eines Mannes lag, der im Frieden lebt mit sich und der Welt. So groß in der letzten Zeit seine Kraftlosigkeit wurde, so wurde er doch von keiner Krankheit des Körpers befallen, und man kann sagen, daß er einzig an einem Nachlasse der Naturkräfte starb. Der Auflösung nahte er sichtbar am Sonntag, den 28. Mai 1826, wo er plötzlich von Schauern und Schwäche befallen würde; unter sich hie und da wiederholenden Convulsionen lebte er noch bis zum Morgen des 1. Juni, wo er starb; seine letzten Augenblicke waren von jeder friedlichen, glücklichen Art, welche so wohl zu seinem Charakter paßte. Er starb im sechsundachtzigsten Jahre seines Lebens und im sechszigsten seines Dienstes als Priester.

Die Nachricht von dem traurigen Ereignisse, welches dem Kirchspiele durch das feierliche Läuten der Todtenglocke verkündet ward, wurde mit dem tiefsten Schmerze aufgenommen, da jede Familie fühlte, daß sie den besten Freund und Wohlthäter verloren habe. Einer nicht ungebräuchlichen Sitte zufolge ließ man Jedermann zu einem Besuche in dem Pfarrhause zu, um den letzten Tribut der Achtung dem cher Papa zu zollen, dessen bleiche und eingefallene, aber ehrwürdige Züge unter einem in dem Deckel des Sarges angebrachten Glase zu sehen waren. Während mehrer Tage drängten sich Menschenmengen aus allen

* Oberlin theilte Lavaters Ansichten hinsichtlich der Gesichtsbildung und war auch ein Verehrer von Galls Schädellehre. Sein eigener Kopf soll mit Beziehung auf seine Charakterstärke muthmaßliche Beweise von der Richtigkeit der Gall'schen Theorie geliefert haben.

Gegenden nach Waldbach auf dieser Pilgerfahrt der Liebe, und viele blieben in der Nähe, um das Leichenbegängniß abzuwarten.

Diese letzte rührende Feierlichkeit fand am 5. Juni unter einem großen Zusammenlaufe von Kirchspielangehörigen und Fremden jeden Glaubens und jeder Partei statt. Als der Leichenzug sich in Bewegung setzen wollte, legte Herr Jaeglé, Präsident des Consistoriums, oder der geistlichen Gesellschaft, welcher Oberlin angehörte, den Priesterrock des Entschlafenen auf den Sarg, der Vicepräsident legte die Bibel darauf, und der Bürgermeister des Bezirkes heftete die von Ludwig XVIII. verliehenen Dekoration der Ehrenlegion an das Leichentuch. Der Sarg wurde von den Aeltesten aus der Gemeinde getragen, und während sie sich dahin bewegten, sangen zwölf Mädchen ein religiöses Lied. Der Zug wurde von dem ältesten Einwohner des Kirchspiels angeführt, der ein ihm von Louise Schepler übergebenes hölzernes Kreuz trug, das er oben an dem Grabe aufpflanzte und worauf die Worte geschrieben waren: „Papa Oberlin."

Der Leichenzug nahm der Länge nach eine Strecke von einer Stunde ein, und der Vorderste hatte den Friedhof von Foudai, wo die Beerdigung stattfinden sollte, erreicht, ehe der Letzte das Pfarrhaus zu Waldbach verlassen hatte. Als man Foudai betrat, begann eine neue Glocke mit schönem Tone, welche Herr Legrand der Kirche zum Geschenke gemacht hatte, zu läuten, und hörte erst auf, nachdem die Feierlichkeit vorüber war. Der Sarg wurde dem Altar gegenüber niedergesetzt, der mit vielen Trauertüchern überhangen war, während das Schiff der Kirche durch eine ausgewählte Anzahl von Personen gefüllt war, unter welchen man man viele römisch-kathotische Priester in ihren Kirchengewändern erblicken konnte. Der Rest der auf etwa dreitausend Menschen berechneten Menge stellte sich auf dem Kirchhofe auf, während das Schauspiel außen noch durch das fromme Erscheinen einer Anzahl römisch-katholischer Weiber erhöht wurde, welche in stillem Gebete auf dem Kirchhofe knieten. Die Leichenrede begann Herr Jaeglé, der auf der Kanzel Gelegenheit nahm, eine liebevolle Anrede Oberlins an seine Gemeinde vorzulesen, welche unter seinen Papieren gefunden worden und bestimmt war, ihnen bei diesem Leichenbegängnisse vorgelesen zu werden. Am Schlusse des Kirchendienstes, als man den Sarg in das Grab versenken wollte, hielt ein Freund des Verblichenen — wie es bei dem Begräbnisse ausgezeichneter Männer in Frankreich gebräuchlich ist — eine kurze Anrede, worin er den Charakter lobte, und auf die nützliche Thätigkeit des guten Mannes hinwies, dessen Hülle jetzt dem Staube übergeben werden sollte. So gut all dies gesprochen wurde, so waren doch die reichlich aus den Augen der Menge fließenden Thränen, die Seufzer, welche man von

den das Grab in Haufen umstehenden Frauen und Kindern nach einer gemachten Bemerkung die eindrücklichste Leichenrede. Oberlin wurde unter dem Schatten einer Thränenweide begraben, welche das Grab seines Sohnes Heinrich Gottfried überhing, und hier wurde die Hülle des cher Papa ihrer Ruhe überlassen.

Auf Oberlin folgte Herr Graff als Pfarrer von Ban de la Roche; als aber dieser Herr sich bald darauf aus Gesundheitsrücksichten von dem Dienste zurückziehen mußte, erhielt diesen ein anderer Schwiegersohn des Verstorbenen, Herr Rauscher, ein Mann, der vorzüglich geeignet war, die von Oberlin begonnene nützliche Laufbahn fortzusetzen. Oberlin hatte seinen Kindern einen Brief hinterlassen, welcher die werthvollen Dienste von Louise Schepler auseinandersetzte und sagte, daß sie durch die Sorgfalt, welche sie für dieselben an den Tag legten, zeigen würden, wie viele Aufmerksamkeit sie für den letzten Wunsch eines Vaters haben, der stets bemüht gewesen, ihnen Gefühle der Dankbarkeit und des Wohlwollens einzupflanzen. Diese Aufforderung war unnöthig. Die überlebende Familie Oberlin's beschloß wegen der Liebe, welche Alle für Louise hatten, dieselbe solle an Nichts Mangel leiden, bis sie selbst hülflos seien. Diese ausgezeichnete Person, welche ebenso von Herrn Rauscher geachtet wurde, blieb in dem Pfarrhause zu Waldbach wohnen, wo sie sich, wie früher, wohlthätigen Handlungen widmete. Nachdem ihre viele guten Eigenschaften den Administratoren der Monthion-Stiftung zu Paris zu Belohnung der Tugend bekannt geworden, wurde ihr aus dieser ein Preis von 5000 Franken zugewiesen — eine Summe, welche sie gänzlich zu Handlungen der Frömmigkeit verwendete.

In Folge der freundschaftlichen Ermahnungen Oberlin's gab es noch andere Frauen zu Ban de la Roche, die, obwohl in armen Umständen, wegen ihrer uneigennützigen Wohlthätigkeit sich auszeichneten. Folgendes * verdient besondere Beachtung.

Sophie Bernard. Diese Frau faßte, obwohl sie ihren Unterhalt durch eigene Arbeit verdienen mußte, wozu noch das geringe Erzeugniß eines kleinen Stückchen Feldes kam, dennoch in früher Jugend den Entschluß, sich gänzlich der Sorgfalt für die Waisen zu widmen, und in dieser Absicht versammelte sie anfänglich in dem Hause ihres Vaters und später in dem Pfarrhause mehre Kinder, deren Eltern verschiedene Namen getragen, und lehrte sie Baumwolle spinnen, damit sie etwas zu ihrem Unterhalte beitragen könnten, der sonst ganz auf ihr gelastet hätte. Ehe sie heirathete, und als ihre kleine Familie bereits

* Brief Oberlin's in dem Anhange zu dem ersten Berichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

aus sieben Kindern bestand, erhielt sie und ihre Schwester Magdalena einen Brief von einem armen Schneider mit Namen Thomas, der in einem nahe gelegenen Dorfe lebte, und sie inständig bat, sie möchten sich seiner drei kleinen Kinder annehmen, welche alle noch nicht vier Jahre alt seien, da seine Frau ihrem Kindbette nahe und er durchaus nicht im Stande sei, für sie zu sorgen. Kaum konnte man dies eine zu rechtfertigende Bitte nennen, indessen machten sich die beiden Schwestern, dem augenblicklichen Antriebe des Wohlwollens oder vielmehr den Eingebungen desjenigen Wohlthätigkeitssinnes folgend, von welchem sie sich stets leiten ließen, trotz des schon ziemlich vorgerückten Abends unverzüglich auf den Weg, und hatten mit ihren Körben auf dem Rücken gefährliche Wege zu passiren. Endlich erreichten sie ungeachtet der Müdigkeit und Anstrengung den Gipfel des Berges, wo die Hütte von Thomas stand. Sie näherten sich derselben leise, guckten durch das Fenster und überzeugten sich von der Wahrheit der ihnen gemachten Anzeige durch die augenscheinlichen Anzeichen von Elend und Armuth, welche in dem kleinen Gemache zu sehen waren. Als sie eintraten, fanden sie die kleinen Geschöpfe in einem so hülflosen Zustande, wie ihn der Mann beschrieben hatte; erbärmlich genährt und in Folge von Vernachlässigung schwach und krank. Ohne weitere Ueberlegung wickelten sie daher dieselben in Flanell ein, packten sie in die Körbe, welche sie auf dem Rücken trugen, und wanderten mit ihnen nach Hause. Da sie aber in der Behausung ihres Vaters eine solche Vergrößerung der Familie nicht unterbringen konnten, so nahm Sophie ein Dienstmädchen und miethete ein weiteres Zimmer, wo sie dieselben nährte, kleidete und erzog, so daß sie stark und gesund wurden und zuletzt im Stande waren, selbst für ihren Unterhalt zu sorgen. Ein junger Mann von edler Denkart machte Sophie einen Heirathsantrag; und da sie nicht Willens schien, denselben anzunehmen, so erklärte er, daß er nöthigenfalls zehn Jahre warten wolle, um ihre Hand zu gewinnen. Sie gab dann zu, daß der Grund ihrer Weigerung der Kummer sei, den sie fühlte, wenn sie sich von ihren kleinen Waisen trennen müßte. „Wer die Mutter nimmt, nimmt auch die Kinder," erwiderte der junge Mann. Unter dieser Bedingung fand die Heirath statt, und alle die Kinder wurden mit beiderseitiger Sorgfalt ausgezeichnet erzogen. Später nahmen sie andere Waisen an, welche sie in der Furcht und Liebe Gottes erzogen. Obwohl diese ausgezeichneten Leute für ziemlich reich galten, so war doch ihr Einkommen so beschränkt und ihre Wohlthätigkeit so ausgedehnt, daß sie oft kaum wußten, wovon sie sich selbst neue Kleider anschaffen sollten.

Marie Schepler lebte in dem entferntesten Theile von

Oberlin's ausgedehntem Kirchspiele, wo die Kälte strenger, der Boden unfruchtbar war. Beinahe alle Hausväter waren so arm, daß sie sich gegenseitig Kleider borgten, damit diejenigen, welche zum Abendmahl gingen, anständig erscheinen konnten. Obwohl selbst bekümmert und in bedrängten Umständen, war doch Marie Schepler dem Dorfe, worin sie lebte, wie noch einigen nahegelegenen Distrikten, eine Mutter, Wohlthäterin und Lehrerin, indem sie einige Waisen ohne die geringste Vergütung erzog und eine freie Schule für Mädchen hielt.

Katharine Scheidecker, eine arme Wittwe, war gleichfalls eine Mutter für Waisen und hielt eine freie Schule für die Kinder des Weilers, in welchem sie wohnte. Katharina Banzet war eine junge Frau von ähnlichem Charakter. Sie begab sich freiwillig in die benachbarten Schulen, lehrte die Mädchen Stricken und unterrichtete sie außerdem in anderen Fächern nützlichen Wissens. Wer will den Werth der Anstrengungen dieser Frauen schätzen oder sagen, wie viel die Armen für die Armen thun?

Schluß.

Es ist schmerzlich, eine Betrachtung des Charakters zu verlassen, welchen wir zu schildern versucht haben. Während wir die Feder nieder legen, fühlen wir, als fiele ein Vorhang zwischen uns und den Gegenstand unserer Achtung und Bewunderung. Allein wenn er gleich todt ist, so lebt doch Oberlin noch. Seine Person ist verschwunden, aber er lebt in seinen Handlungen. Wie heilig, wie rein ist das Andenken an einen solchen Helden! wie unvergleichlich größer sein Charakter, als der der „großen Männer," welche das Auge der Welt erfüllen und der Menge stürmischen Beifall entlocken. Seine Frömmigkeit ohne Scheinheiligkeit, seine Mildthätigkeit ohne Prahlerei, seine Selbstverläugnung ohne Geiz, seine freundliche Güte gegen Alle, seine Redlichkeit, Sanftmuth, Seelenstärke und Beharrlichkeit; die Originalität und Wohlthätigkeit seiner umfassenden Plane, nicht zu gedenken des ungewöhnlich langen und eifrigen Strebens in seinem heiligen Stande — Alles dies erhebt ihn weit über den Standpunkt gewöhnlicher Menschen. Während er sich den niedrigsten Arbeiten unterzog, opferte er ein ganzes Leben dem Gefühle für öffentliche Pflicht. Wie man bemerkt haben wird, so lag in ihm eine gänzliche Unachtsamkeit seiner selbst. Er strebte nicht nach persönlichem Ruhme. Was er entwarf und ausführte, geschah in dem brünstigen Verlangen, seinem großen Meister nachzueifern, und aus Vergnügen am Gutesthun. Und hierin liegt der merkwürdige Unterschied zwischen

seinem Charakter und demjenigen der gewöhnlichen Klasse von Beförderern des allgemeinen Wohles. Bei keiner seiner Unternehmungen dachte er an öffentliche Anerkennung, Dank oder Beifall, noch viel weniger strebte er darnach. Statt in die Welt hinauszugehen, seine Plane anzukündigen, oder seine Thaten auf prunkende Art zur Schau zu tragen, verlebte er seine Tage in einer wilden Berggegend, indem er nirgends Popularität oder Belohnung suchte. Oberlin lebte und starb, nach den Begriffen der Welt, als ein armer Mann. Für seine wunderbaren Arbeiten erhielt er nie den Lohn eines guten Handarbeiters; allein was führte er mit seinen geringen Mitteln nicht aus! was war die Beruhigung seines Geistes! Wenn Reiche nach dem Grade des Glücks zu schätzen sind, oder nach der Liebe, welche sie sich erringen, so war Oberlin der Reichste unter den Sterblichen. Von Allen geliebt, genoß er in seiner Bergheimath Bezeugungen, welche nicht mit Geld zu erkaufen sind, und war in der That reicher, als der größte Potentat. Wenn Güte Kraft ist und Schwachheiten bezwingt — wie wir dies unter gewöhnlichen Umständen annehmen — so war Oberlin auch mächtig; denn er brachte durch Güte zu Stande, was selbst die Gewalt des Gesetzes nie hätte ausführen können. Bei seinem Tode weinten dreitausend Menschen bittere Thränen. Wie wenigen Monarchen wurde ein solcher Tribut der Verehrung gezollt! Auch verschwand sein Name nicht, oder genoß bald eines zweifelhaften Ruhmes. Aus einem entfernten Winkel des europäischen Festlandes gingen Oberlin's Name und Ruf über alle Lande. Die vorliegende kleine Abhandlung wird hoffentlich den Ruhm eines der Bewunderung der Nachwelt so würdigen Mannes verbreiten und befestigen. Möge sie übrigens noch mehr thun. Der Ruhm des wahrhaft Großen kann nur von Nutzen sein, wenn er durch sein Beispiel anfeuert. Möge Jeder, der diese Blätter liest, so niedrig, machtlos und arm er auch sein mag, daher bedenken, wie er dieselbe große Sache fördern kann — die Sache der gesellschaftlichen Verbesserung; welche persönliche Opfer er bringen wird, um den Lasterhaften auf den richtigen Weg zurückzuführen, den Unwissenden zu belehren, den Schwermüthigen zu erheitern; welcher Selbstsucht und Scheinheiligkeit er entsagen, welche Sanftmuth, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit, christliche Liebe er üben, kurz, was er thun muß, um den cher Papa, den guten Pfarrer Oberlin, nachzuahmen.

Louis Philipp I., König der Franzosen.

Aus dem Englischen
von **Wilhelm Schöttlen.**



Louis Philipp, letzter König der Franzosen, und einer der merkwürdigsten Männer des 19. Jahrhunderts, wurde geboren zu Paris am 6. Oktober 1773. Er war der älteste Sohn von Louis Philipp Joseph, Herzog von Orleans — besser bekannt unter

seinem revolutionären Namen Philipp Egalité — und von Marie, der einzigen Tochter und Erbin des reichen Herzogs von Penthièvre. Der Orleans'sche Zweig der Familie Bourbon, dessen Haupt Louis Philipp war, leitet seine Abstammung von Philipp, einem jüngern Sohne Ludwigs XIII. ab, der von seinem älteren Bruder Ludwig XIV. zum Herzoge von Orleans gemacht wurde und der der Großvater des Urgroßvaters des französischen Königs war. Philipp, der erste Herzog von Orleans, war zweimal verheirathet, seine zweite Gemahlin war Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Enkelin Jakobs I. von England. Von ihr stammt die Familie Orleans, und durch sie steht dieselbe in einem unmittelbaren Verwandtschaftsverhältniß mit der Linie Stuart und der gegenwärtigen Königsfamilie von England. Als Kind führte Louis Philipp den Namen Herzog von Valois; aber als sein Vater im Jahr 1785 den Titel Herzog von Orleans erbte, wurde er Herzog von Chartres, was er auch eine Reihe von Jahren hindurch blieb.

Was auch die persönlichen und politischen Fehler des Bürgers Egalité gewesen sein mögen, er war ein gütiger Vater und wurde von seinen Kindern geliebt, deren er fünf an der Zahl hatte, wovon jedoch eine Tochter in frühem Alter starb. Da er seiner Familie eine gute Erziehung zu geben wünschte, wie er sie leider nicht erhalten hatte, so vertraute er sie der Obhut der Frau von Sillery — besser bekannt unter ihrem später angenommenen Titel: Gräfin von Genlis — an. Trotz ihrer spätern Irrthümer war diese Dame durch Talente und Charakter besonders dazu geeignet, Jugendlehrerin zu sein. Die Grundsätze, auf welche sie ihren Erziehungsplan gründete, waren ihrer Zeit weit voran und beginnen erst heutzutage allgemein verstanden zu werden. Sie hielt es für das erste Erforderniß, Kinder beinahe von ihrer Wiege an mit glücklichen und erheiternden Einflüssen zu umgeben und Alles von ihnen ferne zu halten, was ihr Gemüth oder ihre Gefühle beflecken könnte. Vor Allem glaubte sie es nöthig, ihnen einen Geist allgemeiner Liebe — einer Liebe zu Gott und seinen Werken — sowie das Bewußtsein einzupflanzen, daß Alles aus der Hand eines allmächtigen Schöpfers und Erhalters komme, der das Beste seiner Geschöpfe wolle. Dieses Gefühl in ihren jungen Zöglingen zu erwecken, benützte sie jede Gelegenheit, ihr Erstaunen über Naturerscheinungen hervorzurufen und sodann die scheinbaren Wunder aus Grundsätzen zu erklären, zu deren Erkenntniß ein erwachender Verstand hingeleitet werden konnte. Die andern Mittel, die sie anwandte, um den Charakter ihrer

jungen Pflegbefohlenen — des Herzogs von Valois, des Herzogs von Montpensier, des Grafen Beaujolais und ihrer Schwester, der Prinzessin Adelaide — zu bilden, verdienen eben so viel Bewunderung. Während sie von besonderes befähigten Lehrern in Zweigen der feinen Bildung und der christlichen Lehre und Liebe Unterricht erhielten, lernten sie ohne Mühe Englisch, Deutsch und Italienisch von den Dienern, von denen sie umgeben waren und die mit ihnen in diesen Sprachen reden mußten. Eben so wenig wurde ihre leibliche Erziehung vernachlässigt. Die Knaben wurden daran gewöhnt, alle Arten körperlichen Anstrengungen zu ertragen und eine Menge nützlicher und unterhaltender Beschäftigungen gelehrt. Zu St. Leu, einem angenehmen Landsitze bei Paris, wo die Familie unter der Obhut der Frau von Genlis lebte, bebauten die jungen Prinzen einen kleinen Garten unter Leitung eines deutschen Gärtners, während sie in der Botanik und in den Elementen der Heilkunde von einem Mediziner unterrichtet wurden, der der Genosse ihrer Spiele war. Sie hatten auch Werkstätten, in welchen sie Drehen, Korbflechten, Weben und Zimmern lernten. Der junge Herzog von Valois fand an diesen Beschäftigungen Freude — denn bei welchem Knaben wäre das nicht der Fall, wenn er unter gehöriger Leitung steht, und wenn sein Scharfsinn einen angemessenen Spielraum hat? Er zeichnete sich in Tischlerarbeiten aus und machte, nur von seinem Bruder dem Herzog von Montpensier unterstützt, für eine arme Frau im Dorfe St. Leu einen hübschen Schrank und einen Tisch mit Schubladen.

In dieser Zeit seiner Jugend sowie in vorgerückteren Jahren gab der Held dieser Schrift viele Beweise eines wohlwollenden und edlen Gemüthes, indem er mehr als einmal sein Taschengeld opferte, um Bedrängte zu erleichtern und sich Mühe gab, den Unterdrückten beizustehen. Ueber seine Fortschritte und seinen Charakter, während er unter ihrer Obhut stund, bemerkt die Gräfin von Genlis: „Der Charakter des Herzogs von Chartres hat sich während des verflossenen Jahres sehr veredelt; die Natur hatte ihm gute Anlagen gegeben und jetzt ist er verständig und tugendhaft geworden. Frei von dem Leichtsinne der Zeit, verschmäht er die Albernheiten, welche die Gedanken so vieler jungen Leute von Rang beschäftigen, wie Moden, Kleider, Spielzeug, Thorheiten aller Art, sowie das Verlangen nach neuen Dingen. Auch hat er keine Leidenschaft für das Geld; er ist uneigennützig, verachtet den Prunk und ist somit wahrhaft edel. Endlich hat er ein treffliches Herz, das er mit seinen Brüdern und seiner Schwester theilt, und das, ver-

bunden mit Nachdenken, alle andern guten Eigenschaften hervorzubringen im Stande ist.“

Eine Lieblingsmethode des Unterrichts der Frau von Genlis war, ihre jungen Zöglinge auf verschiedene Ausflüge an Sonntagen mitzunehmen. Anziehende ländliche Scenen, historisch merkwürdige Orte, interessante Sammlungen, Fabriken u. s. w. wurden so besucht und zum Gegenstande nützlicher Beobachtung gemacht. Im Sommer 1787 begaben sich die Herzogin von Orleans und ihre Kinder, begleitet von ihrer Gouvernantin, nach Spa, da der Gesundheitszustand der Herzogin den Gebrauch des berühmten Mineralwassers dieses Ortes erheischte. Bei Gelegenheit dieses Besuches legten die Kinder der Herzogin einen schönen Charakterzug an den Tag. Da die Gesundheit der Herzogin durch die Wasser der Sauveniére — einer, in der Nähe der Stadt, inmitten einer anmuthigen Landschaft entspringenden Quelle — sich sehr gebessert hatte, so beschlossen der Herzog von Chartres und seine Geschwister, auf Anstiften ihrer Gouvernantin, ein heiteres Erinnerungsfest zu veranstalten. Um die Quelle schufen sie einen schönen Spaziergang, entfernten die Steine und Felsen, die im Wege lagen und ließen Sitze anbringen, während sie zugleich kleine Brücken über die Bäche warfen und die Bäume mit lachenden Blumengewinden umschlangen. Am Ende des Spazierganges, der nach der Quelle führte, deren Wasser so wirksam gewesen, war eine Art kleines Gehölze, das sich gegen einen tiefen Abgrund öffnete, über dem majestätische Felsen und Bäume hingen. Jenseits dehnte sich eine höchst liebliche Landschaft. In deren Gehölze errichteten die Geschwister von weißem Marmor einen Altar der Dankbarkeit, auf welchem folgende Inschrift stund: „die Wasser der Sauveniére haben die Gesundheit der Herzogin von Orleans wieder hergestellt. Darum haben ihre Kinder die Umgebung dieser Quellen verschönert und fleißiger als die Leute, die auf ihre Befehle arbeiteten, selbst die Spaziergänge angelegt und die Wälder gelichtet.“ Bei dem betreffenden Feste drückte der junge Herzog von Chartres seine kindlichen Gefühle der Ergebenheit und Liebe mit Anmuth und Nachdruck aus, verließ aber plötzlich seine Mutter und erschien einige Sekunden später nebst seinen Geschwistern am Fuße des Altares, mit einem Meisel in der Hand, als schriebe er eben das Wort Dankbarkeit. Die Wirkung war magisch; alle Anwesenden waren zugleich entzückt und gerührt und manche Wange netzte sich mit Freudenthränen.

Dieselbe Quelle, von der wir obige Anekdote haben,

berichtet einige interessante Einzelheiten einer Reise, welche die Familie um diese Zeit nach Eu in der Normandie machte, von wo aus sie sich westlich über Havre nach der Bucht von Avranches begab. Hier besuchte sie die Felsenfeste St. Michael, die in die See vorspringt und viele Meilen weit sichtbar ist. Lange berühmt wegen seiner Kapelle zum heiligen Michael, war das Kloster auf dieser Inselfeste seit Jahrhunderten von Tausenden von Gläubigen besucht worden und vermuthlich bestimmten diese Merkwürdigkeit sowie die Naturschönheiten des Ortes und seine historischen Erinnerungen die jungen Prinzen von Orleans ihn mit einiger Theilnahme zu betrachten. Bis zu dieser Zeit waren seine Kerker als Staatsgefängniß gebraucht worden und die jungen Gäste besichtigten dieselben mit wehmüthigen Gefühlen. Während der Herzog von Chartres von den Mönchen, denen die Obhut dieses Gefängnisses anvertraut war, in diesen düsteren Höhlen herumgeführt wurde, stellte er einige Fragen in Betreff des eisernen Käfigs, der zur engen Haft von Gefangenen gebraucht worden war. Die Mönche erwiderten ihm, der Käfig sei nicht von Eisen, sondern von Holz, aus ungeheuren Balken zusammengesetzt, welche durch Zwischenräume von drei und vier Fingerbreiten von einander getrennt seien. Seit fünfzehn Jahren war kein Gefangener mehr ganz darin gesperrt worden, aber Alle, die sich widerspenstig zeigten, wurden auf 24 Stunden dieser Strafe unterworfen. Der Herzog von Chartres drückte sein Erstaunen aus, daß eine so grausame Maßregel an einem so finsteren Orte gestattet sein sollte. Der Prior antwortete, es sei seine Absicht, früher oder später dieses Denkmal der Grausamkeit zu zerstören, da der Graf von Artois (später Karl X.) vor wenigen Monaten St. Michael besucht und seine Vernichtung bestimmt befohlen habe. „In diesem Falle,“ versetzte der Herzog von Chartres, „kann es keinen Grund geben, weßhalb wir nicht Alle dieser seiner Vernichtung beiwohnen sollten; denn das wird uns Freude machen.“ Der nächste Morgen wurde von dem Prior zu dem guten Werke der Zerstörung festgesetzt und der Herzog von Chartres führte, unter dem Beifallruf und dem Freudengeschrei der Gefangenen, mit höchst rührendem Ausdrucke und mit einer, wirklich über seine Jahre gehenden Kraft mit seiner Axt den ersten Streich auf den Käfig. Nur der Schweizer, der diesen Riesenkäfig zu zeigen hatte, schaute traurig und düster darein, denn er hatte bei seinem Geschäfte Geld verdient. Als dem Herzog von Chartres von diesem Umstande in Kenntniß gesetzt wurde, schenkte er dem Schweizer zehn Louisd'or und bemerkte mit eben so

viel Witz als Laune: „Mein guter Schweizer, zeige hinfort den Reisenden statt des Käfiges, den Ort, an welchem er einst stand, und gewiß wird es ihnen allen mehr Vergnügen machen, von seiner Zerstörung zu hören, als ihn zu sehen.“

Ein weiteres Mittel, durch welches Frau von Genlis ihre Zöglinge gewöhnen wollte, ihr Inneres und ihr Benehmen zu prüfen und zu regeln, war die Führung eines Tagebuches, in welches sie jeden Vorfall, groß oder klein, bei welchem sie persönlich betheiligt waren, einzutragen hatten. Das in Folge dieser Weisung von dem Herzog von Chartres geführte Tagebuch ist kürzlich veröffentlicht worden und macht uns mit einigen interessanten Einzelheiten seines früheren Lebens, sowie mit seinen damaligen Gesinnungen bekannt. Die letzteren sind so, wie man sie von einem jungen Manne erwarten darf, der unter dem Alles beherrschenden Einflusse revolutionärer Lehren erzogen wird. Den politischen Bewegungen von 1789 waren Frau von Genlis und ihr Gatte von Herzen zugethan und sie ermangelten, unter Zustimmung und Mitwirkung des Herzogs von Orleans, nicht, ihre Gesinnungen dem empfänglichen Gemüthe der ihnen anvertrauten Jugend einzuprägen. In den Jakobinerklub eingeführt und als Mitglied desselben aufgenommen, scheint der junge Herzog von Chartres nach seinem Tagebuch, den Sitzungen dieser tumultuarischen Körperschaft, sowie denen der Nationalversammlung beinahe täglich beigewohnt zu haben. Was seinem Urtheile noch weit mehr Ehre macht, er scheint auch durch seine Besuche des Hotel-Dieu, oder des großen Pariser Spitales, eben so eifrig auf Erwerbung von Kenntnissen in der Wundarzneikunde bedacht gewesen zu sein. Einige Stellen aus seinem Tagebuche über diese und andere Punkte, die auf sein jugendliches Denken und Treiben ein Licht werfen, mögen hier eine Stelle finden.

Nov. 2. [1790] — Gestern wurde ich als Mitglied des Jakobinerklubs eingetragen und mit großem Beifall empfangen. Ich dankte für die gütige Aufnahme, die man mir schenkte und versicherte, daß ich nie von den heiligen Pflichten eines guten Patrioten und eines guten Bürgers abweichen würde.

Nov. 26. — Diesen Morgen ging ich in das Hotel-Dieu. Nächstens werde ich die Patienten selbst verbinden.

Dez. 2. Gestern Morgen begab ich mich in das Hotel-Dieu. Ich verband zwei Patienten und schenkte dem Einen sechs, dem Andern drei Livres.

Dez. 25. Gestern Morgen ging ich zur Beichte. Ich speiste im Palais-Royal und ging sodann in die philantro-

pische Gesellschaft, von wo ich vor acht Uhr nicht wegkommen konnte. Ich ging in die Mitternachtsmesse in der St. Eustachiuskirche, kehrte um zwei Uhr Morgens zurück und legte mich um halb drei Uhr zu Bette. Ich verrichtete meine Andacht in dieser Messe (Christmesse).

Jan. 7. [1791.] Diesen Morgen fuhr ich in einer Miethkutsche in das Hotel=Dieu, da mein Wagen nicht gekommen war und es stark regnete. Ich verband die Patienten und ließ drei Frauen zur Ader.

Jan. 8. Am Morgen in die Versammlung; um sechs Uhr Abends zu den Jakobinern. Hr. v. Noailles legte ein Werk von Joseph Tower's über die Revolution, eine Erwiderung auf Burke's Schrift, vor. Er rühmte es sehr und schlug vor, ich sollte beauftragt werden es zu übersetzen. Dieser Vorschlag wurde mit großem Beifall aufgenommen und thörichter Weise willigte ich ein, sprach jedoch meine Besorgniß aus, ich möchte ihre Erwartungen nicht erfüllen. Um ein Viertel nach Sieben kehrte ich nach Hause zurück. Des Nachts sagte mir mein Vater, er billige es nicht und ich müsse mich am Sonntag bei den Jakobinern entschuldigen. [Später erfahren wir, daß er die Uebersetzung besorgte, aber daß sie durch seinen Unterlehrer Pieyre, dessen Namen er dem Buche vordrucken ließ, für die Presse zugerichtet wurde.]

Jan. 28. — [Beschreibt, wie er sich erkältete und unwohl wurde.] Ging nach Bellechasse [der Wohnung der Frau von Genlis], wo ich trotz meiner Kopfschmerzen und obgleich ich heftig Fieber hatte, zu bleiben wünschte; aber meine Freundin [Frau von G.] schickte mich fort, indem sie mich erinnerte, daß ich am andern Morgen im Hotel=Dieu sein müsse.

Nach seinem Tagebuche scheint der Herzog von Chartres der Frau von Genlis, deren Ermahnungen er stets als die einer Mutter aufnahm, außerordentlich zugethan gewesen zu sein. Seiner gütigen Lehrerin gedenkend, schreibt er unter dem Datum des 22. Mai: „Wie sehr segne ich Sie, meine Mutter, daß Sie mich vor all jenen Lastern und Uebeln, welche die Jugend nur zu häufig treffen, bewahrt haben, indem Sie mir jenes Gefühl für die Religion einflößten, das stets meine ganze Stütze gewesen ist."

Einige Jahre vor dieser Zeit war der Herzog zu dem Ehrenposten eines Obersten bei dem 14. Dragoner=Regiment ernannt worden. Da solche Stellen nunmehr abgeschafft wurden, so mußte er in eigener Person den Befehl seines Regimentes übernehmen und zu diesem Behufe begab er sich, begleitet von Hrn. Pieyre, im Juni 1791 nach Vendome.

Damals ging in vielen Theilen Frankreichs eine starke Bewegung vor, weil sich eine große Zahl von Geistlichen weigerte, einen von der Constitution vorgeschriebenen Eid zu leisten. Die nicht schwörenden Geistlichen wurden überall ihrer Stellen entsetzt und an manchen Orten schmachvoll behandelt. Während der Herzog von Chartres in Vendome war, fand eine Gährung unter dem Volke statt, bei welcher zwei dieser unglücklichen Männer ohne seine menschenfreundliche Vermittlung von der Menge ermordet worden wären. Die Thatsache wird folgendermaßen in seinem Tagebuche beschrieben.

„Juni 27. — [Sagt, daß er mit seinem Regimente einer religiösen Prozession beigewohnt habe, die von einem Geistlichen angeführt wurde, der den vorgeschriebenen Eid geleistet hatte.] Um Mittag war ich mit meinem Regimente zurückgekehrt, aber mit dem Befehle nicht abzusatteln. Ich lud die Herren Dubois, d'Albis, Jacquemin und Philippe zum Mittagessen ein. Sie brachten uns die Meldung, das Volk habe sich zusammengerottet und stehe im Begriff, zwei Priester zu hängen. Augenblicklich eilte ich mit Pieyre, Dubois und d'Albis an Ort und Stelle. Ich kam an die Thüre einer Schenke, wo ich zehn bis zwölf Nationalgardisten, den Maire, den Stadtschreiber, und eine Menge Leute fand, die schrieen: „Sie haben das Gesetz gebrochen; sie müssen gehängt werden — an die Laterne!" Ich fragte den Maire, was das Alles bedeute und was geschehen sollte. Er antwortete: „Ein Priester, der den Eid verweigert, und dessen Vater haben sich in dieses Haus geflüchtet; das Volk gibt vor, sie hätten Herrn Buisson, einen Priester, der den bürgerlichen Eid geleistet, und der das heilige Sakrament getragen, beleidigt und ich kann die Leute nicht länger im Zaume halten. Ich habe nach einem Wagen geschickt, um sie fortzuschaffen. Haben Sie die Gefälligkeit, zwei Dragoner zu ihrer Begleitung holen zu lassen." Ich that dies sogleich. Der Maire stand regungslos vor der Thüre, ohne ein Wort zu sprechen. Ich redete deßhalb einige der Wildesten aus dem Haufen an und suchte ihnen zu erklären, wie Unrecht es wäre, Leute ohne Verhör zu hängen; daß sie überdies die Arbeit des Nachrichters verrichten würden, die sie für ehrlos hielten; daß es Richter gäbe, deren Pflicht es sei, die Sache mit diesen Männern auszumachen. Der Haufen antwortete: „Die Richter seien Aristokraten und strafen die Schuldigen nicht." Ich entgegnete: „Das ist euer eigene Schuld, da sie von euch selbst gewählt sind; aber ihr müßt das Gesetz nicht selbst in die Hand nehmen.'
Nun herrschte große Verwirrung; endlich rief eine Stimme:

„Wir wollen sie dem Herrn von Chartres zu Liebe verschonen." — „Ja, ja," schrie das Volk; „er ist ein guter Patriot, er erbaute uns Alle diesen Morgen. Bringt sie heraus; wir wollen ihnen Nichts zu Leide thun." Ich ging in das Zimmer hinauf, wo sich die Unglücklichen befanden, und fragte sie, ob sie sich mir anvertrauen wollten; sie antworteten bejahend. Ich ging ihnen die Treppe herab voraus, und ermahnte die Leute vom Volke, nicht zu vergessen, was sie versprochen haben. Sie riefen wieder: „Seien Sie unbesorgt, es soll ihnen nichts widerfahren" Ich befahl dem Kutscher heranzufahren, worauf die Menge schrie: „Keinen Wagen — zu Fuß, zu Fuß, damit wir die Befriedigung haben, hinter ihnen her zu schreien und sie mit Schmach aus der Stadt zu treiben." — „Gut," sagte ich, „zu Fuß, es sei so, es ist mir gleich, denn ihr seid zu redlich, um euer Wort zu brechen." Wir brachen unter Gezisch und Schimpfen auf; ich gab dem Vater den Arm und der Maire lief auf der andern Seite. Der Priester ging zwischen den Herren Dubois und d'Albis. Ohne im Augenblicke an etwas zu denken, schlug ich unglücklicher Weise die Richtung nach Paris ein. Der Maire fragte einen der Männer, wohin er zu gehen wünsche; er antwortete: „Nach Blois." Dies war gerade der entgegengesetzte Weg von demjenigen, den wir einschlugen. Der Maire wollte umkehren und durch die ganze Stadt gehen. Dem widersetzte ich mich, und wir änderten die Richtung, ohne jedoch durch die Straßen zurück zu ziehen. Wir kamen über eine kleine hölzerne Brücke von wenig Brettern ohne Geländer; hier rief der Haufen, man solle die beiden Männer in den Bach werfen und suchte dieselben durch querüber gelegte Stöcke zum Fall zu bringen. Ich erinnerte die Leute von Neuem an ihr Versprechen und sie wurden ruhig. Als wir eine Meile weit außerhalb der Stadt waren, rannten einige von den Landleuten den Berg herab, warfen sich auf uns und riefen: „Hängt oder ertränkt die beiden Schurken!" Einer faßte einen der Unglücklichen am Rock, die Menge drängte sich herbei, und drückte den Maire und Herrn d'Albis auf die Seite. Ich blieb mit Herrn Dubois allein und wir suchten dem Landmanne sein Opfer zu entreißen. Ich hielt einen der Männer an der einen Hand, und mit der andern bemühte ich mich, den Rock loszumachen. Endlich kam ein Nationalgardist zu unserem Beistande herbei und befreite den Mann mit Gewalt. Die Menge vermehrte sich fortwährend. Es ist nur Gerechtigkeit gegen das Volk von Vendome zu sagen, daß es sein Wort hielt, und die Landleute zu bestimmen suchte, den beiden Männern keine Gewalt anzuthun. Da ich jedoch einsah, daß,

wenn ich meinen Marsch fortsetze, unvermeidlich irgend ein Unglück eintreten müsse, so rief ich, wir müssen sie ins Gefängniß führen, und alsbald schrie alles Volk: „Ins Gefängniß! ins Gefängniß!" Einige Stimmen riefen: „Sie müssen Gott um Verzeihung bitten und dem Herrn von Chartres für ihr Leben danken." Dies war bald geschehen und wir brachen nach dem Gefängnisse auf. Auf dem Wege trat ein Mann mit einem Gewehr vor und sagte zu uns: „Gehen Sie bei Seite, während ich auf sie feuere." In der Meinung, er wolle wirklich Feuer geben, deckte ich meine beiden Unglücklichen mit meinem Leibe und sagte: „Zuerst werden Sie mich tödten." Da der Mann gut gekleidet war, so sagte Herr Pieyre zu ihm: „Aber wie können Sie so handeln?" — „Ich scherzte nur," lautete die Antwort, „mein Gewehr ist nicht geladen." Wir setzten unsern Weg wieder fort und die beiden Männer wurden ins Gefängniß gebracht."

Die unglücklichen Priester wurden später, zur Befriedigung des Volkes, der Gerechtigkeit übergeben. Am 1. Juli finden wir folgenden Eintrag: „Mehre von denen, welche Tags zuvor die Wildesten gewesen waren, kamen mit Thränen, mich um Verzeihung zu bitten, und mir zu danken, daß ich sie vor der Verübung eines Verbrechens bewahrt." So beneidenswerth auch die Gefühle des Herzogs in diesem Augenblicke gewesen sein mögen, so waren sie es doch bei der folgenden Gelegenheit wohl nicht minder.

„August 3. — Glücklicher Tag! Ich habe ein Menschenleben gerettet, oder vielmehr zur Rettung desselben beigetragen. Diesen Abend, nachdem ich ein wenig in Pope, Metastasio und im Emile gelesen, ging ich ins Bad. Eduard und ich kleideten uns an, als wir: „Hülfe, Hülfe, ich ertrinke!" rufen hörten. Sogleich eilte ich an Ort und Stelle; Eduard, der ferner stand, that dasselbe. Ich kam zuerst, konnte aber nur noch die Fingerspitzen eines Menschen sehen. Ich ergriff diese Hand, welche die meinige mit unbeschreiblicher Kraft faßte, und bei der Weise, auf die mich der Unglückliche hielt, wäre ich selbst ertrunken, wenn nicht Eduard herbeigekommen wäre und ihn bei einem seiner Beine ergriffen hätte, wodurch es ihm unmöglich wurde, sich auf mich zu werfen. Wir brachten ihn hierauf ans Land. Er konnte kaum mehr sprechen, drückte aber nichtsdestoweniger sowohl gegen mich als gegen Eduard großen Dank aus. Ich denke mit Vergnügen an den Eindruck, den dies zu Bellechasse hervorbringen wird. Ich bin unter einem glücklichen Stern geboren! Auf jedem Wege bieten sich mir Gelegenheiten dar: ich brauche sie bloß zu ergreifen! Der Mann, den wir retteten, ist ein Einwohner von Vendome,

Herr Siret, Unteringenieur beim Straßen- und Brückenbau. Ich gehe glücklich zu Bette!

August 11. — Wieder ein glücklicher Tag! Gestern erhielt ich die Einladung, mit einigen Unteroffizieren und Gemeinen auf dem Rathhaus zu erscheinen. Ich ging heute hin und wurde mit einer Anrede empfangen; dann wurde ein Schreiben von Herrn Siret verlesen, der den Vorschlag machte, der Municipalrath solle den Beschluß fassen, daß jeder Bürger, der ein Menschenleben retten würde, und somit natürlich ich, eine Bürgerkrone erhalten sollte. Der Municipalrath nahm den Vorschlag an, und ich empfing eine Krone unter dem Beifall einer zahlreichen Versammlung von Zuschauern. Ich war sehr verlegen; nichtsdestoweniger drückte ich meinen Dank so gut ich konnte aus."

Außer den zahlreichen Einträgen, die sich auf seinen militärischen Beruf und seinen Briefwechsel beziehen, spricht er auch bisweilen in seinem Tagebuch von den Studien, mit denen er sich beschäftigte. Ein Auszug wird genügen, seinen Fleiß in dieser Beziehung zu zeigen.

„Gestern Morgen beim Exercitium. Bei der Nachhausekunft kleidete ich mich um, und las etwas von Hénault, Julius Cäsar, Sternheim und Mably. Speiste zu Mittag, und las nach Tisch etwas aus Ipsipyle, Metastasio, Heloise und Pope. Um fünf ins Reithaus und später im Emile gelesen."

Bei Besprechung des Tagebuches, aus welchem wir diese wenigen Auszüge geschöpft, faßt ein Mitarbeiter an einer englischen Zeitschrift, die gewöhnlich dem Louis Philipp nicht hold ist (the Quarterly Review), sein Urtheil in folgenden aufrichtigen Worten zusammen: „Es befinden sich darin manche kindische Stellen und einzelne, die selbst unter allen mildernden Umständen zu tadeln sein dürften. Aber unseres Dafürhaltens muß man zugeben, daß es im Ganzen dem Verstand und Herzen des Herzogs Ehre macht. Vergessen wir nicht, daß es im Alter von siebzehn Jahren geschrieben wurde — daß seine Seele von dem Augenblicke an, in welchem sie einen politischen Gedanken in sich aufnehmen konnte, durch die Lehren seiner Erzieher, den Einfluß und das Beispiel eines Vaters, und die allgemeine Begeisterung des Volkes, welche den wahnsinnigen und blutigen Charakter noch nicht angenommen, das sie bald nachher erhielt, mit revolutionären Lehren angefüllt wurde; und wir glauben in Wahrheit behaupten zu dürfen, daß wenige junge Leute jener Zeit — würde ihr Benehmen mit derselben Treue und Genauigkeit berichtet — in einem so günstigen Lichte erscheinen würden, als Louis Philipp in diesem, seinem Tagebuche erscheint."

Um die Mitte des Augusts 1791 verließ der Herzog von Chartres mit seinem Regimente die Garnison von Vendome, und kam nach Valenciennes, im Norden Frankreichs, wo er seine militärische Laufbahn fortsetzte. Im April 1792 wurde der Krieg gegen Oesterreich erklärt, von welchem man bemerkte, daß es über Plänen zu einem feindlichen Einfall in Frankreich brütete, und nun machte der Herzog von Chartres seinen ersten Feldzug. An der Spitze der Truppen, die ihm Kellermann anvertraute, focht er bei Valmy (20. Septbr. 1792), und zeichnete sich später (6. November) unter Dumouriez in der Schlacht von Jemappes aus.

Hier, können wir sagen, endete die erste und glückliche Periode im Leben Louis Philipps, und wir haben ihm jetzt in das Unglück zu folgen, das über seine Familie kam.

Unglück und Wanderungen.

Während der Herzog von Chartres damit beschäftigt war, die fremden Heere, welche das schwankende Gebäude der französischen Monarchie bedrohten, zurückzuschlagen, eilte die Revolution ihrer Krisis entgegen. Nachdem man die Monarchie abgeschafft, und den König und seine Familie ins Gefängniß geworfen, wurde schnell ein Verbannungsdekret gegen alle übrigen Mitglieder des Hauses Bourbon-Capet erlassen. Diese Achtserklärung, welche von den Feinden der Familie Orleans auf diese gezielt war, wurde ebenso schnell widerrufen, als sie erlassen worden war; aber der Umstand war zu beunruhigend, um unbeachtet zu bleiben, und der Herzog von Chartres drang ernstlich in seinen Vater, das Verbannungsdekret zu benützen und mit seiner Familie in fremdem Lande eine Zuflucht zu suchen. „Sie werden sich," erklärte er dem Herzoge von Orleans, „gewiß in einer bedenklichen Stellung finden. Ludwig XVI. soll vor einer Versammlung angeklagt werden, von der Sie Mitglied sind. Sie müssen über den König Gericht halten. Entziehen Sie sich der schmachvollen Pflicht, begeben Sie sich mit Ihrer Familie nach Amerika, suchen Sie ferne von den Feinden Frankreichs eine ruhige Stätte und erwarten Sie dort die Rückkehr glücklicherer Tage." Unglücklicher Weise hatte der Herzog von Orleans für diese Bitten kein Ohr; er hielt es für unvereinbar mit seiner Ehre und seiner Pflicht, bei Annäherung der Gefahr seinen Posten zu verlassen. Doch wurde er von den Vorstellungen seines Sohnes so weit ergriffen, daß er ihn bat, ein einflußreiches Mitglied der Versammlung über den Gegenstand zu Rathe zu ziehen und ihm das Ergebniß mitzutheilen. Der Deputirte jedoch weigerte sich, seine Meinung auszusprechen. „Ich bin nicht

in der Lage," sagte er, „Ihrem Vater irgend einen Rath zu geben. Unsere Stellungen sind verschieden. Ich suche Rache für persönliche Beleidigungen; Ihr Vater, der Herzog von Orleans, muß den Geboten seines Gewissens als Prinz — seinen Pflichten als Bürger gehorchen. Diese unentschiedene Antwort hatte weder auf das Urtheil des Herzogs von Orleans Einfluß, noch verlieh sie den Gründen seines Sohnes Kraft. Die Pflichten eines Bürgers im vollsten Umfange erkennend, fühlte er, daß er mit Ehren nicht zurücktreten könne; und daß ein Mann, was immer sein Rang sein möge, der absichtlich sein Vaterland verlasse, die Strafe des Hochverraths verdiene. Sobald der Herzog von Chartres sah, daß sein Vater seine Entschließung zu einem Ehrenpunkte, zu einer politischen Gewissensfrage machte, drang er nicht weiter in ihn, umarmte ihn zum letztenmale und kehrte zur Armee zurück.

Jetzt folgten traurige Ereignisse rasch auf einander. Am 21. Januar 1793 wurde der unglückliche Ludwig XVI. auf das Blutgerüst geführt, und wenige Monate darauf der Herzog von Orleans auf die Anklage einer Verschwörung gegen die Nation verhaftet. Am 6. November wurde er vor das Revolutionstribunal gebracht, und nach einem Scheinverhör auf eine Reihe von Beschuldigungen, die sämmtlich notorisch falsch waren, zum Tode verurtheilt. Das Verfahren seiner Richter verachtend, erbat er sich als einzige Gunst, den Spruch ohne Verzug vollziehen zu lassen. Man entsprach seiner Bitte, und er wurde um vier Uhr Abends, bei Einbruch der Abenddämmerung, aus dem Gerichtshofe nach der Guillotine gebracht. Ein Augenzeuge dieser tragischen Veranlassung sagt, er habe sich aus barbarischer Neugierde in der Straße St. Honoré, gegenüber von dem Palaste des Herzogs, aufgestellt, um den Eindruck zu beobachten, den diese Schauplätze früheren Glanzes und Genusses in seinen letzten Augenblicken auf ihn hervorbringen würden. Die Menge war unzählig, und erschwerte durch ihre ungerechten Vorwürfe und Schmähungen den Kampf des Dulders. Der verhängnißvolle Karren rückte so langsamen Schrittes vorwärts, daß es schien, als wolle man absichtlich seine Qualen verlängern. Außer ihm befanden sich noch viele andere Opfer revolutionärer Grausamkeit auf demselben Fuhrwerk. Sie waren alle doppelt geschlossen, blaß und von Schrecken betäubt. Orleans allein stund — ein auffallender Gegensatz — mit gepudertem Haare, und überhaupt sorgfältig nach der Mode jener Zeit gekleidet, aufrecht da, trug den Kopf gerade, und hatte seine volle natürliche Farbe mit der ganzen Festigkeit der Unschuld. Aus irgend einem Grunde hielt der Wagen einige Minuten vor dem Thore des Palais-

Royal, und der Herzog ließ seine Blicke mit der Ruhe eines Meisters über das Gebäude hinschweifen, als wollte er untersuchen, ob es irgend einer weiteren Verzierung oder Ausbesserung bedürfe.* Auch auf dem Blutgerüste wankte der Muth dieses unerschrockenen Mannes nicht. Als der Scharfrichter seinen Rock auszog, sagte er ruhig zu den Knechten, die ihm seine Stiefel ausziehen wollten: „Es ist nur Zeitverlust; wenn ich todt bin, wird es leichter gehen.“ In wenigen Minuten war er nicht mehr. So starb in der Blüte seines Lebens — in seinem 46. Jahre — der vorschnelle und unkluge, aber redliche Philipp Egalité, der durch seinen Tod die lange Reihe der Opfer, welche unter den Wirkungen eines politischen Wirbelwindes umkamen, den sie emporgetrieben hatten, um eines vergrößerte.

Sieben Monate vor diesem Ereignisse war der Herzog von Chartres, mit seinem Freunde, dem General Dumouriez, zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Sache der Mäßigung verloren war, und schaute mit Angst auf das Reich des Schreckens, das sich bereits kund zu geben begonnen. Sie hatten wenig Zeit zur Ueberlegung. Aufgefordert, sich vor den Wohlfahrtsausschuß zu stellen, und wohl wissend, daß Ladungen dieser Art meistens der Verurtheilung gleichkamen, flohen Beide unverzüglich nach der französischen Grenze. Die Flüchtlinge wurden hitzig verfolgt, gelangten aber glücklich in die belgischen Niederlande, die damals zu dem Hause Oesterreich gehörten. Was die Gedanken des Herzogs von Chartres bei diesem Schlusse seiner Laufbahn als Freund der Freiheit waren, würden wir vergebens zu schildern versuchen.

Der Herzog wurde von den österreichischen Behörden höflich empfangen und zum Eintritt in ihre Dienste eingeladen; aber er lehnte es ab, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, und zog es vor, sich für einige Zeit ins Privatleben zurückzuziehen. Nun verfolgte er seinen Weg als Reisender über Aachen, Köln und Koblenz nach der Schweiz, nur mit einer kleinen Summe Geldes versehen, und überall in Gefahr verhaftet zu werden. Seine Schwester Adelaide — oder Mademoiselle d'Orleans, wie sie nun genannt wurde — floh in Begleitung der Frau von Genlis ebenfalls nach demselben Lande, und die beiden Geschwister trafen in Schafhausen zusammen und gingen von dort nach Zürich.

* Alison sagt, dieser Halt sei von Robespierre veranlaßt worden, der dem Herzoge von Orleans selbst in diesem letzten Augenblicke Befreiung versprochen habe, wenn er ihm seine Tochter Adelaide zur Ehe gäbe. Der Herzog soll dieses schmähliche Anerbieten mit Verachtung zurückgewiesen haben.

Die beiden jüngeren Söhne des Herzogs von Orleans, Montpensier und Beaujolais, waren weniger glücklich als ihr Bruder und ihre Schwester. Zuerst mit ihrem Vater in dem Thurme St. Jean zu Marseilles eingesperrt, wurden sie bald des Trostes seiner Nähe beraubt und mußten zuletzt sein unglückliches Ende beweinen. Die beiden jungen Gefangenen wurden jetzt strenger und grausamer behandelt, und bei dem Aufstande des Pöbels, dem es gelang, das Gefängniß zu erbrechen und viele seiner Bewohner niederzumetzeln, schwebten sie in großer Gefahr, ihr Leben zu verlieren. Nach dem Sturze Robespierre's durften sie nicht nur jeden Tag frische Luft im Hofraume schöpfen, sondern auch Briefe mit ihrer Mutter, der verwittweten Herzogin von Orleans, wechseln, die wegen ihrer leidenden Gesundheit von der Regierung die Erlaubniß erhalten hatte, als Gefangene auf Ehrenwort im Hause eines Arztes zu Paris zu wohnen. Doch dienten diese Vergünstigungen nur in geringem Grade dazu, das Düstere ihrer Lage zu erleichtern, und am 18. November 1795 machten sie einen Versuch zur Flucht. Montpensier fiel, während er sich von dem Fenster seiner Zelle herabließ auf den Boden; und als er nach dem Falle wieder zur Besinnung kam, fand er, daß er ein Bein gebrochen hatte. Beaujolais war glücklicher und hätte können mit Leichtigkeit an Bord eines Fahrzeuges entkommen, das aus dem Hafen abging, aber er zog es vor, bei seinem Bruder zu bleiben und kehrte in das Gefängniß zurück. In Folge dieses unglücklichen Versuches wurden die beiden Prinzen von ihrem unmenschlichen Schließer mit erneuerter Strenge behandelt. Auf die wiederholten Bitten ihrer Mutter und bei der wachsenden Mäßigung der Regierung, wurden sie endlich nach einer traurigen Haft von drei Jahren, unter der Bedingung der Uebersiedlung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika freigelassen, wo sich ihr älterer Bruder Louis Philipp befand, zu dessen Wanderungen wir jetzt zurückkehren.

In Zürich angekommen, wollte der Herzog von Chartres mit seiner Schwester und der Frau von Genlis sich dort niederlassen; aber diesem Vorhaben stellten sich unvorhergesehene Schwierigkeiten in den Weg. Die königlich gesinnten Emigranten von Frankreich, die sich in Zürich aufhielten, waren keineswegs Freunde vom Hause Orleans und die Behörden des Kantons fürchteten, durch Aufnahme des Prinzen sich mit Frankreich zu entzweien. Die erlauchten Verbannten bedurften keines ausdrücklichen Befehles, sich ein anderes Asyl zu suchen. Sie reisten ruhig von Zürich ab, gingen über die Berge nach der Stadt Zug und richteten sich in

einem kleinen Hause in der Nähe des anstoßenden Sees ein. Ihre Ruhe an dieser abgeschiedenen Stätte war nicht von langer Dauer. Ihr Rang und Charakter wurden entdeckt und sie sahen sich noch einmal genöthigt, eine Stätte zu suchen, wo sie unbeobachtet und ungestört leben könnten. In dieser Krisis erhielten Mademoiselle d'Orleans und ihre Lehrerin durch Vermittlung eines Freundes in der Schweiz, des Hrn. von Montesquiou, eine Unterkunft in dem in der Nähe von Bremgarten gelegenen Kloster zur heil. Clara. Von der Sorge um seine geliebte Schwester befreit, begann der Herzog von Chartres eine Reihe von Wanderungen durch verschiedene Länder Europa's, auf denen er sich überall Menschen- und Sachkenntnisse erwarb und durch die Widerwärtigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, Festigkeit des Charakters gewann. Ohne Rang und Vermögen, ein Verbannter und Geächteter, war er jetzt einzig und allein auf seine natürliche Thatkraft und auf die herrliche Erziehung hingewiesen, die er erhalten hatte.

Der erste Ort, den der Herzog besuchte, war Basel, wo er um die Summe von sechzig Louisd'or, alle seine Pferde bis auf eines verkaufte, mit dem er in Begleitung Baudoins, eines demüthigen und getreuen Anhängers, der darauf bestand in seinem Dienste zu verbleiben, seine Reise fortsetzte. Der Aufzug war rührend. Baudoin war krank und konnte nicht gehen. Sein gutherziger Gebieter ließ ihn deßhalb auf das Pferd sitzen, das er für seinen eigenen Gebrauch zurückbehalten hatte, und das Thier am Zügel führend, ging der Herzog von Chartres zu den Thoren von Basel hinaus. Man kann sich leicht denken, mit welcher Theilnahme das schweizerische Landvolk eine solche Kundgebung menschlicher Gefühle betrachtet haben muß.

Ein Ausflug von mehreren Monaten, durch einige der malerischsten und historisch merkwürdigsten Theile der Schweiz, befriedigte die Reiselust und bereicherte den Geist des Prinzen, verminderte aber auch zugleich seine Hülfsquellen, und es kam die Zeit, daß er von seinem einzigen Pferde, das ihm geblieben, sich trennen mußte. Von nun an nahm er den Wanderstab in die Hand, während sein immer getreuer Gefährte Baudoin den Mantelsack auf den Rücken trug; so setzte das Paar, oft todtmüde und am Ende beinahe ohne Pfennig, seine Reise zu Fuße fort. Eines Abends, als sie nach einer mühsamen Wanderung das Hospitium von St. Gotthard erreichten, das auf einer rauhen Alpenhöhe * liegt,

* „Wie oft," sagt Frau von Genlis bei Gelegenheit der Prüfungen und Entbehrungen, denen der Herzog von Chartres nach seiner Flucht

wurden sie unbarmherziger Weise abgewiesen und mußten für die Nacht Ruhe und Obdach unter dem Schoppen eines benachbarten Wirthshauses suchen. Muthig mit Entbehrungen in diesen Gebirgsgegenden kämpfend, sah sich der Herzog endlich in den äußersten Mangel versetzt und er mußte darauf denken, seinen Unterhalt durch Arbeit zu gewinnen. Doch, da Arbeiten für einen Prinzen eben so ehrenvoll ist, als für einen Bauern, so lag für diesen unerschrockenen jungen Mann durchaus nichts Entmuthigendes in dem Gedanken, daß er für sein täglich Brod arbeiten müsse. Während er über die besten Mittel, seine Talente für seinen Unterhalt zu benützen, nachdachte, erhielt er einen Brief von seinem Freunde Montesquiou, der ihm meldete, daß er für ihn die Stelle eines Lehrers an der Erziehungsanstalt Reichenau — einem Dorfe am Zusammenfluß des Ober- und Mittelrheins im südöstlichen Theile der Schweiz — ausgewirkt habe. Erfreut über eine solche Aussicht auf Anstellung, machte sich der Herzog von Chartres nach Reichenau auf den Weg, wo er bald darauf in dem bescheidenen Aufzuge eines Fußgängers, einen Stab in der Hand und ein Bündel auf dem Rücken, versehen mit einem Empfehlungsschreiben an Hrn. Jost, den Hauptlehrer der Anstalt, eintraf. Bei der von den Vorstehern des Institutes mit ihm vorgenommenen Prüfung wurde er für die ihm zugedachten Fächer als vollkommen geeignet erfunden und, obgleich erst zwanzig Jahre alt, einstimmig zugelassen. Hier lehrte er, unter dem erdichteten Namen Chabaud-Latour und ohne von Jemanden, außer von Hrn. Jost, erkannt zu sein, acht Monate lang Geographie, Geschichte, französische und englische Sprache und Mathematik. In dieser ziemlich anstrengenden und für ihn neuen Stellung erwarb er sich nicht nur die höchste Zufriedenheit der Vorsteher und Zöglinge der Anstalt, sondern auch die Achtung und Freundschaft der Bewohner von Reichenau.

Während er hier die Stelle eines Lehrers bekleidete, er-

aus Frankreich ausgesetzt war, „wie oft habe ich mir seit seinem Unglück dazu Glück gewünscht, daß ich ihm eine solche Erziehung gegeben — daß ich ihm die hauptsächlichsten, neueren Sprachen gelehrt — daß ich ihn daran gewöhnt, sich selbst zu bedienen — alle Arten von Weichlichkeit zu verachten — beständig, nur mit einer Matte bedeckt, auf einem hölzernen Bette zu schlafen — sich der Hitze, der Kälte und dem Regen auszusetzen — sich durch tägliche und heftige Anstrengung, sowie durch stundenlange Wanderungen mit Blei-Sohlen an den Schuhen abzuhärten und endlich, daß ich ihm Geschmack und Freude am Reisen beigebracht. Alles, was ihm Geburt und Zufall gegeben, hat er verloren, Nichts ist ihm geblieben, als was er von der Natur und von mir erhalten!“

fuhr der Herzog von Chartres das traurige Ende seines Vaters. Einige politische Bewegungen, die in Graubündten stattfanden, bestimmten Mademoiselle d'Orleans, das Kloster bei Bremgarten zu verlassen und sich zu ihrer Tante, der Prinzessin von Conti in Ungarn, zu begeben. Herr Montesquiou glaubte nunmehr dem Prinzen, von dem seine Feinde seit einiger Zeit jede Spur verloren hatten, ein Asyl gewähren zu können. In Folge dessen legte der Herzog seine Stelle als Lehrer zu Reichenau nieder, erhielt die ehrenvollsten Zeugnisse über Benehmen und Fähigkeiten und zog sich nach Bremgarten zurück. Hier blieb er unter dem Namen Corby bis zum Ende des Jahres 1794, um welche Zeit er für gut fand, die Schweiz zu verlassen, da sein Aufenthalt daselbst nicht länger ein Geheimniß war.

Wir finden nun den Herzog von Orleans, wie er seit seines Vaters Tode sich zu nennen berechtigt war, noch einmal als Wanderer, der eine Freistätte vor den Verfolgungen der französischen Behörden und ihre Emissäre sucht. Er beschloß nach Amerika zu gehen und Hamburg erschien ihm als der geeignetste Platz zur Einschiffung. Er kam im Jahr 1795 in dieser Stadt an. Hier blieben seine erwarteten Gelder aus und er konnte nicht die nöthigen Mittel zu einer Reise nach den Vereinigten Staaten zusammenbringen; aber müde eines Lebens der Unthätigkeit und versehen mit einem kleinen Kreditbriefe an einen Banquier zu Kopenhagen, beschloß er, den Norden von Europa zu besuchen. Dieser Banquier wirkte ihm von dem Könige von Dänemark Pässe aus, nicht als Herzog von Orleans, sondern als ein Schweizer Reisender, vermittelst deren er seinen Weg in Sicherheit fortsetzen konnte. Er reiste durch Norwegen und Schweden, sah alle Merkwürdigkeiten auf seinem Wege, ging zu Fuß mit den Lappländern über die Gebirge und erreichte das Nordcap im August 1795.* Nachdem er sich

* Im Monat Juni 1844 erschien in der Voß'schen Zeitung, einem schwedischen Blatte, folgender Artikel über den Besuch Louis Philipps zu Hammerfest: „Am 2. feierte der Vicekonsul Burk seinen 82. Geburtstag. An demselben Tage erhielt er ein eigenhändiges Schreiben von dem Könige der Franzosen, nebst einer goldenen Denkmünze, die auf der einen Seite das Brustbild seiner Majestät zeigte und auf der andern folgende Inschrift hatte: Gegeben von König Louis Philipp Herrn C. Burk, zur Erinnerung an die gastfreundliche Aufnahme, die er zu Hammerfest im August 1795 erhalten. Der Brief war datirt aus Neuilly vom 6. Juni und lautete wie folgt: „Es ist mir jeder Zeit angenehm zu finden, daß der Reisende Müller in einem Lande nicht vergessen wurde, das er als einfacher und unbekannter Wanderer besuchte; und ich erinnere mich stets mit Vergnügen dieser Reise. Unter meinen Erinnerungen nimmt die Gastfreundschaft, die mir, einem Fremden, in Norwegen und beson=

in dieser, 18 Grade vom Nordpol entfernten Gegend wenige Tage aufgehalten, kehrte er durch Lappland nach Tornea, am Ende des bothnischen Meerbusens, zurück. Von Tornea ging er nach Abo und durchzog Finnland; aber den rachsüchtigen Charakter Katharinas fürchtend, betrat er den russischen Boden nicht.

Es muß anerkannt werden, daß Louis Philipp jetzt aus dem Unglück seiner Familie so viel als möglich Nutzen zu ziehen suchte. Indem er sich mit allen Lebensverhältnissen in Berührung setzte und die erlernten Kenntnisse mit den Schätzen persönlicher Beobachtung vermehrte, bereitete er sich für jenen Gang der Ereignisse vor, der ihm einen so mächtigen Einfluß auf das Geschick seines Landes und Europas verlieh. Die wilde und rauhe Landschaft dieser Polargegenden, und die einfache und anspruchslose Güte der Bewohner, muß auf einen jungen Mann von seiner Geburt und Erziehung, der unter solchen Umständen hinausgeschickt wurde, um sein Noviziat in der Welt zu beginnen, einen lebhaften Eindruck gemacht haben.

Nachdem er diese alten Reiche erforscht hatte, und zu Stockholm erkannt worden war, ging er nach Dänemark und entzog sich unter einem angenommenen Namen der Beobachtung. Während seiner Wanderschaft war keine Verbesserung in seinen pekuniären Verhältnissen oder politischen Aussichten eingetreten; aber Nichts vermochte ihn von dem Beschlusse abzubringen, die Waffen nicht gegen Frankreich zu tragen und er lehnte die Einladung Ludwigs XVIII., sich dem Heere unter dem Prinzen Condé anzuschließen, ab.

Der wandernde Prinz hatte seine Maßregeln so klug getroffen, daß die französische Regierung alle Spur von ihm verloren hatte, und die Agenten des Direktoriums angewiesen wurden, kein Mittel unversucht zu lassen, um seine Zufluchtsstätte zu entdecken. Besondere Aufmerksamkeit richtete man auf Preußen und Polen, da man ihn in einem dieser beiden Ländern glaubte. Aber diese Bemühungen waren fruchtlos und zogen endlich einen Versuch ganz anderer Art nach sich, der die Gefühle des Sohnes und Bruders in einer Weise in Anspruch nahm, die ihn nicht zögern ließ, das Anerbieten einer Verbannung in noch entlegenern Gegenden anzunehmen, welches ihm gemacht wurde. Das Direk-

ders in Nordland und Finmarken so offen und herzlich zu Theil wurde, und in diesem Augenblicke, da ein Zeitraum von neun und vierzig Jahren seit dieser Reise in Norwegen mir nur wenige meiner alten Wirthe übrig gelassen hat, ist es mir erfreulich, Allen in Ihrer Person die dankbaren Gefühle ausdrücken zu können, die ich fortwährend hege."

torium trat in Unterhandlung mit der Herzogin von Orleans, und gab ihr zu verstehen, wenn sie sich an ihren ältesten Sohn wenden und ihn zur Uebersiedlung nach den Vereinigten Staaten bestimmen würde, sollte ihre eigene Lage erträglicher gemacht, die Sequestration ihrer Güter aufgehoben und ihre beiden jüngsten Söhne freigelassen werden, um sich zu ihrem Bruder nach Amerika zu begeben. Die Herzogin ging auf diesen Vorschlag ein und schrieb an ihren Sohn einen Brief, worin sie ihn um seine Zustimmung zu den vorgeschlagenen Bedingungen anging, und die Worte hinzusetzte: „Möge die Aussicht, die Leiden Deiner armen Mutter zu mildern, die Lage Deiner Brüder weniger schmerzlich zu machen und zur Ruhe Deines Vaterlandes beizutragen, Deinen Edelmuth belohnen!“

Die Regierung unterzog sich selbst der Beförderung dieses Briefes an den Verbannten, und ein neuer Versuch wurde zu seiner Auffindung gemacht. Nachdem andere Mittel gescheitert waren, wandte sich der französische Geschäftsträger zu Hamburg an Hrn. Westford, einen Kaufmann dieser Stadt, von dem man aus verschiedenen Gründen vermuthete, daß er einen Briefwechsel mit dem Prinzen unterhalte. Dieser Verdacht war wohl begründet, aber Herr Westford schenkte der Erklärung des Geschäftsträgers, daß er bei Eröffnung eines Verkehrs mit dem Herzog beabsichtige, ihm von Seiten der Regierung ein Schreiben seiner Mutter zu übermachen, keinen Glauben und läugnete jede Kenntniß von seinem wirklichen Aufenthalt. Indessen theilte er sogleich das Vorgefallene dem Herzog mit, und dieser beschloß sich der Gefahr auszusetzen, in der Hoffnung einen Brief direkt von seiner Mutter zu erhalten. Er befand sich gerade in der Nähe von Hamburg, jedoch in den dänischen Staaten, in denen er seinen Aufenthalt von Zeit zu Zeit gewechselt hatte, wie es eine schuldige Rücksicht auf Geheimhaltung erforderte. An einem Abend veranstaltete Herr Westford in seinem Hause eine Zusammenkunft zwischen dem Herzog und dem französischen Geschäftsträger, und hier gab Louis, nach Empfang des Briefes seiner Mutter, sogleich seine Zustimmung zur Annahme der vorgeschlagenen Bedingungen und erklärte sich bereit, unverzüglich nach den Vereinigten Staaten unter Segel zu gehen. Alsbald schrieb er einen Brief an seine Mutter, der mit den Worten beginnt: „Wenn meine liebe Mutter diesen Brief erhält, werden ihre Befehle vollzogen, und ich nach den Vereinigten Staaten unter Segel gegangen sein.“

Das Schiff „American“ (Kapitain Ewing) ein regel-

mäßiger Kauffahrer zwischen Philadelphia und Hamburg, lag damals, um sich zum Abgange vorzubereiten, in der Elbe. Der Herzog wandte sich in der angenommenen Eigenschaft eines Dänen an den Kapitän und kam wegen der Ueberfahrt um den damals gewöhnlichen Preis von fünf und dreißig Guineen mit ihm überein. Er hatte seinen getreuen Diener Baudoin bei sich, der auf seinen Reisen wieder zu ihm gekommen war, und den er über den atlantischen Ozean mit sich zu nehmen wünschte. Aber der Kapitain zeigte sich aus irgend einem Grunde abgeneigt, diesen geringen Diener aufzunehmen und erklärte seinem zudringlichen Passagier, daß ihm die Dienste dieses Mannens nicht nur auf der Reise nutzlos sein würden, sondern daß er auch, wenn er in Amerika ankomme, wie die meisten Diener, seinen Herrn verlassen werde. Endlich jedoch ließ sich der Kapitän überreden, und der Diener wurde um 17½ Guineen aufgenommen.

Der Herzog wünschte der Beobachtung in Hamburg zu entgehen und bat deßhalb den Kapitän um Erlaubniß, sich an Bord seines Schiffes zu begeben und einige Tage vor der Abfahrt daselbst zu verweilen. Nicht ohne Widerstrebeu willigte der Kapitän in diesen ungewöhnlichen Vorschlag, obgleich es sich später zeigte, daß dieser Schritt, sowie das Dunkel, mit dem sich offenbar seine junger Passagier umgab, einen ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Ehe das Schiff die Elbe verließ, kam Abends zuvor, als der Herzog schon in seinem Kabinette war, ein ältlicher Franzose, der sein einziger Kajütengenosse sein sollte, an Bord. Er verstand das Englische schlecht und sprach es noch schlechter, und da er die Einrichtung weit geringer fand, als er erwartet hatte, fing er heftig zu schimpfen an, aber sein Geschwätz fand einen komischen Zügel an der Mühe, die es ihm kostete, seinen aufgeregten Gefühlen in englischer Sprache Luft zu machen. Er rief nach einem Dollmetscher, und da er keinen fand, ließ er allmählig, wenn auch nicht in seiner Unzufriedenheit, doch in der Aeußerung derselben nach und zog sich zur Ruhe zurück. Als er des Morgens den Herzog sah, war seine erste Frage, ob er Französisch spreche, und als er hörte, daß dies der Fall war, drückte er seine Freude aus und sagte: „Sie sprechen sehr gut für einen Dänen und Sie werden im Stande sein, ohne meinen Unterricht fortzukommen. Sie sind jung und ich bin alt: Sie müssen mir als Dolmetscher dienen." Hierauf ging der Herzog ein, und der alte Herr, der ein Pflanzer vón St. Domingo war und sich nach seiner Heimathinsel begab, begann die Aufzählung

seiner Beschwerden. Er hatte keine Zähne und der Koch kein weiches Brod, und er sagte, daß es unmöglich sei, auf einem Schiffe zu segeln, das nicht die Mittel habe, frisches Brod zu backen; daß eine solche Einrichtung an Bord aller französischen Schiffe bestehe, und daß er den amerikanischen Zwieback nicht essen könne. Der Kapitän antwortete ihm kaltblütig: „Hier ist mein Fleisch und hier ist mein Brod; und wenn Sie mit meiner Kost nicht zufrieden sind, so können Sie das Schiff verlassen." Der ungeduldige Pflanzer, der die Aussicht, sein Vaterland wieder zu besuchen, nicht aufgeben wollte, hielt es für besser, seine Zähne zu wagen als sich auszuschiffen und blieb an Bord. Es waren auch viele Zwischendeckpassagiere, Deutsche und Elsässer da, welche nach den Vereinigten Staaten auswanderten. Das Schiff verließ die Elbe am 24. Sept. 1796 und kam, nach einer glücklichen Fahrt von 27 Tagen, zu Philadelphia an. Ehe sie in den Meerbusen des Delaware einfuhren, entdeckte der Herzog, der nicht wünschte, daß der Kapitän seinen wahren Charakter durch den Mund der Oeffentlichkeit erfahre, wenn er seinen Bestimmungsort erreicht habe, diesem, wer er sei. Der Kapitän drückte seine Freude über die Mittheilung aus und sagte offen, daß die Umstände, unter welchen er an Bord gekommen sei, einen für seinen jungen Passagier ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht haben, daß er in seiner Vermuthung, was wohl sein wahrer Stand sein möge, zu dem Schlusse gekommen sei, er sei ein Spieler, der sich in verwegene Spekulationen eingelassen habe und nun in der neuen Welt Verborgenheit und Zuflucht suche. Die Wechsel des Zufalls waren allerdings gegen seinen neuen Bekannten gewesen, und er hatte einen großen Preis in der Lotterie des Lebens verloren; aber er hatte jene besseren Preise bewahrt — ein gutes Gewissen und einen makellosen Ruf. Der andere Passagier, der Pflanzer von St. Domingo, blieb in Unwissenheit über den Namen seines Kajütengefährten und erfuhr ihn erst in Philadelphia, als er sich bei dem Herzoge einfand, um sein Erstaunen auszudrücken und seine Aufwartung zu machen.

Aufenthalt und Reisen in Amerika.

Nachdem der Herzog von Orleans in den Vereinigten Staaten angekommen war, trafen im folgenden Monate November seine Brüder, Montpensier und Beaujolais bei ihm ein, nachdem sie eine 93 Tage lange, stürmische Ueberfahrt von Marseille aus gehabt hatten. Die wieder vereinigten Prinzen ließen sich nun miteinander in Philadelphia

nieder und verbrachten daselbst den Winter, indem sie sich unter die dortige Gesellschaft mischten und manche angenehme Bekanntschaft machten. Philadelphia war damals der Sitz der Bundesregierung und General Washington stand an der Spitze der Verwaltung. Die drei jungen Fremden wurden ihm vorgestellt und eingeladen, nach Verlauf seiner Dienstzeit Mount-Vernon zu besuchen. Der Herzog war anwesend, als die letzte Botschaft des Generals Washington an den Congreß verlesen wurde, und wohnte auch der Einsetzung des Herrn Adams bei, als sein ehrwürdiger Vorgänger heiteren Muthes vom öffentlichen Leben zurücktrat.

Hierauf besuchte der Herzog von Orleans mit seinen Brüdern Mount-Vernon. Auf dem Wege dahin kam er über Baltimore, wo er eine früher in Philadelphia gemachte Bekanntschaft mit General Smith erneuerte und über den Ort kam, wo die gegenwärtige Stadt Washington liegt, und wo er von dem verstorbenen Hrn. Law gastfreundlich aufgenommen wurde und den gegenwärtigen General Mason von Georgetown traf. Dieser höchst achtbare Mann steht in gutem Andenken bei dem Könige, der gerne von der Gastfreundschaft seines Hauses und seiner persönlichen Güte spricht, die sich unter anderm dadurch kund gab, daß er seine drei junge Gäste auf einem Besuche der Wasserfälle des Potomak begleitete. Von Georgetown gingen die Reisenden nach Alexandria und von da nach Mount-Vernon, wo sie sehr gütig aufgenommen wurden und einige Tage verweilten.

Während ihres Aufenthaltes zu Mount-Vernon, entwarf General Washington für die verbannten Prinzen einen Reiseplan nach dem Westen, und versah sie mit einigen Empfehlungsschreiben an Leute, die sie auf ihrem Wege treffen mußten. Sie machten die nöthigen Vorbereitungen zu einer langen Tour, die sie zu Pferde ausführten, und wobei Jeder, was er an Kleidern und sonstigen Artikeln zu seinem persönlichen Bedarfe nöthig hatte, nach der Mode jener Zeit in einem Paar Sattelranzen mit sich führte. Die Reisekarte der drei Prinzen wird noch heute aufbewahrt und bietet den überzeugenden Beweis, daß sie sehr stark gebraucht wurde. Die verschiedenen Straßen, welche die Reisenden verfolgten, sind mit rother Dinte scharf angezeichnet, und ihre Ausdehnung und Richtung ist ein Beweis, wie unternehmend die drei jungen Fremdlinge in ihrem Bestreben waren, sich eine genaue Kenntniß des Landes zu verschaffen, und zwar zu einer Zeit, worin die Schwierigkeiten des Reisens über einem großen Theil ihres Weges bedeutend genug waren, um manchen

kühnen Amerikaner abzuschrecken. Louis Philipp sagte, als er vor kurzer Zeit diese Karte einem Amerikaner zeigte, daß er noch eine genaue Rechnung besitze, die jeden Thaler nachweise, den er in den Vereinigten Staaten ausgegeben habe. Dies ist ein Beispiel von Genauigkeit in Geschäften, das nicht genug zu loben und nachzuahmen ist. Diese Sorge, seine Rechnungen selbst zu führen, war einer der charakteristischen Züge Washingtons; und diese beiden berühmten Männer waren ohne Zweifel von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Pünktlichkeit zum Erfolge wesentlich sei.

Zu der Zeit, da die Reise der Prinzen stattfand, waren die Niederlassungen in den hinteren Gebietstheilen der Vereinigten Staaten in einem vergleichungsweise rohen Zustande und konnten nur unter den größten Beschwerden durchreist werden. Die Wirthshäuser insbesondere waren selten und weit von einander entfernt, und die Besitzer derselben großentheils grob und übermüthig. An der Straße von Leesburg und Harper's Ferry nach Winchester stiegen der Herzog und seine Brüder an einem Hause ab, das einem gewissen Herrn Busch gehörte, wo sie ein unangenehmes Beispiel von Unhöflichkeit erlebten. Herr Busch war von Mannheim am Rhein, und da der Herzog von Charters kürzlich diese Stadt besucht hatte und geläufig Deutsch sprach, so war ein Band der Mittheilung zwischen ihnen geknüpft, und der Hausherr und der Reisende sahen sich bald in ein interessantes Gespräch verwickelt. Dies geschah, während die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden, ein kräftiges Mahl für die hungrigen Gäste, und vermuthlich auch für andere Anwesende zu bereiten, welche dasselbe unerläßliche Bedürfniß fühlten. Da einer der jüngeren Brüder unwohl war, so sprach der ältere gegen den Wirth den Wunsch aus, er möchte ihnen erlauben, besonders zu speisen. Aber, ach die Eitelkeit menschlicher Erwartungen! Ein solcher Vorschlag war im ganzen Thale Shenandoah, zumal im Hause des Herrn Busch, noch nie erhört worden. Die Hausordnung war angegriffen und sein Gewerbsstolz verwundet; die Erinnerungen an Mannheim, das Vergnügen, seine Muttersprache zu hören, und das bescheidene Gespräch der jungen Fremdlinge, Alles war in den Wind geworfen, und der beleidigte Würdenträger rief: „Wenn Ihr zu gut seid, an demselben Tische mit meinen andern Gästen zu essen, seid Ihr auch zu gut, in meinem Hause zu essen — geht!" Und obgleich der Herzog, alsbald im Tone der Abbitte erklärt, daß er durchaus keine Beleidigung beabsichtigt, und gerne essen wolle, wo es diesem Beherrscher hungriger Magen genehm sein würde, dieselben zu sättigen,

waren die jungen Männer genöthigt, das Haus zu verlassen und anderswo Zuflucht zu suchen.

Unsere Reisenden kehrten gerne Busch und Winchester den Rücken und setzten ihre Wanderung fort. Als sie durch einen Bezirk in Kentucky, the Barrens genannt, kamen, hielten der Herzog und seine Brüder an einer Schenke, wo „Unterkunft für Mann und Roß" zu finden sein sollte, und wo der Wirth gar zu gerne die Geschäfte der Reisenden hätte wissen mögen — wie es schien, nicht aus eitler Neugierde, sondern weil er wahrhaft für sie besorgt war. Es half ihm jedoch Nichts; der Herzog erklärte, sie reisen, um das Land zu besehen, und ohne die entfernteste Absicht, Boden zu kaufen oder sich niederzulassen. Ein solcher Beweggrund, die Unruhe und die Kosten einer langen Reise auf sich zu nehmen, ging über den Kreis der Beobachtung oder Erfahrung des Ansiedlers. In der Nacht erhielten alle Reisenden, die Füße gegen ein ungeheures Feuer gekehrt, ihr Lager auf dem Fußboden der Schenke, während der Wirth und seine Ehehälfte eine am Giebel befindliche Bettstelle einnahmen, die an die Balken der Wand festgenagelt war. In einem Augenblicke des Wachens hörte der Herzog zu seiner Ergötzung den guten Mann gegen sein Weib sein Bedauern darüber äußern, daß drei so viel versprechende junge Leute nutzlos im Lande herumlaufen, wobei er sich wunderte, daß sie sich nicht hier ankaufen und niederlassen wie ehrlicher Leute Kind.

Zu Chilocothe fand der Herzog ein Wirthshaus, das von einem gewissen Herrn M'Donald — einem den ersten Ansiedlern dieses Ortes wohlbekannten Namen — unterhalten wurde, und war Zeuge einer Scene, welche seitdem die Fortschritte der Sitten an diesem Orte, wie überhaupt im ganzen wohlgeordneten Staate Ohio zu einer seltenen gemacht haben. Er sah eine Schlägerei zwischen dem Wirth und einem seiner Gäste, bei welchem der erstere unterlegen wäre, wenn der Herzog nicht die Kämpfenden getrennt hätte.

In Pittsburg, einer Stadt an der Quelle des Ohio, deren Wichtigkeit immer zunimmt, und wohin sie zunächst ihre Schritte lenkten, blieben die Reisenden mehre Tage und knüpften Bekanntschaften mit verschiedenen Einwohnern an. Von Pittsburg gingen sie nach Erie, und von da, dem Ufer des Sees entlang, nach Buffalo. Auf dieser Reise stießen sie auf einen Trupp Senecaindianer, bei denen sie für eine Nacht gastfreundschaftliche Aufnahme fanden; denn es gab damals an den Ufern der amerikanischen Seen wenig andere Wohnungen als indianische Wigwams, geschweige denn andere Schiffe als Birkenkähne, welche darüber hin-

fuhren. Bei diesem Trupp befand sich eine alte Frau, die schon vor vielen Jahren gefangen worden war, und jetzt, an ihr Loos gewöhnt, sich darein fügte. Sie war eine geborene Deutsche, und bewahrte noch einige Erinnerung an ihre Muttersprache und ihre Heimath; das schwache, aber noch immer vorhandene Gefühl, das ihre Gegenwart mit ihrer Vergangenheit verknüpfte, flößte ihr ein Interesse für die drei jungen Fremdlinge ein, welche in jener Sprache und von jenem Lande zu ihr redeten, und sie bemühte sich, ihnen den kurzen Aufenthalt unter ihren Freunden so angenehm als möglich zu machen. Der Häuptling gab den Reisenden die Versicherung, er wolle persönlich für Alles verantwortlich sein, das sie seiner Sorge anvertrauen wollen; aber ohne diese Vorsichtsmaßregel könne er hinsichtlich seiner Leute für Nichts stehen. Somit wurde Alles bei dem Häuptling niedergelegt, Sättel, Zügel, Decken, Kleider und Geld; am andern Morgen wurden sämmtliche Gegenstände wieder treulich abgeliefert und sodann die Reise fortgesetzt. Aber sie waren noch nicht weit gekommen, als sie einen Lieblingshund vermißten, den sie nicht in die Liste der Contrebandartikel, welche in diesem urzeitlichen Zollhause niedergelegt werden mußten, einschließen zu müssen geglaubt und deßhalb in Freiheit gelassen hatten. Es war ein ausgezeichnet schönes Thier, und, da es der Kerkergenosse der beiden jüngeren Brüder im Schlosse St. Jean gewesen, waren sie auch sehr anhänglich an dasselbe. Der Herzog kehrte augenblicklich zurück, um den Hund zu suchen und zurückzufordern; ohne die mindeste Verlegenheit erwiderte ihm der Häuptling auf seine Vorstellungen: „Hättet Ihr mir den Hund gestern Abend übergeben, so wäre er diesen Morgen für Euch bei der Hand gewesen, aber wir werden ihn finden.“ Und augenblicklich ging er in einen Verschlag, der durch ein Brett verschlossen war, und sobald er dieses wegnahm, schlüpfte das treue Thier zu seinem Herrn heraus.

Nach einer kurzen Rast zu Buffalo, setzten sie nach Fort Erie auf der brittischen Seite über und begaben sich sodann nach dem Niagarafall. Dieses große Wunder der Natur veranlaßte, wie man sich denken kann, die genaue Untersuchung der Prinzen, und einer von ihnen, der Herzog von Montpensier, der vorzüglich zeichnete, nahm eine Skizze des Wasserfalles für seine Schwester auf. Hierauf begaben sie sich durch ein, fast im Zustande der Natur befindliches Land, nach Canandaigua. An einem der schlechtesten Theile dieser schlechtesten der Straßen, trafen sie Herrn Alexander Baring, den gegenwärtigen Lord Ashburton, den der Herzog in Philadelphia kennen gelernt hatte.

Ihre Reise nach Geneva fortsetzend, verschafften sie sich ein Boot, schifften sich auf dem Senecasee ein und fuhren diesen ganz hinauf; von hier gingen sie nach Tioga Point, am Susquehannah, wobei jeder der Reisenden für die letzten fünfundzwanzig Meilen sein Gepäck auf dem Rücken trug. Von Tioga fuhr die Gesellschaft in einem Boote nach Wilkesbarre und ging dann über Land nach Philadelphia.

Während seines Aufenthaltes in dieser Stadt, schrieb der Herzog von Montpensier an seine Schwester, Mademoiselle d'Orleans, einen vom 14. August 1797 datirten Brief, aus welchem folgender Auszug veröffentlicht wurde, der einen Bericht über die Reise gibt, welche der Schreiber und seine Brüder kürzlich gemacht:

„Wie ich hoffe, hast Du den Brief erhalten, den wir Dir vor zwei Monaten von Pittsburg aus sandten. Wir waren damals mitten in einer großen Reise begriffen, die wir vor fünfzehn Tagen beendigten. Sie dauerte vier Monate. Wir legten während dieser Zeit tausend Stunden zurück, beinahe stets auf denselben Pferden, mit Ausnahme der letzten hundert Stunden, die wir theils zu Wasser, theils zu Fuß, theils auf Miethpferden, und theils auf der Post oder auf öffentlichen Fahrgelegenheiten machten. Wir haben viele Indianer gesehen und blieben manche Tage in ihrem Lande. Sie nahmen uns sehr freundlich auf, und unsere Nationalität trug nicht wenig zu dieser guten Aufnahme bei, denn sie lieben die Franzosen. Nach unserem Besuche bei ihnen, gingen wir an den Fall des Niagara, den interessantesten Gegenstand, den wir auf unserer Reise trafen, und von dem ich Dir von Pittsburg aus geschrieben, daß wir ihn zu sehen beabsichtigen. Dieser Wasserfall ist das wunderbarste und erhabenste Schauspiel, das ich je gesehen. Er ist 137 französische Fuß hoch, und die Wassermasse ist ungeheuer; denn der ganze St. Lorenzstrom stürzt sich dort herab. Ich habe eine Skizze davon aufgenommen, und will darnach ein Bild mit Wasserfarben malen, das meine liebe Schwester gewiß bei unserer guten Mutter sehen wird; aber es ist noch nicht begonnen, und wird mir viel Zeit kosten, denn es ist wahrlich keine geringe Arbeit. Um Dir einen Begriff von der angenehmen Weise zu geben, in welcher man in diesem Lande reist, will ich Dir, meine liebe Schwester, sagen, daß wir vierzehn Tage in den Wäldern verbrachten, wobei wir beinahe von Insekten aller Art verzehrt wurden, nachdem wir bis auf die Haut durchnäßt waren, ohne uns trocknen zu können; Schweinefleisch und bisweilen ein wenig gesalzenes Ochsenfleisch und Welschkornbrod war unsere Speise."

Während sich der Herzog von Orleans und seine Brüder in Philadelphia aufhielten, wurde die Stadt von dem gelben Fieber heimgesucht, einer verderblichen Epidemie, der jedoch die unglücklichen Prinzen aus Mangel an Geld unmöglich entfliehen konnten. Aus dieser unangenehmen und gefährlichen Lage wurden sie im Laufe des Monats September durch einen Wechsel von ihrer Mutter glücklich befreit. Mit einer so zur guten Stunde wieder gefüllten Börse, unternahmen sie jetzt einen andern Ausflug, der sie nach dem östlichen Theile der Vereinigten Staaten nnd endlich nach Newyork führte. Hier erfuhren die Brüder, daß ein, in neuester Zeit erlassenes Gesetz, alle noch in Frankreich anwesende Mitglieder der Familie Bourbon aus diesem Lande verbannt habe, und daß ihre Mutter nach Spanien gebracht worden sei. Alsbald faßten sie den Entschluß, zu ihr zu gehen; aber wegen ihrer besonderen Umstände und wegen des Krieges zwischen England und Spanien, war dieser Zweck nicht so leicht zu erreichen. Um den französischen Kreuzern an der Küste zu entgehen, beschlossen sie, sich nach Neworleans zu verfügen, und dort eine Gelegenheit nach Havana zu suchen, von wo sie nach dem Mutterlande übersetzen zu können hofften. Sie brachen deßhalb am 10. Dezember 1797 nach Pittsburg auf; und da sie des Reitens müde waren, kauften sie sich unterwegs einen Wagen, spannten ihre Pferde daran, packten ihre Habe hinein und setzten ihre Reise mit mehr Bequemlichkeit fort. Sie kamen zu Carlisle an einem Sonntage an, als die Bewohner der benachbarten Landschaft Geschäfts oder Vergnügens halber in die Stadt hereingeströmt waren, und fuhren an einem Wirthshause an, bei dem ein Hafertrog stund, dessen sich die Fremden für ihre Pferde bedienen konnten, wenn sie dieselben nicht einstellen wollten. Die Reisenden verschafften sich eine Menge Hafer, schütteten diesen in den Trog, und zäumten die Pferde ab, um sie ungehindert fressen zu lassen. Der Herzog nahm seinen Sitz im Wagen und betrachtete seine Umgebung, als plötzlich die Pferde scheu wurden, mit dem Wagen davon rannten und umwarfen. Der Herzog wurde herausgeschleudert und etwas beschädigt. Wie wir gesehen, hatte er in früher Jugend das Aderlassen gelernt. Indem er sogleich erkannte, daß sein Zustand eine Blutentziehung erheische, und indem er sich, so gut er konnte, nach dem Wirthshause hinschleppte, bat er den Gastgeber um Erlaubniß, die Operation in seinem Hause vorzunehmen, und ersuchte ihn um Leinwand und Wasser. Die Familie war gütig, und versah ihn mit Allem, was er nöthig hatte, und bald verschaffte er sich durch Entziehung einer Menge

Blutes Erleichterung. Das Unglück mit dem Wagen jedoch, und die Beschädigung des Reisenden, noch mehr aber die außerordentliche Erscheinung, daß er sich selbst zur Ader ließ, hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und eine zahlreiche Menge war in dem Wirthshaus versammelt, um das Resultat der Operation zu beobachten. Die neugierigen Zuschauer glaubten vermuthlich, er sei ein Yankeedoktor, der nach dem Westen ziehe, um sich dort niederzulassen, und seine Kunst und seine Mittel zu verkaufen. Offenbar sehr zufrieden mit der chirurgischen Geschicklichkeit, welche der Fremde so eben an den Tag gelegt hatte, machten sie ihm den Vorschlag, in Carlisle zu bleiben und seine Kunst hier auszuüben, indem sie ihm versprachen, ihn anzustellen, und ihm versicherten, er habe hier weit bessere Aussichten als jenseits der Gebirge.

Als unsere Reisenden Pittsburg erreichten, fanden sie den Monongahela gefroren, aber den Alleghani offen. Sie kauften ein Boot, das damals im Eise festsaß, und schafften es mit viel Mühe und Anstrengung nach der Stelle, wo die beiden Flüsse zusammenströmen und den Ohio bilden. Auf diesem Strome schifften sie sich ein und fuhren mit drei Ruderern denselben hinab. Vor ihrer Ankunft zu Wheeling, war der Fluß durch das Eis ganz gesperrt, und sie sahen sich genöthigt, ans Land zu gehen und einige Tage zu warten. Sie fanden den Major F., einen Offizier aus dem Heere der Vereinigten Staaten, der Depeschen für die unteren Posten bei sich hatte und an demselben Orte warten mußte. Den Fluß von den benachbarten Höhen aus in Augenschein nehmend, überzeugten sie sich, daß sich das Eis nur etwa eine Dreiviertelmeile weit erstreckte, und machten sich bereit, den ersten Augenblick zu benützen, in welchem sich eine Oeffnung zeigen würde. Dies geschah bald; sie fuhren durch und setzten ihre Reise fort, aber Major F., der weniger rasch gehandelt hatte, versäumte die Gelegenheit und blieb im Blokadezustand. Er erreichte den unteren Theil des Stromes erst drei Wochen nach unsern Reisenden. Zu Marietta hielten sie an und stiegen ans Land, und ein Umstand, der mit diesem Ereignisse in Verbindung steht, zeigt, welches außerordentliche Gedächtniß Louis Philipp besitzt. Vor wenigen Jahren fragte er einen Amerikaner, ob er je in Marietta gewesen sei. Zufälliger Weise hatte dieser Herr in seiner Jugend mehre Jahre daselbst verbracht und konnte somit eine bejahende Antwort geben. „Und kennen Sie,“ fragte der König ferner, „einen französischen Bäcker daselbst, Namens Thierry?“ Der Herr antwortete, er kenne ihn genau. „Gut,“ sagte der König, „ich ging einst mit ihm durch“ und erzählte sodann

nachstehende Begebenheit: Als er den Ohio hinabfuhr, hielt er bei Marietta an, und ging in die Stadt, um Brod zu holen. Er wurde zu diesem Herrn Thierry gewiesen. Der Bäcker hatte gerade keinen Vorrath, begann aber sogleich, seinen Ofen zu heizen, um seinem Begehren zu entsprechen. Mittlerweile wanderte der Prinz in der Stadt umher, und besuchte die interessanten alten Ueberreste, welche in dem westlichen Theile derselben, an den Ufern des Muskingam zu finden sind, und deren Geschichte und Bestimmung zu so vielen und unbefriedigenden Vermuthungen Anlaß gegeben. Der Prinz nahm eine Skizze von einigen dieser Werke auf, die in der That zu den ausgedehntesten ihrer Art gehören, welche in dem ungeheuren Bassin des Missisippi zu finden sind. Bei seiner Rückkehr war das Eis in dem Muskingam auf dem Punkte, zu brechen, und Herr Thierry in seiner Arbeit noch so weit zurück, daß er kaum Zeit hatte, mit seinem Brode in das Boot zu springen, ehe sie vom Ufer abstoßen mußten, um noch vor der Eismasse in den Ohio zu kommen. Der auf diese Art entführte Bäcker ertrug sein Mißgeschick mit der Ruhe eines Philosophen; und obgleich er über den vermeintlichen Schmerz seines getreuen Weibes klagte, ermahnte er doch die Ruderer, sich anzustrengen, um seine jungen Landsleute aus dem Bereiche aller Gefahr zu bringen. Endlich erreichten sie ihren Zweck; und nach einiger Zeit wurde Herr Thierry von einem Kahn, den sie anriefen, wohl zufrieden mit seiner Fahrt, wieder ans Land gebracht. Die Prinzen setzten ihre Reise fort und erlebten nur einen Unfall. Durch die Achtlosigkeit des Steuermannes stieß das Boot an einen Baum und verwickelte sich in seine Zweige. Die ganze Mannschaft, Passagiere und Ruderer, machten sich ans Werk, nach 24 Stunden war der Schaden ausgebessert, und am 17. Februar 1798 erreichten sie wohlbehalten Neuorleans.

Von dieser Stadt aus schifften sie sich an Bord eines amerikanischen Fahrzeuges nach Havana auf der Insel Cuba ein, und auf ihrer Fahrt wurden sie von einer englischen Fregatte unter französischer Flagge angehalten. Bis man Gewißheit über den Charakter des Kreuzers hatte, hegten die drei Brüder die Besorgniß, sie möchten erkannt und nach Frankreich geführt werden. Sobald man jedoch einerseits entdeckte, daß die Fregatte ein englisches Schiff, und andererseits, daß die drei jungen Passagiere die Prinzen des Hauses Orleans waren, war das Vertrauen hergestellt, und der Kapitän beeilte sich, sie an Bord seines Schiffes aufzunehmen, wo er sie mit Auszeichnung behandelte und sie sodann nach Havana führte.

Der Aufenthalt der wandernden Prinzen auf Cuba war nicht von langer Dauer. Von den spanischen Behörden wurden sie mit entschiedener Geringschätzung behandelt, und angewiesen, nach Neuorleans zurückzukehren. Dessen weigerten sie sich jedoch, und begaben sich nach den Bahamainseln, in der Erwartung, von dort ihren Weg nach England zu finden. Um diese Zeit war der Herzog von Kent auf den Bahamainseln, und nahm die erlauchten Fremden gütig auf, obgleich er sich nicht ermächtigt fühlte, ihnen Ueberfahrt nach England auf einer brittischen Fregatte anzubieten. Sie waren nicht entmuthigt, sondern segelten auf einem kleinen Fahrzeuge nach Neuyork, von wo sie ein englisches Paketschiff nach Falmouth brachte.

Ankunft in Europa — Vermählung.

Der Herzog von Orleans und seine Brüder kamen zu Anfang Februar 1800 in Falmouth an, und da sie ohne Schwierigkeit die Erlaubniß der Regierung erhielten, ans Land zu gehen, so begaben sie sich nach London und nahmen bald darauf ihren Aufenthalt an den Ufern der Themse zu Twickenham. Hier hatten die Verbannten endlich Gelegenheit, im Kreise der besten englischen Gesellschaft einige Ruhe zu genießen; auch fehlte es in diesem wie in jedem andern Falle, nicht an der wohlbekannten Gastfreundschaft Englands. Die jungen Prinzen wurden von allen Klassen, von der königlichen Familie an abwärts, mit der größten Freundlichkeit behandelt, und gewannen sich bald durch ihr ungekünsteltes Benehmen die allgemeine Achtung. Doch konnten weder die höflichen Aufmerksamkeiten des englischen Volkes, noch der Glanz der großen Welt Londons, die Erinnerung an seine Mutter aus dem Herzen des Herzogs von Orleans verwischen; und nachdem die englische Regierung ihm und seinen Brüdern eine freie Ueberfahrt nach Minorka auf einer Fregatte verwilligt hatte, begaben sie sich dahin, in der Erwartung, Mittel zu finden, nach Spanien überzusetzen, wo ihre Mutter als Verbannte und Gefangene lebte. Diese schwierige Expedition zeigte sich in Folge der damals in Spanien herrschenden Verwirrung erfolglos, und sie kehrten nach England zurück, um von Neuem ihren Wohnsitz in Twickenham aufzuschlagen.

In diesem freundlichen Asyle widmete sich der Herzog von Orleans mit Eifer dem Studium der Staatswirthschaft und den Institutionen Großbritanniens, machte mit seinen Brüdern dann und wann Ausflüge nach den Sitzen des Adels und den interessanten Theilen des Landes und wurde nach

Geschmack und Gewohnheiten beinahe ein Engländer. * Der einzige Gegenstand, der ihn drückte, war die schwache Gesundheit des Herzogs von Montpensier. Von Natur schwächlich und durch eine lange und grausame Haft noch schwächlicher geworden, hatte er seit seiner Ankunft in England eine allmählige Abnahme seiner körperlichen Kräfte verspürt, und trotz aller Anstrengungen der Kunst starb dieser liebenswürdige und gebildete Prinz am 18. Mai 1807. Seine Ueberreste wurden in der Westminsterabtei beigesetzt, wo sein Grabmal durch eine schöne lateinische Inschrift, welche der Herzog von Orleans und der General Dumouriez gemeinschaftlich verfaßt haben, bezeichnet ist. Den Verlust noch schwerer zu machen, begann auch die Gesundheit des Grafen Beaujolais, die durch dieselbe Behandlung wie die seines Bruders angegriffen worden war, abzunehmen. Auf die Weisung seiner Aerzte, ein wärmeres Klima zu besuchen, begleitete ihn der Herzog nach Malta, wo der Graf im Jahr 1808 starb. Seine Leiche wurde in der Gruft der St. Johanniskirche zu Valette beigesetzt.

Seiner Lieben beraubt und beinahe gebrochenen Herzens, ging der Herzog von Orleans von Malta nach Messina in Sicilien und besuchte auf eine freundliche Einladung des Königs Ferdinand (von Neapel) die königliche Familie zu Palermo. Die Bildung und das Unglück des Herzogs verfehlten ihren Eindruck auf die neapolitanische Familie nicht, und er fand sich in gleichem Maße entzückt durch die Aufnahme, die sie ihm schenkte. Während seines Aufenthaltes zu Palermo gewann er die Liebe der Prinzessin Amalie, der zweiten Tochter des Königs, und mit Zustimmung Ferdinands und der Herzogin von Orleans, die glücklicher Weise aus ihrer Gefangenschaft in Spanien befreit worden war und Erlaubniß erhalten hatte, nach Sicilien zu kommen, fand ihre Vermählung im November 1809 statt. Einer lang entbehrten Mutter wiedergegeben und zu gleicher Zeit mit einer liebenswürdigen Gemahlin vereinigt, war das Glück des Herzogs von Orleans ohne Zweifel vollendet. Wenigstens verdiente er dies.

* In einem Briefe an den verstorbenen Bischof von Llandaff, den der Herzog im Juli 1804 von Twickenham aus geschrieben, sagt er: „Ich verließ mein Geburtsland so frühe, daß ich kaum die Gebräuche oder Gewohnheiten eines Franzosen habe, und ich kann in Wahrheit sagen, daß ich England nicht nur aus Dankbarkeit, sondern aus Geschmack und Neigung zugethan bin. Mit aufrichtigem Herzen bete ich zu Gott, daß ich nie diesen gastlichen Boden verlassen möge. Aber nicht nur aus persönlichen Gefühlen nehme ich so großen Antheil am Glücke Englands, sondern auch als Mann. Die Sicherheit Europa's, ja der Welt, das Glück und die Unabhängigkeit der Menschheit hängen von dem Glücke und der Unabhängigkeit Englands ab.“

Ungefähr sechs Monate nach diesem Ereigniß wurde der Herzog von Orleans von der Regentschaft von Spanien eingeladen, eine Befehlshaberstelle in diesem Lande zu übernehmen, um die Legionen des französischen Kaisers daraus vertreiben zu helfen. Nach einem thätigen und nützlichen Leben sich sehnend, folgte er der Einladung; aber die Cortes weigerten sich schmählicher Weise, ihre trügerischen Versprechungen zu erfüllen, und nachdem er drei Monate mit dem Versuche zugebracht, Genugthuung zu erhalten, kehrte der Herzog nach Palermo zurück, wo er bei seiner Landung die frohe Kunde erhielt, daß die Herzogin von Orleans einen Sohn geboren (2. Sept. 1810).

Politische Laufbahn — Erwählung zum König.

In den vorhergehenden Blättern haben wir unseren Helden von seiner Kindheit in seine Jugend und von seiner Jugend in sein Mannesalter begleitet. Wir haben ihn im Unglück gesehen, wo er kaum Brod, kaum Obdach hatte. Wir haben ihn aus dieser Periode des Mißgeschicks hervorgehen sehen, bis er in ein Land kam, wo seine Ansprüche anerkannt wurden, und er nicht nur eine Heimath, sondern auch eine liebenswürdige, gebildete und in jeder Weise zur Sicherung seines Glückes geeignete Gefährtin fand. Jetzt haben wir die angenehme Pflicht, diesem merkwürdigen Manne aus seiner verhältnißmäßigen Dunkelheit in einem fremden Lande nach dem Lande seiner Väter zu folgen und zu sehen, wie er durch nicht zu berechnende Umstände die höchste Stellung erreichte, welche irdische Macht ir.end verleihen kann.

Die häusliche Ruhe, welche der Herzog von Orleans in Palermo genoß, wurde im Jahr 1814 plötzlich und unerwartet durch die Nachricht unterbrochen, daß Napoleon dem Throne entsagt habe und daß die Bourbons wieder in Frankreich eingesetzt werden sollen. Da er jetzt nach dem Lande seiner Geburt und dem Erbe, dessen ihn der Bürgerkrieg beraubt hatte, zurückkehren konnte, segelte der Herzog auf einem Schiffe, welches Lord Bentinck zu seiner Verfügung gestellt, von Sicilien ab. Am 18. Mai kam er zu Paris an, wo er in kurzer Zeit die seinem Range und seinen Talenten gebührenden Ehren genoß. Sein erster Besuch im Palais=Royal, das er nicht wieder gesehen, seit er sich von seinem Vater getrennt hatte und das jetzt sein Erbe war, soll einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, und der Anblick anderer Scenen, von denen er seit seiner Kindheit verbannt gewesen, erregte seine Gefühle nicht weniger.

Die Rückkehr Napo eons im Jahr 1815 unterbrach seine Zurüstungen zu einer Ansiedlung in der neugewonnenen

Heimath. Er sandte seine Familie nach England und wurde von dem König Ludwig XVIII. mit dem Oberbefehl der Nordarmee betraut. In dieser Stellung blieb er bis zum 24. März 1815, an welchem Tage er den Oberbefehl an den Herzog von Treviso abgab und zu seiner Familie nach England ging, wo er von neuem seinen Aufenthalt in Twickenham nahm. Nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. nach den hundert Tagen wurde eine Ordonnanz erlassen, welche nach der Charte, wie sie damals bestund, alle Prinzen von Geblüt ermächtigte, ihre Sitze in der Pairskammer zu nehmen; und der Herzog kehrte im September 1815 nach Frankreich zurück, um der Sitzung beizuwohnen. Hier zeichnete er sich durch liberale Gesinnungen aus, die der Regierung so wenig zusagten, daß er abermals nach England ging und dort bis zum Jahre 1817 blieb. Nun ging er wieder nach Frankreich, wurde aber nicht mehr aufgefordert, seinen Sitz in der Pairskammer einzunehmen und blieb deßhalb im Privatleben, in welchem er alle Tugenden eines guten Vaters, eines guten Gatten und eines guten Bürgers an den Tag legte.

Die Erziehung seiner Familie nahm nunmehr seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch. Sein ältester Sohn wurde wie sein Ahnherr Henry IV. in den Staatseinrichtungen des Landes unterrichtet und zeichnete sich durch den Erfolg seiner Studien aus. Seine Familie war stets ein Muster von Eintracht, Sittlichkeit und häuslichen Tugenden. Selbst einfach in seinem Geschmack, vereinigte er Ordnung und Sparsamkeit mit einer Pracht, wie sie seinem Range und Reichthum entsprach; denn reich war er durch die Wiedereinsetzung in sein Erbe geworden. Beschützer der Künste und Wissenschaften, schmückte er seinen herrlichen Palast in Paris und seinen köstlichen Sitz zu Neuilly mit Kunstgegenständen und erhielt überhaupt Besuche von den ausgezeichneten Männern der Zeit.

Während der Herzog von Orleans auf diese Weise eine Laufbahn verfolgte, die den Ränken und versteckten Feindseligkeiten des Hofes ferne blieb, eröffnete sich in dem Drama seines sonderbaren und wechselvollen Lebens eine neue und unerwartete Scene. Wir meinen hier die Revolution von 1830, deren Kunde alle Völker Europa's im höchsten Grade überraschte, wiewohl ein solches Ereigniß im Ganzen nicht unvorhergesehen war. Der ältere Zweig der Bourbons, der durch die Gewalt fremder Waffen wieder auf den Thron seiner Vorfahren gesetzt worden war, hat sich, wie selbst seine besten Freunde zugeben, in einer Weise betragen, die wenig darauf berechnet war, sich die Liebe des französischen Volkes zu sichern. Der letzte Streich, welchen Karl X.

und der Fürst von Polignac nebst den übrigen Ministern der Verfassung versetzten, war unstreitig einer der wahnsinnigsten Handlungen, deren die Geschichte irgend gedenkt. Die Thatumstände waren folgende:

Die Deputirtenkammer wurde im Mai 1830 aufgelöst und eine neue Wahl auf Ende Juni und Anfang Juli angeordnet. Sämmtliche Ergebnisse der neuen Wahlen zeigten eine starke Mehrheit gegen das Ministerium, das keineswegs beim Volke beliebt war. In constitutionellen Staaten beobachtet der König in solchen Fällen die gesunde und wohlbekannte Politik, einen Ministerwechsel vorzunehmen, um die vollziehende Gewalt mit der gesetzgebenden in Einklang zu bringen. Karl X. wagte, dieses Verfahren umzukehren. Auf den falschen Rath von Höflingen, die ihn später verließen, wagte er, seine Minister zu behalten und eine neue Wahl nach Grundsätzen anzuordnen, die dem bestehenden Gesetze widersprachen und durch welche er eine Mehrheit in der Kammer zu gewinnen hoffte. Nachdem die Journale oder öffentlichen Blätter allgemein diese und andere Projekte als eine Verletzung der Charte oder des Vertrages zwischen König und Volk bezeichnet hatten, wurden diese zum Gegenstande der Verfolgung gemacht, und die königliche Partei beschloß, die Presse unter solche Gesetze zu stellen, daß alle freie Besprechung thatsächlich abgeschnitten wäre. Sofort wurden aus königlicher Machtvollkommenheit drei Ordonnanzen erlassen. Die eine löste die Kammern auf, die zweite schrieb willkürlich ein neues Wahlgesetz vor und die dritte suspendirte die Freiheit der periodischen Presse. Diese kühne Verletzung der Charte wurde vom Volk mit Bestürzung aufgenommen. Als die Sache in Paris am 26. Juli allgemein bekannt wurde, sanken die Fonds, weigerten sich die Banken, Wechsel zu diskontiren, und entließen die Fabrikanten ihre Arbeiter, die natürlich die Zahl der Unzufriedenen vermehrten. Mehre Journale erschienen trotz der Ordonnanzen am 27., und Exemplare derselben wurden in den Kaffeehäusern, Lesezimmern und Restaurationen zu Hunderten vertheilt. Journalisten eilten von Platz zu Platz, von Laden zu Laden, um sie laut vorzulesen und mit Bemerkungen zu begleiten. Die Druckerei des Temps, eines der entschiedensten unter den liberalen Blättern, wurde von einem Polizeiagenten, unterstützt von einer Abtheilung berittener Gendarmerie, mit Beschlag belegt. Diese und andere Handlungen des Angriffs gaben das Signal zum Widerstand und Aufruhr. In Großbritannien würde, ehe man zu diesem letzten Mittel schritte, das Volk sich friedlich versammeln und Petitionen oder Gegenvorstellungen einreichen; in Frankreich hingegen, wo öffent-

liche Versammlungen aller Art ohne die Zustimmung einer obern Behörde nicht geduldet werden, ist dem Volke thatsächlich die Möglichkeit abgeschnitten, zu petitioniren, und dies ist eine der Ursachen, aus denen es zu einem so gewaltsamen Mittel seine Zuflucht nimmt.

In der Nacht vom 27. Juli wurden die Straßen und Boulevards verbarrikadirt und das Pflaster aufgerissen, um Wurfgeschosse daraus zu bilden. Am Morgen des 28. stund ganz Paris unter den Waffen; die Nationalgarde erschien in ihrer alten Uniform, und die dreifarbige Fahne wurde aufgesteckt. * In unbegreiflicher Verblendung hatte die Regierung keine Vorsichtsmaßregeln getroffen, um ihre Schritte durch eine angemessene Waffenmacht zu unterstützen. Es waren höchstens 12,000 Soldaten in Paris, dessen Garnison man so eben vermindert hatte; der Kriegsminister beschäftigte sich, statt ein Heer aufzubringen, um die Hauptstadt in Schranken zu halten, mit Verwaltungsangelegenheiten, und Herr von Polignac bedauerte, daß er kein Geld habe, um es in den öffentlichen Fonds anzulegen. Den Uebelstand zu vollenden, waren keine geeigneten Vorkehrungen getroffen, die in den Straßen aufgestellten Soldaten mit Lebensmitteln zu versehen.

Am 28. wurde heftig gekämpft. Die wüthende Bevölkerung feuerte hinter den Barrikaden hervor, von den Dächern herab und aus den Fenstern; ein großer Theil der Truppen wurde entwaffnet; Andere wollten nicht auf ihre Mitbürger feuern und wieder Andere gingen offen zu den Bürgern über. Am 29. wurde General Lafayette von den liberalen Deputirten zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt und seine Wahl mit Begeisterung aufgenommen. Der Kampf war an diesem Tage noch größer, und am 30. errangen die Pariser den Sieg. Sieben- bis achttausend Personen wurden getöotet und verwundet. Jetzt mußte man sich entscheiden, welche Regierungsform an die Stelle der überwältigten treten sollte. Die Sache des älteren Zweiges der Bourbons wurde für verloren erklärt. Der König war thatsächlich entthront

* Die Fahne der Bourbons war weiß. Die dreifarbige Fahne, welche aus einem weißen, rothen und blauen Streifen besteht, verdankt ihre Erhebung zum Nationalzeichen dem Zufall. Bei der ersten französischen Revolution vermißte man ein unterscheidendes Zeichen, und was am nächsten lag, waren die Farben der Stadt Paris, blau und roth. Sie wurden sofort angenommen; aber um gewisse einflußreiche Mitglieder der Nationalgarde, welche nicht feindselig gegen den König gesinnt waren, damit zu versöhnen, wurde später Weiß, die Farbe der Bourbonen, hinzugefügt. So entstand die Fahne, die in den Revolutionskriegen getragen wurde und die Ludwig XVIII. unkluger Weise bei der Restauration nicht beibehielt. Jetzt ist die Verpflichtung, die dreifarbige Fahne zu erhalten, in die Charte aufgenommen.

und die Krone erledigt. In dieser äußersten Noth lenkte die provisorische Regierung, welche aus dem Kampfe hervorgegangen war, und bei der Lafitte, Lafayette, Thiers und andere Staatsmänner sich an die Spitze gestellt hatten, ihre Blicke auf den Herzog von Orleans und schlug zunächst vor, ihn nach Paris einzuladen, um als Lieutenantgeneral des Reiches und später in bestimmterer Weise, um als König an die Spitze des Staates zu treten. Während der Insurrektion hatte sich der Herzog von Orleans in Abgeschiedenheit auf seinem Landsitze aufgehalten, und wenn er auch den Gang der Ereignisse bewachte, wenigstens keinen thätigen Antheil, weder an der Entthronung seines Vetters, noch an den Bemühungen für seine eigene Erhebung, genommen.

Die Herren Thiers und Scheffer erhielten den Auftrag, die Unterhandlung mit dem Herzog zu leiten und begaben sich zu diesem Behufe nach Neuilly. Der Herzog war jedoch abwesend und sie besprachen sich deßhalb vorerst nur mit der Herzogin und der Prinzessin Adelaide, denen sie die der Nation drohenden Gefahren vorstellten und die Erklärung damit verbanden, daß bloß der schleunige Entschluß des Herzogs, sich an die Spitze einer neuen, constitutionellen Monarchie zu stellen, die Anarchie abzuwenden vermöge. Herr Thiers sprach die Ueberzeugung aus, „daß der Herzog von Orleans nur zwischen Gefahren wählen könne und daß bei dem bestehenden Stande der Dinge vor den möglichen Gefahren des Königthums zurückbeben, nichts Anderes heiße, als sich kopfüber in eine Republik und ihre unvermeidlichen Gewaltthaten stürzen.“ Nachdem der Inhalt dieser Mittheilung dem Herzog bekannt gemacht worden war, bedachte er sich einen Tag lang, worauf er auf das Gesuch einging und sich sodann am 31. nach Paris begab, um das ihm zugedachte Amt anzutreten. Am 2. August wurde die Abdankung Karls X. und seines Sohnes in die Hände des Lieutenantgenerals niedergelegt; dieselbe lautete jedoch zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux. Am 7. erklärte die Deputirtenkammer den Thron für erledigt, und am 8. begab sich die Kammer in Masse zu dem Herzoge von Orleans und bot ihm unter der Bedingung einer revidirten Charte die Krone an. * Die förmliche Annahme derselben fand am 9. statt und wird von Louis Blanc also beschrieben: „Ein mit dreifar-

* Nach dem Moniteur vom 8. August wurde der Beschluß, dem Herzog von Orleans die Krone anzubieten, von beiden Kammern am Abend des 7. August gefaßt und noch an demselben Tage durch die Deputirtenkammer Herrn Lafitte, und durch die Pairskammer, Herrn Pasquier an der Spitze, dem Herzoge mitgetheilt. Gegen beide Kammern sprach Louis Philipp seine Annahme mit tiefer Rührung aus.
Anmerk. d Uebers.

digen Fahnen überschatteter und von einem Baldachin von karmesinrothem Sammt überragter Thron ward im Palais-Bourbon errichtet; vor demselben hatte man drei Sitze für den Lieutenantgeneral und seine beiden älteren Söhne angebracht. Ein mit Sammt bedeckter Tisch, auf welchem sich die zur Unterzeichnung des Vertrages bestimmten Schreibmaterialien befanden, trennte den für den Herzog aufgestellten Sitz von dem Throne und versinnlichte den Zwischenraum, der zwischen ihm und dem Königthume liege. Der Herzog von Orleans trat unter dem Schall der Marseillaise und dem Donner der Kanonen des Invalidenhauses ein. Als er Platz genommen, setzte er seinen Hut auf und bat die Mitglieder beider Kammern, sich zu setzen. Sodann ersuchte er den Präsidenten der Deputirtenkammer, Herrn Casimir Perrier, die Erklärung vom 7. August zu verlesen, welche dahin ging, daß der Thron faktisch und von Rechtswegen erledigt sei, und daß ferner, da es unumgänglich nothwendig sei, dafür eine Vorkehrung zu treffen, die Kammern der Deputirten und Pairs nun Seine königliche Hoheit den Herzog von Orleans einlüden, König zu werden. Der Lieutenantgeneral gab seine Zustimmung in folgenden Worten:

„Meine Herren Pairs, meine Herren Deputirten! Mit großer Aufmerksamkeit habe ich die Erklärung der Kammer der Deputirten und die Beitrittsakte der Kammer der Pairs gelesen. Ich habe alle Ausdrücke derselben erwogen und überdacht. Ich nehme ohne Beschränkung oder Vorbehalt die Bestimmungen und Verpflichtungen an, welche diese Erklärung einschließt und den Titel König der Franzosen, den sie mir überträgt. Ich bin bereit, deren Beobachtung zu schwören.“ Hierauf erhob sich der Herzog, zog seinen Handschuh aus, entblößte sein Haupt und sprach die ihm eingehändigte Eidesformel. „In Gegenwart Gottes schwöre ich, die constitutionelle Charte mit den in der Erklärung ausgedrückten Modifikationen getreulich zu beobachten, nur durch die Gesetze und nach den Gesetzen zu regieren, gutes und genaues Recht zu sprechen, Jedem wie ihm gebührt, und in allen Dingen nichts vor Augen zu haben als das Interesse, das Wohl und den Ruhm des französischen Volkes.“ Louis Philipp war jetzt König. Nachdem er die Originale der Charte und der Eidesformel unterzeichnet hatte, bestieg er den Thron, von dem er sodann eine angemessene Rede hielt. Er nahm den Namen und Titel Louis Philipp I., König der Franzosen, an. Der Grundsatz, nach welchem ihm dieses hohe Amt übertragen wurde, ist derselbe, aus welchem die Berufung des Hauses Braunschweig auf den Thron von Großbritannien hervorging — die Einladung des Volkes, mit Ausschluß der

legitimen oder in gerader Linie folgenden Königsfamilie. — Zwei Dinge waren bei der Revolution von 1830 bemerkenswerth: der Heldenmuth des Volkes und die Schwäche der herrschenden Gewalt. Als Karl am 28. zu St. Cloud die Kunde erhielt, daß Blut in den Straßen von Paris fließe, nahm er die Nachricht gleichgültig hin, und als Alles vorüber war, wollte er verzagen, und in jener bittersten und vollendetsten Hoffnungslosigkeit, welche den Stolzen in der Stunde des Mißgeschickes ergreift, war sein einziger Gedanke, sich unter die Hand Gottes zu demüthigen. Seine Abdankungsakte wurde von den Kammern gar nicht beachtet. Er und seine Familie, mit Einschluß seines Enkels Henry, Herzogs von Bordeaux (der wenigstens an seines Großvaters Fehlern unschuldig war und deßhalb unser Mitleid verdient), wurden ruhig aus dem Reiche geführt. Die Demüthigung war um so vollständiger, als seine Anhänger, die Freunde der Legitimität — diejenigen, welche jetzt die Wiedereinsetzung seiner Familie verlangen — seiner Sache abtrünnig wurden. In ganz Frankreich erhob sich, ausgenommen unter den Truppen, die aus Gewohnheit der Pflicht handelten, nicht eine Hand, das sinkende Glück seines Hauses zu halten.

Gerne wenden wir uns von diesen Ereignissen zu dem Helden dieses Abrisses. Louis Philipp hat seit seiner unerwarteten Gelangung zur Gewalt anerkanntermaßen mit Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeit regiert. Vor Allem hat er sich als der Freund des Friedens ausgezeichnet. Unter seiner Regierung hat Frankreich Ruhe gefunden und kam in einen Zustand raschen Fortschrittes und Gedeihens. Der erachtetste Mißgriff, dessen er in der Politik beschuldigt wird, ist die häufige und strenge Verfolgung der Presse wegen vorgeblicher Schmähschriften über seine Regierung. Der einzige Fehler, den man ihm als Privatmann zur Last legt, ist zu große Sparsamkeit, obgleich dieser Vorwurf sich mit den ungeheuren Summen, die er bekanntlich zur Verschönerung von Versailles und andern Orten der öffentlichen Pracht, sowie zur Aufmunterung der Künste verwendet, nicht wohl verträgt. Obgleich vorgerückt an Jahren, besaß er, wie ein bereits angeführter Schriftsteller bemerkt, eine kräftige Constitution. Ein hübscher Mann, so lange er jung war, hatte er in seinem Alter eine zu große Körperfülle, aber seine Bewegungen waren leicht, und sein ganzes Benehmen zeichnete sich durch jene glückliche Gewandtheit aus, die er sich durch guten Geschmack und die feine Gesellschaft, in der er sich bewegte, erworben hatte. Er war sehr gesprächig und leutselig gegen Alle, die an seinem Hofe eingeführt wurden. In Erfüllung seiner Staatspflichten war er

rasch und thätig und übte über seine Minister einen Grad von Gewalt aus, der beinahe die Grenzen constitutioneller Monarchie überschreitet; doch glaubt man, seine Einmischung in dieser Beziehung habe sich in manchen Fällen dem Staate sehr nützlich erwiesen. Seit seiner Gelangung zur königlichen Gewalt ist seine vollkommene Kenntniß der englischen und anderer neuerer Sprachen in den diplomatischen Verhandlungen sowohl als zur Ermittlung des wahren Sinnes ausländischer Nachrichten von unberechenbarem Nutzen gewesen.

Das größte Unglück, das den König je betraf, war der Tod seines ältesten Sohnes, des Herzogs von Orleans, der durch das Herausspringen aus seinem Wagen am 13. Juli 1842 starb. Der Herzog war mit einer Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin vermählt, von welcher er zwei Söhne hinterließ. Der älteste derselben, welcher den Namen und Titel Louis Philipp Albert, Graf von Paris, führt, wurde den 24. August 1838 geboren, und ist der gesetzliche Thronerbe. Die andern Söhne des Königs sind die Herzoge von Nemours, Joinville, Aumale und Montpensier. Er hat auch zwei Töchter; die eine ist die Königin von Belgien; die jüngere war an den Herzog Paul von Württemberg verheirathet, ist jedoch frühe gestorben.

Am 23. Februar 1848 brach die Februarrevolution in Frankreich aus. Ludwig Philipp mußte flüchtig gehen und gelangte nur mit Hülfe einer Verkleidung nach England, woselbst er in stiller Zurückgezogenheit unter dem Namen eines Grafen von Neuilly in Claremont, einer Besitzung des Königs der Belgier, lebte, bis am 25. August 1850 der Tod seinem Leben ein Ziel setzte. Er starb in Claremont, umgeben von seiner Familie, in einem Alter von 76 Jahren.

Druck der Rieger'schen Officin in Stuttgart.